

## II. Buchbesprechungen

### 1. Gesamtdarstellungen

HEIDRUN DIERK: Gott und die Kirchen. Orientierungswissen Historische Theologie (Theologie elementar). Stuttgart: Kohlhammer 2015. 229 S. m. Abb. ISBN 978-3-17-023007-1. Kart. € 34,99.

Die vorliegende Veröffentlichung liefert einen Überblick über die Geschichte des Christentums, der insbesondere für Lehramtsstudierende konzipiert ist. In einer Einführung wird der wissenschaftliche Anspruch der Disziplin ›Historische Theologie‹ erörtert und die Entwicklung der Kirchengeschichtsschreibung skizziert. Im Anschluss daran werden die Relevanz dieser Disziplin im Rahmen eines Lehramtsstudiums der Theologie herausgestellt und die Struktur der Darstellung mit dem besonderen Interesse an der Kompetenzorientierung und Elementarisierung des Stoffes begründet. Die Darstellung erfolgt dann chronologisch in sechs Kapiteln: Alte Kirche und Konstantinische Wende – Mittelalterliches Christentum – Reformation und Konfessionelles Zeitalter – Das Zeitalter der Aufklärung – Das lange 19. Jahrhundert – Formen und Modelle des Christlichen im 20. Jahrhundert. Dass »die Darstellung wesentlich eurozentristisch bzw. germanozentrisch ausgerichtet ist« (S. 5), wird im Vorwort konstatiert und darauf zurückgeführt, dass es unausweichlich sei, »Fokussierungen und Konzentrationen vorzunehmen« (ebd.), ohne dass jedoch plausibel wird, warum europäische und außereuropäische Perspektiven der Christentumsgeschichte nicht stärker Berücksichtigung gefunden haben, zumal die theologische wie auch interkulturelle Dimension der Kompetenzorientierung das erwarten ließe. Die einzelnen Kapitel sind jeweils in drei Themenbereiche bzw. Problemstellungen gegliedert, indem zum einen das Gottesverhältnis im Sinne der Gottesfrage als zentrales Thema der Theologie in den Blick genommen wird, zum anderen das Binnenverhältnis, d. h. die Ausdifferenzierung der christlichen Gemeinschaften sowie deren Verhältnis zueinander, und als Drittes das Weltverhältnis, d. h. die Außenperspektive des Christentums in seinen vielfältigen Beziehungen zu seiner Umwelt. Die Reihenfolge dieser drei Frageperspektiven in den einzelnen Kapiteln ist nicht statisch, sondern flexibel – sie richtet sich danach, von welchen Faktoren jeweils die stärksten Impulse für historische Veränderungen ausgingen. Zu Beginn eines jeden Kapitels werden Spezifika des jeweiligen Zeitabschnitts in Form eines Überblicks prägnant zusammengefasst und die wichtigsten Ziele der kirchenhistorischen Erkenntnis sowie die damit verbundenen Kompetenzen aufgelistet. Am Ende jedes Kapitels werden Anregungen für den Unterricht präsentiert, die in aller Kürze auf wichtige Fragestellungen, aussagekräftige und lernfördernde Materialien sowie aktuelle Bezüge hinweisen; zudem finden sich Empfehlungen zur weiteren Lektüre oder auch zum Weiterhören.

Die einzelnen Kapitel stellen die historischen und theologischen Zusammenhänge in einer gut lesbaren Form dar und vermitteln so grundlegende Kenntnisse der Geschichte des Christentums. Dabei kommen auch aktuelle Tendenzen und Debatten der Forschung zur Sprache, wie etwa die Frage, ob das Verhältnis von Spätmittelalter und Reformation eher als Kontinuität oder als Bruch zu beschreiben ist. Abbildungen, die zur Veranschau-

lichung oder auch Verdichtung des Stoffes dienen könnten, sind nur wenige – zudem in sehr kleinem Format – abgedruckt. Ein Glossar mit wichtigen Begriffsklärungen, ein umfangreiches Literaturverzeichnis sowie ein Personen- und Sachregister schließen diesen Band ab, der Theologiestudierenden, die sich ein Orientierungswissen zur Historischen Theologie aneignen wollen, empfohlen werden kann.

*Michael Basse*

NIKLAUS KUSTER, ALBERT GASSER: Vom Urchristentum in die Gegenwart. Kirchengeschichte (Studiengang Theologie, Bd. III). Zürich: TVZ 2016. 396 S. m. Abb. ISBN 978-3-290-20104-3. Kart. € 32,00.

Hervorgegangen aus dem berufs begleitenden Studiengang »Theologie STh« für theologisch interessierte Männer und Frauen aus der deutschsprachigen Schweiz stellen der em. Churer Kirchenhistoriker Albert Gasser und der an verschiedenen Schweizer Universitäten als Lehrbeauftragter tätige Nikolaus Kuster den Bereich der gesamten Kirchengeschichte vor. Schwerpunkt der Darstellung ist die Geschichte der katholischen Kirche in Europa (S. 7), gemessen am Umfang des Buches sind die Ausblicke auf andere Kontinente, etwa zur Missionsgeschichte, aber auch auf die Entwicklung der Konfessionen z. T. bis in die Gegenwart durchaus großzügig angelegt, während die spezifisch Schweizerische Kirchengeschichte ein Dasein in Exkursen führt. Eine Ausnahme davon stellt das Zwingli-Kapitel dar, das umfangreicher ausgefallen ist als der entsprechende Abschnitt zu Luther (S. 236–244).

Die Darstellung orientiert sich an der klassischen Dreiteilung in »Frühe Kirche«, »Mittelalterliche Kirche« und »Neuzeit«, unter denen das letzte Kapitel gegenüber den vorhergehenden den meisten Platz beansprucht. Dabei, so stellen die Verfasser in Anlehnung an frühere Arbeiten Gassers heraus, könne ein solches Buch doch nur einen Panoramablick auf die Kirchengeschichte werfen und in der Kürze lediglich markante Punkte beleuchten (S. 13f.); ob ein solches Unternehmen gelungen ist oder nicht, wird vielfach im Auge des Betrachters liegen, doch haben es sich die Verfasser nicht einfach gemacht in ihrer Materialbegrenzung, etwa in der Darstellung der Orden, von Mystikern und Mystikerinnen sowie den biographischen Darstellungen der in ihren Augen und in der jeweiligen Zeit markantesten Persönlichkeiten. Etwas zu kurz kommen dagegen Fragen der (Alltags-)Kultur, der Sozialgeschichte und der Kunst (Ausnahme gotische Kathedralen, S. 184–186; Barock, S. 273–275).

Doch Gasser und Kuster wollen nicht nur »die Gegenwart verstehen«, sondern sie auch »inspirieren« und »innovativ öffnen« (S. 11f.). So endet das gemeinsame Buch mit einem jeweiligen Ausblick, der bei Albert Gasser pastoral, bei Niklaus Kuster in der Form von Imperativen ausfällt, die der Rezensent aber beide mit einigen Fragezeichen versehen würde, etwa die These, dass der Friede zwischen den Religionen über den Streit der Dogmatiker hinweg über die Mystik zu finden sei (S. 371); darüber ließe sich zumindest trefflich streiten.

Methodisch stellt sich für die Verfasser die Kirchengeschichte weitgehend unausgesprochen als Geschichte der »Kirche« in ihrem jeweiligen Kontext dar (vgl. aber S. 12), wobei für Gasser und Kuster die »lateinische Kirche die größte, aber doch eben nur *eine* Form von Kirche ist.« Die in der Einleitung angedeutete spezifisch theologische Perspektive nach dem Wirken Gottes in der Entfaltung der Kirche (»Glaubenshaltung«, S. 13) sucht man jedoch vergeblich in der Darstellung, es sei denn in Hinweisen wie den auf den »Sittenverfall« unter den Renaissancepäpsten (S. 224) oder die im Vergleich recht lang aus-

gefallene Darstellung ostkirchlicher Theologie (S. 154–156). Neben dieser methodischen Anfrage stellen sich jedoch durch das gesamte Werk hindurch – fast möchte man sagen, dies sei natürlich dem Genre geschuldet – Fragen zu einzelnen Teilen der Darstellung, die hier lediglich in ihrer Bandbreite angedeutet werden können: der Religionenbegriff angesichts der Darstellung des Verhältnisses von frühem Christen- und Judentum (S. 15); die Bezeichnung Neros als »größenwahnsinnig« (S. 37); die Abwertung der Frauenmythik des 13./14. Jahrhunderts (S. 178); die arg schematische Darstellung »der« Inquisition (S. 181f.); die wiederholte Verwendung des Konzeptbegriffs »Gegenreformation« (S. 224, 251); nicht selten werden auch moderne Begriffe unreflektiert für historische Phänomene verwendet (die Trennung von »Gesellschaft« und »Religion«, S. 41; Fälschung, S. 135; Totalitarismus, S. 70; Amtskirche, S. 145; Demokratie, S. 248 u. a.). Daneben sind manche Formulierungen einfach unglücklich gewählt, wenn die Verfasser etwa schreiben, das Anliegen des nizäischen Konzils wäre ein »pastorales« gewesen, da »die Konzilsväter von Nizäa einen Mittler wünschten« (S. 83); auch hält es der Rezensent für systematisch kaum angemessen, die mittelalterliche Heiligenverehrung als »subtile Form des Polytheismus« zu bezeichnen (S. 138). Manche Informationen erweisen sich auch einfach als falsch: Sönke Wortmann ist ein Regisseur und keine Frau (S. 141, Anm. 172), Gregor VII. kein Cluniazenser (S. 148f.).

Was einer Einführung auf pädagogischem Gebiet gut getan hätte, wäre angesichts der Zielgruppe ein Glossar, denn nicht alle Begriffe werden im jeweiligen Abschnitt erklärt (z.B. »Demiurg«, S. 31; »Stadtpräfekt«, S. 124). Dafür haben Gasser und Kuster auch in der Literaturlauswahl ihre Klientel stets im Auge, wenn sie z. B. als weiterführende Literatur zur frühen Kirche auch ein unterhaltsames Werk von Hans Conrad Zander empfehlen!

Natürlich kann es eine solche Einführung nicht leisten, das gesamte Gebiet der Kirchengeschichte in der jeweils gleichen und angemessenen Differenziertheit darzustellen und selbstverständlich wird jeder Leser etwas anderes vermessen und bemängeln; doch angesichts der Zielgruppe, für die ein solches Werk (trotz der genannten weiterführenden Literatur) oftmals den wesentlichen, wenn nicht den einzigen Zugang zur Kirchengeschichte darstellt, wäre eine kritische Überarbeitung des dargestellten Materials möglicherweise sinnvoll.

*Andreas Matena*

JACQUES LE GOFF: Geschichte ohne Epochen? Darmstadt: Philipp von Zabern 2016. 188 S. ISBN 978-3-8053-5036-5. Geb. € 24,95.

»Der Historiker dagegen verläßt die Zeit der Geschichte nie: Sie klebt an seinem Denken wie die Erde am Spaten des Gärtners.« (F. BRAUDEL, Geschichte und Sozialwissenschaften. Die lange Dauer, in: DERS., Schriften zur Geschichte, Bd. 1: Gesellschaften und Zeitstrukturen, Stuttgart 1992, 49–87, hier: 80). Braudels Dictum lässt sich in mehrerer Hinsicht programmatisch an den Beginn dieser Besprechung stellen. Zum einen, da sich Jacques LeGoff selbst mehrfach in seinem Essay auf Braudel bezieht, und zum anderen, weil es LeGoffs Motivation für das Verfassen seines letzten Buches auf den Punkt bringt: Es ist eine Reflexion über die Zeit und den Umgang damit, die zum Grundgeschäft des Historikers gehört. LeGoff kehrt hier zu einem Thema zurück, das ihn seit seinem Staatsexamen beschäftigt und dem er sich erst am Ende seines Lebens zuwenden kann. Es geht um nichts weniger als die Frage nach dem Wesen der Geschichte und ihrer Perioden – ein großes Thema, das wohl gerade deshalb am besten in einem Essay abzuhandeln ist. Ins-

besondere angesichts der Globalisierung der Geschichte sei danach zu fragen, wie es zu Periodisierungen kam, ob diese einer »objektiven Realität« (S. 157) entsprechen und ob eine solche Herangehensweise an Geschichte noch zeitgemäß sei. LeGoff diskutiert diese Fragen exemplarisch am Übergang von Mittelalter und Renaissance und postuliert, dass die Renaissance keine eigene Periode darstelle, vielmehr von einem langen Mittelalter zu sprechen sei, das erst im 18. Jahrhundert endete.

Die Darstellung entfaltet sich in acht Kapiteln, die zugleich Ereignis- und Wissenschaftsgeschichte rekapitulieren. Am Beginn stehen die Periodisierungen des Mittelalters, insbesondere Augustinus' Lehre von den sechs Zeitaltern und die auf das Buch Daniel zurückgehende der vier Weltreiche. Es folgen die Genese des Konzepts *Mittelalter* aus dem Geist des Humanismus und dessen weitere Rezeption, die Verbreitung der Periodisierung mit dem beginnenden Geschichtsunterricht ab dem 17. Jh., die Prägung des Ausdrucks *Renaissance* im 19. Jh. durch Michelet und Burckhardt sowie die neuen Ansätze zur Definition der Renaissance im 20. und 21. Jh. Kapitel sechs skizziert die Zuschreibung des Mittelalters als »dunkle Zeit« und setzt sich fort in einer Widerlegung derselben und der Argumentation für ein langes Mittelalter in Kapitel sieben. Das Essay schließt mit einer Zusammenfassung und LeGoffs Plädoyer für die Bedeutung von Periodisierungen gerade im Zeitalter der Globalisierung. Letztlich sei es die Periodisierung, die aus der Geschichte eine Wissenschaft mache.

LeGoffs Argumentation bestimmt insbesondere Abschnitt sechs und sieben, in denen er der Renaissance zugeschriebene Neuerungen relativiert bzw. deren Anfänge bis ins Mittelalter, vor allem ab dem 12. Jh., zurückverfolgt, so etwa die Konzeption des Menschen als Zentrum des Universums, die Bedeutung der Rationalität und des Wissens wie des Lateinischen und der Antike oder die Individualisierung der Künstler. »Mittelalterliche« Schattenseiten wie die Hexenverfolgung seien dagegen erst ab dem 15. Jh. voll ausgeprägt. Während grundlegende Innovationen im Bereich der Agrar- und Finanzwirtschaft bereits im Mittelalter erfolgten, misst er den Einschnitten um 1500 keine epochale Bedeutung bei, wie er beispielhaft am Schicksalsjahr 1492 aufzeigt. Die Auswirkungen der Entdeckungen manifestierten sich breit erst ab dem 18. Jh., Katastrophen wie Hungersnöte und Pest bestimmten weiterhin das Schicksal Europas, die Monarchie hielt sich als tragende Herrschaftsform, auch die Reformation beseitigte noch immer nicht das Christentum als dominierende Weltanschauung. Die Renaissance sei somit keine eigene Periode, sondern nur die letzte mehrerer Renaissance eines langen Mittelalters.

Zweifelsohne ist LeGoffs Argumentation in den meisten Punkten zuzustimmen, wengleich er die Bedeutung etlicher Neuerungen um 1500 unterschätzt, so etwa jene der Reformation ebenso wie im Bereich des Konsums, der Schriftlichkeit, der Kommunikationsgeschichte gebunden an den neuen Beschreibstoff Papier und den Buchdruck oder im entstehenden Staatensystem und der Diplomatie. LeGoffs Perspektive ist jene des (französischen) Wirtschafts-, Alltags- und Sozialhistorikers, geprägt durch sein Bekenntnis zur Geschichte der langen Dauer, die selbst der Revolution von 1789 nicht den Charakter einer jähen Zäsur zuspricht. Geschichte vollziehe sich im langen Wandel, nicht in scharfen Brüchen. Konsequenterweise ist es auch die *Encyclopédie*, der LeGoff das Verdienst zuerkennt, als Manifest der Modernität sein langes Mittelalter beendet und eine neue Ära eingeläutet zu haben. LeGoff richtet sich mit diesem Essay an ein breiteres Publikum, und so bleibt es zu hoffen, dass seine Reflexionen insbesondere von jenen Wissenschaften rezipiert werden, die nach wie vor am Bild eines dunklen Mittelalters festhalten und einer fiktiven Epochenschwelle um 1500, an der erst das »moderne« Europa begonnen habe.

Christina Antenhofer

KARLHEINZ RUHSTORFER: Freiheit – Würde – Glauben. Christliche Religion und westliche Kultur. Paderborn: Schöningh 2015. 249 S. ISBN 978-3-506-78278-6. Kart. € 29,90.

Die Europäische Union und der Westen als »Wertegemeinschaft« sind derzeit radikal in Frage gestellt. Ihre Erneuerung setzt voraus, die Frage nach dem eigenen Selbstverständnis und der Identität, nach den normativen Grundlagen und Werten zu beantworten, ohne lediglich den Populismus, den Islam oder Russlands Putin als Kontrastfolie zu benutzen. Die Publikation greift diese Problemlage in unterschiedlichen Aufsätzen auf, die Ruhstorfer als katholischer Theologe in Dresden auch angesichts der Auseinandersetzungen um Pegida verfasst hat. Der Autor traut dem Westen positiv zu, eine »Quelle von Inspiration und Fortschritt, Freiheit und Menschenwürde« (S. 9) zu sein und sieht in einem lebendigen Christentum einen »unverzichtbaren Nährboden für eine Kultur der Freiheit, der Vernunft und der Menschenrechte« (S. 10). Er verzichtet dabei auf die habitualisierte Kritik an Christentum und Kirche, aber auch auf Apologetik oder Abwertung anderer Religionen bzw. des säkularen Humanismus. Den Kern einer christlichen Kultur erkennt er im Geheimnis der Menschwerdung und Entäußerung Gottes, das nicht nur den christlichen Glauben prägt, sondern auch in der abendländischen Philosophie tiefe Spuren hinterlassen habe. Von dieser Mitte her rückt R. in Einleitung und Schlusskapitel programmatisch Freiheit und Menschenwürde, Vernunft und Autonomie ins Zentrum einer Kultur, die ihre eigene Identität nur in der Anerkennung des Anderen, in Gastlichkeit und Dialog gewinnen kann. Argumentativ entfaltet er diese These in locker miteinander verbundenen Kapiteln, die sich u. a. essayistisch mit Pegida und der Rede vom Abendland (S. 49–62) oder mit Houellebecqs Roman »Unterwerfung« und der Möglichkeit einer gewissermaßen post-gläubigen Restauration politischer Religion (S. 63–74) auseinandersetzen. Im Anschluss werden Fragen der Bildung, des Zeugnisses, der Spiritualität und der Kreuzestheologie behandelt. Schließlich entwickelt R. in zwei argumentativ dichten Aufsätzen seine Position in Auseinandersetzung mit zwei aktuellen Grundlagendebatten systematischer Theologie. Diese betreffen einerseits das theologische Freiheitsverständnis in der Spannung von göttlichem Wissen und menschlichem Willen, andererseits eine rational verantwortete Rede von Gott in Auseinandersetzung mit Apophatik, Monismus und Theismus. Insgesamt bietet das Buch so eine Deutung der christlichen Wurzeln westlicher Kultur, die sich zwischen essayistischer Intervention und einer spekulativen Deutung abendländischer Philosophie- und Theologiegeschichte bewegt.

R. vertritt die These, dass die »gesamte Dynamik unseres Kulturraums auf einer christlichen Inspiration beruht« (S. 16), die das Zeugnis einer Entäußerung Gottes in die Geschichte verarbeitet: »Der von der Heiligen Schrift bezeugte Gedanke der Menschwerdung Gottes und seines Todes am Kreuz ist die *archē*, der Anfang, aber auch das Prinzip, worauf die Denkgeschichte und darüber hinaus der Kulturraum des Abendlandes bezogen ist – und bleibt« (S. 17). Dies gelte nicht nur für die Affirmation Gottes in einer christlich inspirierten Metaphysik (in Gestalt der Onto-theologie), die zunächst christologisch zentriert und dann in Neuzeit und deutschem Idealismus trinitarisch vom Geist her konzipiert ist. Es gelte auch noch für die Kritik des neuzeitlichen Atheismus und eines nachmetaphysischen, vom Menschen her konzipierten Wirklichkeitsverständnisses (in Gestalt einer Bio-Anthropo-Logie) ebenso wie für die postmoderne Dekonstruktion von Christentum und Metaphysik. Diese drei epochalen Formen des Denkens sieht R. bereits im Grundzeugnis des Christentums angelegt, welches »ein Moment der Idealität (*lógos*), ein Moment der Materialität (*sarx*), aber auch der Zeichenhaftigkeit (*sēmeion*)« enthalte (18f.). Indem Gottes Wort in Christus Fleisch annimmt und zur frohen Botschaft (*euangélion*) wird, sind in der Frage nach dem inneren Prinzip der Wirklichkeit

Vernunft, Mensch und Sprache aufs Engste verknüpft. Von hierher sucht R. die epochalen Rationalitätsformen abendländischen Denkens miteinander in Beziehung zu setzen und theologisch zu deuten. Einleitung und Schluss deuten diese These an; die Aufsätze zu den Debatten um Freiheit und Monismus führen das Argument *in nuce* durch, verbunden mit dem Plädoyer, eine polare Verstandeslogik der ausschließenden Entgegensetzungen durch eine vernunftgeleitete Vermittlung der Gegensätze zu überwinden, wie sie in den oft nur verkürzt rezipierten Entwürfen des deutschen Idealismus angelegt sei, in denen göttliche und menschliche Freiheit aufs Engste miteinander verschränkt sind, ohne identifiziert zu werden (vgl. S. 127–174).

Ich sehe die Stärke des Buches vor allem darin, dass es angesichts der derzeitigen Infragestellung des Westens und der Grundlagen westlicher Demokratie nicht nur strategische oder praktisch-politische Antworten fordert, sondern eine theoretische Auseinandersetzung mit den fundamentalen Denkformen des Westens, ihren inneren Widersprüchen und fruchtbaren Spannungen sucht. Um »die emanzipativen Potenziale der Neuzeit, der Moderne und der Postmoderne freizulegen« (S. 28) wird es meines Erachtens allerdings nicht genügen, den christlichen Kern in den Narrativen des Fortschritts und der Emanzipation herauszuarbeiten und zu bejahen. Vielmehr wären – wie in dem *Homo sacer*-Projekt Giorgio Agambens – die in ihnen wirksamen Herrschafts-Dispositive und inneren Widersprüche aufzudecken, in denen die Versprechen der Aufklärung wie die christliche Theologie selbst in zwiespältiger Weise verstrickt sind. Deren unabgegoldene Potentiale, identitätsstiftende und orientierende Kraft können nicht mehr vorausgesetzt oder abgerufen werden, sie müssen in kritischer Relektüre der Quellen erst wieder freigelegt werden. Ruhstorfers Zuordnung von metaphysischen, anthropologischen und dekonstruktiven Denkformen und ihre Zentrierung im Gedanken der Inkarnation stellen dazu eine hilfreiche und anregende Struktur zur Verfügung.

*Martin Kirschmer*

DAVID NIRENBERG: *Anti-Judaismus. Eine andere Geschichte des westlichen Denkens* (Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung). München: C.H. Beck 2015. 587 S. ISBN 978-3-406-67531-7. Geb. € 39,95.

Ist Antijudaismus eine Verirrung des abendländischen Denkens? Oder hat der Antijudaismus den Glanz des westlichen Denkens von Anfang an wie ein Schatten begleitet? Kann man gar vom Antijudaismus als der »anderen Geschichte des westlichen Denkens« reden? David Nirenberg, Professor für Mittelalterliche Geschichte an der University of Chicago, ist von Letzterem überzeugt. In dem 2013 in den USA veröffentlichten Werk »Anti-Judaismus«, das zwei Jahre später in deutscher Übersetzung erschienen ist, arbeitet er in einem gelehrten und zugleich gewagten Längsschnitt durch die Geistesgeschichte heraus, »welche Aufgabe das Judentum in den Werkstätten des westlichen Denkens erfüllte« (S. 14). »Antijudaismus« als die Antithese gegen das, was als jüdisch wahrgenommen wurde, sei hier »nicht bloß eine Haltung gegenüber Juden und ihrer Religion, sondern ein Weg, sich kritisch mit der Welt auseinanderzusetzen« (S. 15).

Es geht Nirenberg um große Kontinuitätslinien, die er durch die Jahrtausende vom alten Ägypten über das frühe Christentum und den Islam, das christliche Mittelalter und die Reformation, Shakespeares England, die Aufklärung und die Französische Revolution und schließlich vom deutschen Idealismus bis in die NS-Ideologie hinein auszieht: »Die Lehren eines Goebbels sind nicht notwendig in den Evangelien enthalten [...]. Genauso wenig ist die Beziehung kausal, klar, evolutionär oder nur in einer

Richtung verlaufend [...]. Doch wenn es *irgendeine* Beziehung gibt, müssen wir in der Lage sein, sie zu erkennen [...]« (S. 22). Dabei geht es nicht um die Frage, ob irgendein Denker »Antisemit« war oder nicht (S. 407); vielmehr will Nirenberg nur aufzeigen, wie die unterschiedlichen Denker ihre »Ideen über Juden und Judentum verwendet haben, um jene Werkzeuge herzustellen, mit denen sie die Realität ihrer Welt konstruieren« (S. 467f.).

Eine prominente Rolle in der Herausbildung des Antijudaismus im abendländischen Denken habe die christliche Theologie in ihrem Bedürfnis gespielt, sich von jüdischer Tradition abzusetzen: »Juden« bevölkerten vielfach als negative Typen die christlichen Schriften, und die realen Juden wurden [...] in der theologischen Imagination des Christentums zum Feind der Christen« (S. 101). Dabei sei die Zerstörung Jerusalems durch die Römer im christlichen Europa in einer geschichtstheologischen Konstruktion als »Rache des Erlösers« interpretiert worden: »Die römische Eroberung Jerusalems wurde also als göttlich verhängte Strafe für den Gottesmord der Juden verstanden, als Ursprung der jüdischen Diaspora und als Gründungsbeispiel für das richtige Verhalten eines christlichen Monarchen gegenüber seinen jüdischen Untertanen« (S. 194). Letztlich habe diese Perspektive der Legitimierung einer Politik gedient, »die sich in der Vernichtung der Juden ausdrückte« (S. 208).

In der Renaissance habe Westeuropa den Traum des Mittelalters weitgehend verwirklicht: »eine Welt frei von Juden«. Doch gleichzeitig habe sich die Verwirklichung des Traums als ein »Albtraum« erwiesen: als »Furcht vor dem Judaisieren« (S. 226). Die »Sorge«, es werde unmöglich, Juden »von Christen zu unterscheiden« (S. 230), habe schließlich ihre »institutionelle Heimat in der berühmt-berüchtigten spanischen Inquisition« gefunden (S. 235). Dabei sei das »Jüdische« zum Teil erst von den »inquisitorischen Methoden [...] hervorgebracht« worden (S. 249). So habe in der Wahrnehmung der Zeitgenossen die »Konversion oder Vertreibung« der Juden paradoxerweise »die umfassende ›Judaisierung‹ Spaniens« bewirkt, »ein ›jüdisches‹ Weltreich [...], das die Welt mit seiner Tyrannei bedrohte« (S. 250f.).

Auch die Reformation stellt in Nirenbergs Perspektive nur eine neue Variante des Antijudaismus dar, der das abendländische Denken wie ein Schatten begleitet: Luther habe behauptet, »die Geschichte Christi [...] sei der Wortsinn auch der hebräischsten [...] Schriften« (S. 259; gemeint ist wohl: der Hebräischen Bibel selbst). Sein »Judenproblem« sei demnach »das Produkt seiner Theorie« gewesen, »wie biblische Sprache funktioniert und interpretiert werden sollte – mit anderen Worten ein Produkt der Hermeneutik und nicht der Soziologie« (S. 262). Auch in der frühen Neuzeit sei »die christliche Theologie des Judentums« nicht umgestürzt worden. Vielmehr sei sie »in die Philosophien und Wissenschaften« eingebettet worden, mit denen westliche Denker »eine neue und kritischere Deutung des Kosmos anstrebten« (S. 306).

Die Philosophie der Aufklärung habe sich zwar von der Theologie emanzipiert, aber doch nur, »indem sie alles lernte, was diese ihr über die Juden beibringen konnte« (S. 359). So habe Immanuel Kant »eine gründliche Entjudaisierung des Christentums« gefordert (S. 360) und schließlich »die Euthanasie des Judenthums« in messianischen Begriffen »ausgemalt« (S. 362). Seine innovativen »Theorien über die Beziehung der menschlichen Vernunft zur materiellen Welt« seien nicht zufällig von »hierarchischen Unterscheidungen« geprägt, die dem christlichen Denken entsprangen: »Geist und Materie, Seele und Leib, Glaube und Verstand, Freiheit und Notwendigkeit« (S. 395). Das »vielleicht spektakulärste moderne Versagen des kritischen Denkens« habe in mangelnder Selbstkritik bestanden, nämlich darin, »kritisch über die Geschichte der eigenen Ideen über das ›Judentum‹ nachzudenken« (S. 456).

Auch wenn Nirenberg den Ausdruck »Antisemitismus« bewusst vermeidet, da er »nur einen kleinen Teil« dessen einfange, »wovon dieses Buch handelt« (S. 15), so stellt sein Werk doch einen bedeutsamen kulturwissenschaftlichen Beitrag zur Antisemitismusforschung dar, indem es – unabhängig von der Existenz oder Nichtexistenz realer Juden – die Zählebigkeit jüdenfeindlicher Stereotypen in der westlichen Geistesgeschichte nachweist. Zwar will Nirenberg nicht glauben, »dass die Ideengeschichte [...] *determinierte*, warum Deutschland vom Antisemitismus zum Völkermord übergang«. Dennoch glaubt er, »dass ohne diese tiefe Ideengeschichte *der Holocaust unvorstellbar war und unerklärlich ist*« (S. 459).

Die Übersetzung liest sich flüssig, ist aber nicht frei von Fehlgriffen: So wird nicht nur »alttestamentarisch« statt korrekt »alttestamentlich« geredet, sondern sogar der abenteuerliche Neologismus »neutestamentarisch« (S. 139) gebildet. Und »Rabbis« sind im Deutschen entweder »Rabbinen« oder »Rabbiner« (S. 149; 167).

Andreas Pangritz

THOMAS MÖLLENBECK, LUDGER SCHULTE (HRSG.): Armut. Zur Geschichte und Aktualität eines christlichen Ideals. Münster: Aschendorff 2015. 382 S. ISBN 978-3-402-13137-4. Geb. € 24,80.

»Ach, wie sehr wünschte ich mir eine Kirche arm und für die Armen!« – so Papst Franziskus kurz nach seiner Wahl vor Medienvertretern. Und *Evangelii gaudium* 198 wiederholt den Appell mit einer christologischen Begründung. Um diesen Wunsch des Papstes ist es mittlerweile still geworden: Armut ist ein schwieriges, widerständiges Thema. Es stellt die eigene Lebensweise in Frage und lenkt den Blick auf Menschen am Rand, deren Not mit Scham und Schuld besetzt zumeist verdrängt wird. Zugleich konfrontiert es mit der Botschaft des Evangeliums, führt ins Zentrum der Theologie und bildet den wohl härtesten Realitätstest, wie weit Hingabe und Gottvertrauen einer Spiritualität reichen.

Der Aufsatzband wendet sich der christlichen Tradition freiwilliger Armut zu, dem Zusammenhang von Betteln und Predigen sowie der Frage »Wie arm soll die Kirche sein?«. Anlass dafür ist die Verleihung des »Privilegs« zu betteln und zu predigen, das vor 400 Jahren in Münster den Kapuzinern verliehen wurde. Wie radikal Kapuziner das Armutsideal der Bettelorden realisiert haben, machen die geschichtlichen Beiträge des Bandes deutlich, die ausgehend von den biblischen Grundlagen der Armutsbewegung in der Jesusbewegung (Th. Söding), bei Paulus (G. Hotze) und in der Armentheologie der Psalmen (J. Bremer) das Ringen um Verständnis und Umsetzung des Armutsideals bei den Franziskanern, Dominikanern und ihren Erneuerungsbewegungen wie den Kapuzinern darstellen. Gerade in diesen Beiträgen werden die Spannungen deutlich, die mit dem Versuch verbunden sind, den evangelischen Rat der Armut real umzusetzen. Diese Spannungen durchziehen den ganzen Band, in aller Ambivalenz: Manche Beiträge tendieren dazu, die Spannung im Namen des Realismus oder eines geistlichen Verständnisses von Armut zu entschärfen; andere machen gerade an der Radikalität des Franziskus und der Kapuziner deutlich, wie weit die gelebte Armut und die Solidarität mit den Armen reichen kann. Alle Beiträge aber ringen um diese Spannungen, bemühen sich um Differenzierung und Unterscheidung der Geister, formulieren Konsequenzen für die Gegenwart. Dieses Ringen macht den Band ausgesprochen lesenswert: Die Entfaltung des geschichtlichen Materials und die Diskussion der theologischen, sozioethisch-politischen und spirituellen Konsequenzen einer Orientierung an »evangelischer Armut« nötigt zur eigenen Positionierung und zum Überdenken des eigenen Lebensstils, der sich vom Verständnis



des Glaubens, der Kirche und der Theologie nicht abtrennen lässt. Ich greife zwei Punkte exemplarisch heraus.

Zunächst ist da die Spannung zwischen einem »realistischen«, ethisch verantworteten Umgang mit Reichtum und Besitz zugunsten der Armen einerseits, einem radikalen Verzicht auf Besitz, Macht und Ansehen andererseits, der in eine Lebensform der Armut führt. Hier warnen schon die Herausgeber im Vorwort vor einer »sozial-romantische[n] Mythenbildung«, vor Glorifizierung der Armut und Dämonisierung des Reichtums (S. 9). N. Feldhoff verweist auf die Vermögen der Kirche in Deutschland, die damit verbundenen Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten. Th. Söding macht deutlich, wie sich bei Jesus und in seiner Nachfolge zwei Pole miteinander verbinden: Das radikale Verlassen der familiären und beruflichen Bindungen um der Sendung willen und der Einsatz der eigenen beruflichen, familiären, wirtschaftlichen Möglichkeiten für die Sache des Evangeliums. Der gemeinsame Boden der verschiedenen Lebensformen ist die unbedingte Entscheidung und Hingabe, die Agape und Gastfreundschaft (S. 53). Dies macht unterschiedliche Optionen möglich: So stellt C. Uhrig dar, wie Clemens von Alexandrien die Sorge um das Seelenheil der Reichen in den Vordergrund rückt, darüber aber immerhin die Freundschaft mit einem Armen zu einem Erfordernis der eigenen Heilssorge erklärt (S. 109f.). N. Kuster andererseits zeigt an der Geschichte der Kapuziner sehr plastisch, wie real gelebte radikale Armut Beziehungen zwischen den sozialen Schichten stiftet und Lebensformen radikalen Vertrauens begründet, die in Kriegszeiten zu letzten Anlaufstellen für Notleidende werden konnten.

Die geistliche Armut als Grunddimension des Glaubens lässt sich an der Frage greifen, ob realer Gott oder das Geld (der »Mammon«) lebensbestimmender Orientierungspunkt einer Person oder einer Gemeinschaft ist. L. Lehmann macht an den Quellen deutlich, wie rigoros Franziskus in der Gemeinschaft der Minderbrüder jeglichen Besitz von Münzen und Geldwerten ablehnt. Im gesellschaftlichen Übergang von der Tausch- zur Geldwirtschaft steht dies für eine als Lebensform gestaltete Fundamentalkritik, die in der derzeitigen sozialen und ökologischen Krise des Spätkapitalismus Anstöße zur Suche nach alternativen Lebens- und Wirtschaftsformen geben kann. H. Keul erkennt in der Armutsbewegung die »Lebensmacht freiwilliger Armut, die der Hoffnung Gottes folgt« (S. 240): Diese macht die Not der unfreiwillig Armen geschichtlich sichtbar und führt zu tatkräftigem Einsatz für und mit den Armen. Besitz und Geld dagegen nötigen dazu, sich zu schützen und gegen Andere abzusichern, bis hin zur Gewalt. Dies sei die »Hinterlist des Geldes. Es täuscht vor, Menschen frei zu machen, aber in Wahrheit erlangt es Übermacht, indem es andere Ressourcen verdrängt [...], Kreativität im Keim erstickt, ungeahnte Lebenschancen gehen verloren« (S. 242). H.-G. Janßen verweist auf die sakrale Symbolik und die realen Opfermechanismen, die das Vertrauen in den Wert des Geldes absichern: In der Schuldenkrise »müssen Menschen daran glauben« (S. 349–352). L. Schulte andererseits warnt vor einer wohlfeilen theologischen Kritik des Geldes, die dieses zum Gegengott stilisiert und in einen »anti-ökonomischen Manichäismus oder in einen ökonomischen Analphabetismus« verfällt. Es braucht die differenzierte, intelligente und informierte Unterscheidung der Geister, um den Punkt zu erkennen, wo Geld zum Mammon wird. Die Gefahren solchen Götzendienstes sind hoch aktuell: Die Verehrung einer »illusionären Macht«, die »Ungerechtigkeit hervorbring[t], Opfer forder[t] und letztlich Leben zerstör[t]«, dabei aber als alternativlos und alles bestimmend dargestellt wird (S. 368). Eine solche »Religion der totalen Immanenz« lässt das Evangelium der Freiheit und Hoffnung als unmöglich und irreal erscheinen. Lebensbejahend-solidarische Formen freiwilliger Armut können hier Zeichen des Widerstands und der Hoffnung sein, die Räume öffnen, um andere Möglichkeiten des Lebens und Wirtschaftens zu ent-

wickeln, die anstelle von Ausbeutung, Herrschaft und Besitz auf Begegnung, gemeinsames Arbeiten und Teilen setzen.

Blickt man auf die Konfliktlagen unserer sozial zerrissenen Welt wie auf das kirchliche Reformprogramm des Papstes, dann wäre es wohl an der Zeit, dem praktischen Armutsstreit des 13. und dem theoretischen des 14. Jahrhunderts heute eine Auseinandersetzung um die sozio-politische Bedeutung einer »armen Kirche für die Armen« im 21. Jahrhundert folgen zu lassen. Der Sammelband bietet dazu anregende Impulse.

*Martin Kirschner*

PHILIPPE BUC: Heiliger Krieg. Gewalt im Namen des Christentums. Darmstadt: Philipp von Zabern 2015. 432 S. ISBN 978-3-8053-4927-7. Geb. € 39,95

Der Titel der 2015 in der University of Pennsylvania Press erschienenen Originalausgabe lautet weniger allgemein »Holy War, Martyrdom and Terror. Christianity, Violence, and the West«. In dieser Arbeit geht es um die »christlichen und post-christlichen Gewaltformen« (S. 14). Damit liefert Buc einen Beitrag zur grundsätzlichen Aktualität des Mittelalters bzw. der in Spätantike und Mittelalter entwickelten christlichen Lehren. Er zeigt, dass und wie es bis in die Gegenwart hinein in vergleichbaren Situationen zu ähnlichen Haltungen und Handlungen gekommen ist. Vor allem am Beispiel des Ersten Kreuzzuges, der Französischen Revolution, der Geschichte der USA sowie der Moskauer Schauprozesse werden die folgenden Themenbereiche behandelt: Ideen der Reinheit, der Gewalt bzw. des Zwanges bei der Verbreitung des rechten Glaubens, der elitären Avantgarde, des Märtyrertums und der Rache sowie der Freiheit und des Universalismus. Dabei geht es auch um Formen des Terrorismus, Endzeit-Erwartungen und den Kampf gegen äußere und innere Feinde. Am Ende findet sich ein Ausblick auf unsere Zukunft, der sehr allgemein und knapp ausgefallen ist.

Buc vertritt unter anderem die Meinung, dass Endzeit-Erwartungen und entsprechende Weissagungen als gewaltverherrlichend im Laufe der Geschichte extrem gewaltsteigernd wirksam wurden. Seine Darstellung des Ersten Kreuzzuges und der Stärke damaliger Endzeit-Erwartungen ist allerdings verfehlt. Laut Buc waren diese ausschlaggebend für das nach der Eroberung Jerusalems 1099 durch die Kreuzfahrer an der muslimischen und jüdischen Bevölkerung angerichtete Blutbad. Er möchte das Jerusalemer Massaker in Parallele zu den Ereignissen der Bartholomäusnacht von 1572 sehen. Wegen einer ganzen Reihe von Ungenauigkeiten bei der Lektüre und Wiedergabe der Quellen gelangt er jedoch zu falschen Schlüssen. Die Quellen geben nicht her, was er zu beweisen versucht.

Was die Quellenangaben und die von ihm herangezogene Sekundärliteratur betrifft, so benutzt Buc die Weltgeschichte bzw. Weissagung des Pseudo-Methodius in der alten Edition des lateinischen Textes von Ernst Sackur aus dem Jahre 1898. Mit der ursprünglichen syrischen Version des Pseudo-Methodius ist er nicht vertraut, obwohl diese seit 1993 in der Edition und deutschen Übersetzung von Gerrit J. Reinink vorliegt. Abgesehen davon kennt Buc offenbar auch nicht die Edition der griechischen und lateinischen Versionen von W.J. Aerts und G.A.A. Kortekaas von 1998 und ebenso wenig die von Otto Prinz 1985 besorgte Edition der lateinischen Kurzfassung.

Zu bemängeln ist außerdem, dass Buc des Öfteren Arbeiten heranzieht, deren Ausführungen durchaus problematisch sind, weil sie mancherlei Fehler und Ungenauigkeiten im Detail enthalten und deshalb zuweilen zu falschen Schlüssen verleiten. Dies gilt nicht zuletzt für das schon ältere, mehrfach auch auf Deutsch erschienene Buch von

Norman COHN, *Das neue irdische Paradies. Revolutionärer Millenarismus und mystischer Anarchismus im mittelalterlichen Europa*, Reinbek 1988. Zwar hält Buc (S. 22) mit Norman Housley Korrekturen »am romantischen Bild von Cohn« für angebracht, in anderen Fragen jedoch folgt er ihm durchaus. Unter anderem ist Cohns fehlerhafte oder verfehlte Darstellung der Wirkung der Endkaiser-Weissagung und des Auftritts vermeintlicher Endkaiser-Prätendenten zu kritisieren. Es scheint nämlich charakteristisch für den Gang der Geschichte in Abend- und Morgenland, dass es im christlichen Europa trotz der zumindest im späteren Mittelalter großen Verbreitung der Endkaiser-Weissagung entgegen der von Cohn vertretenen Ansicht so gut wie keinen Endkaiser-Prätendenten als alle Probleme lösenden *deus ex machina* gegeben hat, während im islamischen Machtbereich trotz ihres vom Anspruch her unvermeidlichen Scheiterns bis in die Gegenwart hinein immer wieder Mahdi-Prätendenten als vermeintliche Retter und Heilsbringer aufgetreten sind. Man vergleiche dazu die von Buc auch in anderen Fragen nicht herangezogene Arbeit von Hannes MÖHRING, *Der Weltkaiser der Endzeit. Entstehung, Wandel und Wirkung einer tausendjährigen Weissagung*, Stuttgart 2000, S. 167, 219, 225, 227, 232, 236, 239, 317, 375–414 und 417–420. Für eine detaillierte Kritik an Bucs Ausführungen sei auf meine demnächst im Deutschen Archiv erscheinende Arbeit verwiesen.

Hannes Möhring

## 2. Quellen und Hilfsmittel

JOHANNES SCHNEIDER, PAUL ZAHNER (HRSG.): *Klara-Quellen. Die Schriften der heiligen Klara. Zeugnisse zu ihrem Leben und ihrer Wirkungsgeschichte (Zeugnisse des 13. und 14. Jahrhunderts zur Franziskanischen Bewegung, Bd. II)*. Kevelaer: Butzon & Bercker 2013. LIII, 1588 S. m. CD-ROM. ISBN 978-3-7666-1622-7. Geb. € 149,00.

Dieser im Auftrag der deutschsprachigen Franziskaner erstellte zweite Band zur franziskanischen Bewegung des 13. und 14. Jahrhunderts, dem sich auch die Minoriten und Kapuziner redaktionell anschlossen, bespricht und übersetzt die auf Klara von Assisi Bezug nehmenden, zeitlich aber noch auf das folgende Säkulum ausgreifenden Quellen. Damit sind die entsprechenden Texte zu den beiden Ordensgründern der franziskanischen Bewegung des Duecento in einer umfassenden und vorbildlichen Darstellung einem historisch, theologisch oder auch religiös interessierten Leserkreis gesammelt zugänglich gemacht. Über das immanente Anliegen hinaus reflektiert die Edition dabei drei jüngere Entwicklungen innerhalb der Klaraforschung, die zu einer gehobenen Wahrnehmung der Assisiatin beigetragen haben: Zum einen hat die Forschung zur Franziskusgefährtin gerade im letzten Jahrzehnt durch die Diskussion um die Authentizität einiger zentraler Frühtexte, hier vor allem ihres Testaments und des innozenzianischen Armutsprivilegs, nachhaltige Anregungen erhalten; zum anderen werden hiermit die in Einzelpublikationen und Forschungsimpulsen zunehmend Niederschlag findende historische Ausgestaltung und partikuläre Entwicklung der Klarissen erstmals in einer solchen kompakten Weise konturiert und gewürdigt; und schließlich wendet sich ebendiese Forschung den lange vernachlässigten Wirkungen und Bedeutungen der Gründungsphase, ihrer heiligen *fundatores* und der ihnen zugesprochenen Quellen für die Orientierung und Ausrichtung der Observanzbewegungen im Europa des 14. und 15. Jahrhunderts, in diesem Fall der klarianischen Observanz, zu.

Der Band ist, nach einleitenden Vorworten, einem Abkürzungs- und Siglenverzeichnis sowie einer Zeittafel zu Leben und Nachleben Klaras, in den Bestand der ins Deutsche übersetzten Quellen sortierende Abteilungen gegliedert, denen jeweils eine allgemeine Einführung vorangestellt ist; soweit eine Abteilung nochmals untergliedert wird, erfährt wiederum jedes Unterkapitel eine Erläuterung respektive Einführung und schließlich ist jeder Quelle bzw. allen Quellenkorpora eine Einführung zur Einordnung und Bedeutung derselben vorangestellt. Die insgesamt acht Abteilungen sind wie folgt betitelt und angeordnet: erstens die Schriften der Heiligen selbst (S. 1–92), zweitens die frühen (hagiographischen) Schriften über sie (S. 93–348), drittens die kurialen Quellen (untergliedert in Armutsprivilegien; kuriale Briefe an San Damiano; das hier behelfsmäßig so bezeichnete Dossier zum päpstlichen Damiansorden, das unterschiedliche Schriften zur Ausgestaltung des *ordo San Damiani* aufnimmt; päpstliche Regeltex-te; S. 349–552), viertens kultische und liturgische Schriften zu Klara von Assisi (untergliedert in Verordnungen der franziskanischen Generalkapitel; Offizien und Messen; Chorlegenden; S. 553–710), fünftens Zeugnisse aus den Franziskus-Quellen (untergliedert in Zeugnisse aus den Franziskus-Schriften; Zeugnisse aus Franziskus-Büchern vor Bonaventura; Zeugnisse aus den Schriften Bonaventuras; Zeugnisse aus Franziskus-Büchern nach Bonaventura; S. 711–896), sechstens Zeugnisse aus Viten, Chroniken und Traktaten (S. 897–1112), siebtens die Predigten über die hl. Klara (S. 1113–1162) und schließlich achtens – wohlgerne der umfangreichste Part des Bandes – die volkssprachlichen Zeugnisse zu Klara (untergliedert auf erster Ebene im Bereich ihrer räumlichen Provenienz, d. h. romanisch und germanisch; S. 1163–1524). Dem schließt sich ein sorgfältig erarbeitetes Register zu den Schriftstellen, Personen und Orten an, gefolgt von einem Glossar und mehreren synoptischen Tafeln. Gewissermaßen eingerahmt wird dieses Konvolut durch in den Innentaschen des Einbandes eingelegte Beilagen, und zwar einem (nochmaligen, in der Verwendung aber sehr praktischen) Siglenverzeichnis zu Beginn und eine CD mit der elektronischen Fassung des Druckwerks am Ende.

Im Fazit wird man nach der Durchsicht des Bandes konstatieren müssen: Die Mühen der Herausgeber und Hauptbeiträge, der Übersetzer und Lektoren haben sich mehr als gelohnt. Die Einführungen der Beiträge sind durchgehend sorgsam ausgeführt und geben in umsichtigem Maße einen zuverlässigen Einblick in die aktuelle Forschungsdiskussion und -interpretation rund um die besprochene(n) Quelle(n), die Übersetzungen in ein lesefreundliches Deutsch sind solide, das heißt auch ohne unzumutbare Entfernungen von der Originalsprache verfasst und behutsam redigiert. Gegenüber einer solchen grundlegenden Qualität wird man gelegentliche Wünsche nach einer größeren Berücksichtigung dieser oder jener Einzelquelle oder dieser oder jener Detailkontroverse stets gerne zurückstellen können. Entstanden ist so jedenfalls ein profundes, auf lange Sicht bestimmt nicht zu übertreffendes Nachschlagewerk zu den mittelalterlichen Quellen über Klara von Assisi in deutscher Übersetzung, das zudem eine gelungene Balance zwischen forschungsgeschichtlichem, quellenkritischem Anspruch einerseits und vermittelnder, einem breiteren Publikumsinteresse nachkommender Darbietung hält. Man kann nur hoffen, dass die Forschung zu den mittelalterlichen *ordines* noch in näherer Zukunft auf eine solch vorbildliche Verzahnung von Kompetenzen aus den Orden selbst wie aus der »säkularen Historiographie« zurückgreifen können. Mit dieser Edition hat sich der Ertrag einer derartigen Anstrengung, zumindest für die ohnehin schon sehr profilierte *ricerca francescana*, als unverzichtbarer Pfeiler einer Übermittlung in einen über den Orden hinausreichenden Leserkreis hinein sehr eindrücklich erwiesen. Dies darf neben dem bloßen Verdienst, eine fundamentale Zusammenschau der Klara-Quellen geliefert zu haben, die sich in ihrer Qualität sehr wohl mit gleichgelagerten Editionen im Stammland der franziskanischen Orden messen kann, nicht hoch genug geschätzt werden.

Frederik Felskau

KIRCHENAMT DER VELKD (HRSG.), BEARB. VON MARTIN H. JUNG: Luther lesen. Die zentralen Texte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2016. 213 S. m. Abb. 978-3-525-69003-1. Geb. € 13,00.

Aus Anlass des Reformationsjubiläums hat der Osnabrücker Kirchenhistoriker Martin H. Jung im Auftrag der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands eine Auswahl zentraler Luthertexte zusammengestellt, die theologischen Laien in der Fülle an Publikationen über Luther Orientierung bieten soll (S. 7). Geboten werden Ausschnitte aus verschiedenen Werken; da jeweils auf Textausgaben hingewiesen wird, können Interessierte sich davon ausgehend aber die gesamte Schrift erschließen, zumal das Buch ein Verzeichnis von Lutherausgaben und einführender Sekundärliteratur enthält. Für die Textfassung hat J. sich an Kurt Alands »Luther deutsch« orientiert, oft aber auch eigene Übersetzungen vorgenommen (S. 12).

Dem Überblickscharakter des Bandes entspricht, dass der Bogen der ausgewählten Texte breit gespannt ist: von Biographischem (Eintritt ins Kloster, familiäre Herkunft) über *Vom ehelichen Leben* bis zu hochtheologischen Schriften wie *De seruo arbitrio*; Erbauliches (*Wie man beten soll*) findet sich ebenso wie Polemik (*Wider das Papsttum zu Rom*). J. betont: »Bei der Auswahl wurde besonders darauf geachtet, die Texte einzubeziehen, über die häufig gesprochen und kontrovers diskutiert wird, [...] und alle Facetten von Luther zur Sprache kommen zu lassen, also auch seine Schattenseiten.« (S. 13) Daher steht neben klassischen evangelischen Identifikationspunkten wie *Von der Freiheit eines Christenmenschen* der Aufruf zu gewaltsamem Vorgehen der Obrigkeit im Bauernkrieg; Luthers Stellung zum Judentum wird anhand der frühen Schrift *Dass Jesus Christus ein geborener Jude sei* und dem späten Text *Von den Juden und ihren Lügen* thematisiert. So wird der Leser in die Lage versetzt, sich zu öffentlichen Debatten über Luther ein eigenes Urteil zu bilden – das dürfte ein weit verbreitetes Bedürfnis treffen.

In knappen Einleitungen werden historische und theologische Zusammenhänge erläutert; wo es zum Verständnis wichtig ist, finden sich auch Hinweise zu Forschungsdebatten (z. B. beim »Turmerlebnis«, S. 18). Gängige Fehlerurteile (z. B. dass es vor Luther keine Bibelübersetzungen gegeben hätte, S. 93) werden korrigiert und historische Differenzierungen angebracht (etwa zu Luthers Obrigkeitsverständnis, S. 138). Zuweilen wären hier allerdings weitergehende Reflexionen wünschenswert: So notwendig angesichts populärer Wahrnehmungen beispielsweise der Hinweis ist, dass Luther dem Islam auch positive Seiten abgewinnen konnte und sich für den Druck einer Koran Ausgabe einsetzte (S. 177), so sehr wäre gerade für ein nichttheologisches Publikum eine Aussage dazu wichtig, inwiefern Luthers Darstellung des Islam als Feind der Christenheit neben der (erwähnten) osmanischen Belagerung Wiens auch mit seiner Theologie zusammenhängt.

Insgesamt jedoch vermittelt das Buch ein differenziertes Bild von Luthers Person und Werk und ist für Nicht-Fachleute, die einen eigenen Eindruck von seinen Schriften gewinnen wollen, zu empfehlen, sei es zur privaten Lektüre oder zur Verwendung im kirchlichen und schulischen Kontext. Nicht zuletzt ist es sehr ansprechend gestaltet, u. a. durch Illustration mit zeitgenössischen Lutherdarstellungen. Der Erfolg (bereits 2017 ist eine zweite Auflage erschienen) ist insofern nicht überraschend und trägt hoffentlich zur vertieften Auseinandersetzung mit Luther auch außerhalb akademischer Kontexte bei.

Corinna Eblers

MATTHIAS DALL'ASTA, HEIDI HEIN, CHRISTIANE MUNDHENK (BEARB.): Melanchthons Briefwechsel, Band T 17. Texte 4791–5010 (Juli–Dezember 1547). (Melanchthons Briefwechsel. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe). Stuttgart – Bad Cannstatt: frommann-holzboog 2016. 356 S. ISBN 978-3-7728-2579-8. Geb. € 298,00.

Nachdem 2015 der erste Teil der Edition des Melanchthonbriefwechsels (MBW) für das Jahr 1547 mit den Monaten Januar bis Juni erschien, konnte 2016 der zweite Teil mit den Monaten Juli bis Dezember durch das Heidelberger Editorenteam fristgerecht und in bewährter Qualität als Band 17 der Gesamtedition (MBW.T 17) vorgelegt werden. Ein kurzes Vorwort der Herausgeberin verweist darauf, dass in MBW.T 17.232 Briefe und Gutachten ediert wurden, von denen 26 erstmals der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Die meisten erstmals edierten Stücke betreffen Melanchthons (M.) amtliche Korrespondenz. Die Mehrzahl der edierten Stücke wurden von M. verfasst (201), während für den Editionszeitraum nur 31 Briefe an M. überliefert sind.

Aus MBW.T 17 erfährt der Leser oder die Leserin, dass M. im Juli nach Wittenberg zurückkehrt und den Sommer über auf die Wiedereröffnung der Universität Wittenberg hofft (z. B. MBW 4892; 4910). Von verschiedenen Seiten wird dieser Schritt kritisiert, was dazu führt, dass M.s Frau Katharina erkrankt, die das Gerede der Leute nicht ertragen kann. Endlich kann dann Ende Oktober der Vorlesungsbetrieb wieder beginnen, obwohl die Finanzierung der Leucorea auf einem schwachen Fundament ruht und vom kurfürstlichen Hof abhängig ist (MBW 4881; 4884). Verschiedentlich weist M. seine Korrespondenzpartner darauf hin, dass die Universität seine Heimat geworden ist (MBW 4803; 4807). Angebote, an andere Universitäten – wie Königsberg, Heidelberg, Leipzig, Frankfurt an der Oder, auch nach Dänemark oder England – zu wechseln, lehnt er vorerst freundlich und diplomatisch ab, ohne die Türen ganz zuzuschlagen. Zwar berät M. die Weimarer Herzöge bei der Gründung einer neuen Universität in Jena (MBW 4800; 4801), stellt aber mehrfach heraus, dass er für diese Hochschule keine guten Voraussetzungen sieht und deshalb nicht dort lehren will. Während sich M. anfänglich noch darüber beklagt, dass die in Wittenberg einkommenden Briefe durch die Besatzer nach dem Schmalkaldischen Krieg kontrolliert werden (MBW 4820), kann er bald vom Abzug der Truppen aus Wittenberg berichten (MBW 4850).

Die Gefangenschaft Kurfürst Johann Friedrichs von Sachsen bewegt M. durchaus, wie die Geschichte eines Gespenstes, das auf den Stadtmauern wie ein schlechtes Vorzeichen erschienen sein soll, belegt (MBW 5009). Trotz verschiedenen Vorwürfen, die Wittenberger hätten ihren alten Landesherrn vergessen, kann M. darauf verweisen, dass in Wittenberg für ihn gebetet wird (MBW 4822; 4823; 4960). Deutlich sieht man in MBW.T 17, wie M. umgehend auch Berater des neuen Kurfürsten, Herzog Moritz von Sachsen, wird (MBW 4812; 4813; 4814; 4834; 4920 u. ö.). Wichtige Themen der zweiten Jahreshälfte 1547 sind nach wie vor das Konzil, über das M. so viel wie möglich erfahren möchte und sich auch in Vorlesungen damit auseinandersetzt, und der Reichstag in Augsburg (MBW 4796 u. ö.), von dem im Hinblick auf die Religion nichts Gutes erwartet wird. Insofern ist es gut, dass sich M. an der Musik Johann Walters erfreuen (MBW 4798) und seine Dialektik zum Druck bringen kann. Diese ist bald in einer Auflage von 3.000 Exemplaren ausverkauft (MBW 4927), so dass eine verbesserte Neuauflage vorbereitet werden muss. In allen Auseinandersetzungen erinnert sich M. an Luthers Geburtstag (MBW 4953) und denkt an eine Theologenkonferenz, um die Einheit in der Lehre zu bewahren (MBW 4939). Für Herzog Georg von Anhalt verfasst M. nicht nur eine Predigt (MBW 4998), sondern berät ihn auch in Fragen der Kirchenbuße (MBW 4932; 4966). Viele andere Entdeckungen sind in M.s Briefen zu machen, die Grundlage für vielfältige Forschungen sein können, die

keineswegs nur auf die Kirchengeschichte zu begrenzen sind. Hat beispielsweise Johann Agricola wirklich Gott für die Gefangennahme Kurfürst Johann Friedrichs gedankt und für die Abkehr von lutherischen Häresien gebetet (MBW 4796)?

In bewundernswerter Weise haben die Bearbeiter für diesen Band wieder entlegene Editionsgrundlagen aufgespürt und nachgewiesen. Da bleibt es umso bedauerlicher, dass wenige Briefe M.s., die sich einmal in Klitschdorf bei Bunzlau befanden, unwiederbringlich als verschollen gelten müssen (MBW 4830; 4854). MBW.T 17 bietet – wie bisher üblich – vereinzelt Ergänzungen und Korrekturen für die bereits gedruckten Regesten. Durchgehend wird neueste Literatur rezipiert. Vier Register erleichtern die gezielte Suche in diesem Band (Absender, Adressaten, Fremdstücke; Bibelstellen; Autoren und Werke bis ca. 1500; Autoren und Werke ab ca. 1500). Mit Recht kann deshalb der MBW als eine mustergültige, allen wissenschaftlichen Bedürfnissen dienende Edition eines wichtigen Reformators gelten.

*Stefan Michel*

STEFAN BORK, CLAUDIA GÄRTNER (HRSG.): Kirchengeschichtsdidaktik. Verortungen zwischen Religionspädagogik, Kirchengeschichte und Geschichtsdidaktik (Religionspädagogik, Bd. 12). Stuttgart: Kohlhammer 2016. 269 S. m. Abb. ISBN 978-3-17-030944-9. Kart. € 40,00.

Der Band versammelt insgesamt 18 Beiträge zu einer, wie die Herausgeber betonen, jungen Strömung innerhalb der Religionspädagogik und -didaktik. Der Band gliedert seine Aufsätze in drei große Teilbereiche: »Ortsvermessungen« (mit vier Grundsatzbeiträgen zum Verhältnis der Kirchengeschichtsdidaktik zu den im Untertitel genannten Disziplinen), »Ortsbestimmungen« und »Orts erkundungen«. Die »Ortsbestimmungen« sollen über den grundsätzlichen Rahmen des ersten Teils in »exemplarisch weiterführende Bereiche« hineinführen. Der dritte Teil ist noch am ehesten praxisorientiert, indem er »Lehr-Lernprozesse« reflektiert. Freilich wirkt die Zuordnung der einzelnen Aufsätze in die beiden letzten übergeordneten Teilbereiche manchmal etwas willkürlich.

Wie bereits der Untertitel des Buches ausweist, befindet sich die Kirchengeschichtsdidaktik in einer Zwischenposition verschiedener Disziplinen. Zwangsläufig macht sie Anleihen bei der Geschichtsdidaktik. Diese sind jedoch, wenn man die Literaturlisten der einzelnen Aufsätze durchgeht, auf einige geschichtsdidaktische Handbücher und Grundlagenwerke beschränkt. Die Masse der herangezogenen Literatur gehört in den theologisch-religionspädagogischen bzw. theologisch-didaktischen Bereich.

Mehrere zentrale Problemstellungen liegen dem Buch zugrunde. Eine ist die Feststellung, dass heutige Schüler ein immer geringeres religiöses Faktenwissen haben und dass insbesondere elementarste religionsgeschichtliche Sachverhalte (z. B. örtliche Traditionen oder die Kenntnis von Heiligen) ihnen völlig unbekannt sind. Hier hofft die Kirchengeschichtsdidaktik durch Schulerschluss mit der Geschichtsdidaktik nicht nur, Lücken füllen zu können, sondern auch neue Motivationsfelder für das religiöse und historische Wissen der Kinder und Jugendlichen zu erschließen.

Wie nicht anders zu erwarten war, bewegt sich das Buch im Rahmen der seit geraumer Zeit üblichen Diskurse. So spielt – namentlich im Beitrag von Bock und Hinkelmann – die Kompetenzorientierung eine zentrale Rolle, die ja mittlerweile auch die Bildungspläne der meisten Bundesländer dominiert. Neueste Tendenzen, die Kompetenzorientierung grundsätzlich in Frage zu stellen, tauchen nicht auf, obwohl das Kompetenzmodell mittlerweile von wissenschaftlicher und schulpraktischer Seite heftig kritisiert und z. B.

in Mecklenburg-Vorpommern auch vom Kultusministerium mehr als distanziert gesehen wird.

Wie ebenfalls nicht anders zu erwarten war, befinden sich die Beiträge des Buches im altbekannten Spagat zwischen einer in allen Fächern anzutreffenden fundiert theoretisch-akademischen Didaktik und einer anwendungsorientierten schulpraktischen Methodik. Da es sich um das erste Grundlagenwerk zur Kirchengeschichtsdidaktik handelt, verwundert es nicht, dass der akademische Bereich überwiegt. Im Rahmen der eher schulpraktischen Aufsätze werden beispielsweise die in der Geschichtsdidaktik seit langem bekannte Didaktik der außerschulischen Lernorte (Beitrag Köster), der biographischen Zugänge (Beitrag Lindner) oder des forschenden Lernens thematisiert. Auch das von Bork vorgestellte Konzept, durch historische Romane Kirchengeschichte zu erschließen, ist in der Geschichtsdidaktik nichts Neues.

*Summa summarum* ist das Konzept der Kirchengeschichtsdidaktik durchaus vielversprechend. Mehr Betonung hätte der im Zusammenhang mit der Kirchengeschichtsdidaktik naheliegende (und implizit immer wieder thematisierte) Aspekt des fächerübergreifenden Unterrichts verdient, denn die Erfahrung zeigt, dass es bei Fächern mit meist nur zwei Wochenstunden wie Geschichte und Religion ganz einfach an der nötigen Zeit fehlt, wohlgemeinte Ansätze in die Praxis umsetzen zu können. Die Kooperation von Geschichte und Religion bietet sich hier an, idealerweise auch kombiniert mit Deutsch und Kunst. Freilich weiß der Praktiker, dass solche idealen fächerübergreifenden Konzepte im Alltag an organisatorischen Schwierigkeiten und/oder an der Gleichgültigkeit und dem Desinteresse des einen oder anderen (Lehrer-)Kollegen häufiger scheitern, als dass ein Erfolgserlebnis zu verzeichnen ist.

Gerhard Fritz

ULRICH KLEIN, ALBERT RAFF: Die Münzen und Medaillen der Württembergischen Nebenlinien (Süddeutsche Münzkataloge, Bd. 13). Stuttgart: Verlag der Münzen- und Medaillenhandlung 2013. 448 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 3-936047-03-0. Geb. € 90,00.

Bereits vor rund zwei Jahrzehnten konnte der Rezensent in dieser Zeitschrift vier Bände des Katalogs der württembergischen Münzen von Ulrich Klein und Albert Raff anzeigen (vgl. RJKG 17, 1998, S. 327–329). Damals ging es um die Gepräge der Württembergischen Hauptlinie von 1374 bis 1873 sowie um die Medaillen von 1496 bis 1797. Dieser Katalog hat sich inzwischen als Standardwerk der württembergischen Numismatik etabliert und hat den zuletzt 1915 in einer Neuauflage erschienenen »Binder-Ebner« ersetzt, der auf Christian Binder (1775–1840) und Julius Ebner (1868–1924) zurückging. Die Freunde der württembergischen Numismatik verdanken den neuen, ausgezeichneten Katalog einer Privatinitiative der Münzen- und Medaillenhandlung Stuttgart und ihrem Inhaber Stefan Sonntag sowie den »beiden schwäbischen Schaffern (= emsige Arbeiter)« (Vorwort, S. 6) Ulrich Klein und Albert Raff.

Ich habe damals meiner Rezension die Bitte angeschlossen, »nach Fertigstellung der württembergischen Hauptlinie auch die Nebenlinien der Dynastie (wie Mömpelgard, Oels-Juliusburg) [...] in ähnlich differenzierten Katalogen zu bearbeiten, um das ganze Sammelgebiet einmal sauber dokumentiert beieinander zu haben« (RJKG 17, 1998, S. 328). Mit dem vorliegenden Katalog ist diese Bitte endlich erfüllt, wenn nicht sogar übererfüllt worden. Denn es werden hier Münzgeschichten und Kataloge nicht nur zu Mömpelgard und Oels, sondern auch zu den Nebenlinien Neuenstadt und Weitingen (Brenz) sowie zur Münzsammlung der Herzöge von Württemberg-Neuenstadt geboten.



Der Katalog für Mömpelgard umfasst für die drei Prägeperioden 1585 bis 1595, 1622 bis 1625 und 1710 bis 1716 89 Nummern, die vom Doppeltaler bis zum Gröschlein reichen. Das Verzeichnis für Neuenstadt kommt auf 25 Nummern. Das größte Sammelgebiet ist Württemberg-Oels mit 221 Positionen. Die Nebenlinie Weiltungen kommt immerhin auf 27 Katalognummern. Alle Münztypen sind mit den bekannten Varianten numismatisch präzise beschrieben; für jeden Typ werden auch Standortnachweise angeführt. Wenn eine Münze bei Auktionen im Handel aufgetaucht ist, wird dies ebenfalls präzise notiert. Das Einzige, was dem vorzüglichen Band fehlt, ist eine Preisbewertung der einzelnen Stücke, was für den Sammler sehr hilfreich gewesen wäre, aber noch einmal umfangreiche eigene Recherchen notwendig gemacht hätte. Außerdem müssten diese Preislisten alle paar Jahre – je nach Marktentwicklung – immer wieder aktualisiert werden. Vielleicht kann sich die Stuttgarter Münzen- und Medaillenhandlung um Stefan Sonntag hier in Zukunft noch weitere Verdienste um die württembergische Numismatik erwerben.

Wer württembergische Münzen sammelt, dem steht jetzt endlich für die Haupt- und alle Seitenlinien ein kompletter Katalog zur Verfügung, der fast keine Wünsche offen lässt. Wenn es diesen freilich in einer digitalen Online-Ausgabe gäbe, die jeweils rasch auf den neuesten Stand gebracht werden könnte – etwa wenn neue Typen oder Varianten auftauchen sollten, dann wäre das noch einmal ein Quantensprung. Möge das Sammeln der Münzen und Medaillen dieses interessanten Gebiets durch diesen Katalog einen neuen Aufschwung erfahren und vielleicht auch jüngere Semester nicht nur in Schwaben für württembergische Numismatik begeistern.

*Hubert Wolf*

ELLEN WIDDER: Kanzler und Kanzleien im Spätmittelalter. Eine Histoire croisée fürstlicher Administration im Südwesten des Reiches (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Bd. 204). Stuttgart: Kohlhammer 2016. XCIV, 602 S. m. Abb. ISBN 978-3-17-028868-3. Geb. € 49,00.

Der tschechische Mediävist Ivan Hlaváček überschrieb seinen Beitrag zur schriftlichen Überlieferung des Spätmittelalters im Archiv für Diplomatik 2006 mit dem Titel »Das Problem der Masse«. Er behandelte darin – auch im Hinblick auf mögliche Editionsstrategien – eine Thematik, mit der sich die meisten zum Zeitraum vom späten 13. bis ins 15. Jahrhundert arbeitenden Historiker konfrontiert sehen. Während ein prominenter Herrscher des Hochmittelalters wie Kaiser Heinrich IV. in seiner 50-jährigen Regierungszeit gerade einmal in gut 500 Fällen als Aussteller von Urkunden nachweisbar ist (dies umfasst die Zeit seiner Vormundschaft ebenso wie Deperdita), produzierten gegen Ende des Mittelalters auch landesherrliche Kanzleien schon in wenigen Jahrzehnten ein Vielfaches an Schriftstücken auf Pergament und Papier.

Aus diesem Befund ergibt sich die Frage, wie ein analytischer Zugriff auf die Kanzleien des Spätmittelalters aussehen und wie dem »Problem der Masse« methodisch begegnet werden kann. Dieser Problematik widmet sich Ellen Widder in ihrer Studie zur fürstlichen Administration im Südwesten des Reiches, der um neue Literatur ergänzten Druckfassung ihrer 1995 an der Universität Münster eingereichten Habilitationsschrift. Der thematische Zuschnitt dieser Untersuchung spiegelt deutlich die Herangehensweise des ungemein produktiven und befruchtenden Sonderforschungsbereichs 231 »Träger, Felder, Formen pragmatischer Schriftlichkeit im Mittelalter« (1986–1999) wider, dem die Autorin einige Jahre als Mitarbeiterin angehörte.

Widders Ziel ist es, eine »Histoire croisée« zu schreiben, die die Verfasserin nicht im Sinne einer Verflechtungsgeschichte, sondern »von gekreuzter und überkreuzter Geschichte« (S. 2) verstanden wissen will. Dabei formuliert sie das Ziel, nach einer Dekonstruktion traditioneller mediävistischer Kanzleiparadigmen und der entsprechenden Begrifflichkeit den Blick auf Möglichkeiten zur Überwindung der von ihr konstatierten thematischen und methodischen Verengungen zu richten. Hierzu sollen alternative Zugangsweisen aufgezeigt werden, etwa durch die Untersuchung des Kanzleipersonals und den Fokus auf die kodikologischen Facetten des untersuchten Schriftguts.

Ausführlich widmet sich Widder in einem ersten Untersuchungsschritt der bisherigen Forschung. Dabei diskutiert sie einleitend die beiden zentralen Paradigmen, die auf die Erforschung der spätmittelalterlichen Kanzlei einwirkten, namentlich die an den Urkunden des frühen und hohen Mittelalters entwickelte Diplomatik und den durch die Vorstellung vom »Behördenstaat« der Neuzeit geprägten verwaltungsgeschichtlichen Ansatz. Sie kritisiert dabei die Vorgehensweise älterer Studien, diese beiden Zugriffe als Folien zu gebrauchen, vor denen für die landesherrlichen Kanzleien des späten Mittelalters betrachtet werden. Anzumerken ist an dieser Stelle allerdings, dass sich die Forschungslage seit mindestens zehn Jahren keinesfalls mehr ganz so bipolar gestaltet, wie die Autorin es darstellt. Schon Ivan Hlaváček setzte sich in seinem eingangs erwähnten Aufsatz mit dem Problemfeld auseinander. Auch Andreas Meyer und Christian Lackner beschäftigten sich in einer 2014 veröffentlichten Gedenkschrift für Heinrich Appelt mit dieser Thematik.

Nach der Diskussion der Forschungslage wendet sich Widder zwei Fallstudien zu. Unter Bezugnahme auf die grundlegenden Untersuchungen Friedrich Burgards vertritt sie für den Trierer Erzbischof Balduin (reg. 1307–1354) die These, es habe unter dem Luxemburger im Erzbistum noch keine institutionalisierte Kanzlei gegeben. Die damit einhergehende Problematik, aus dem überlieferten Bestand an Urkunden auf die Gesamtzahl der ausgestellten Stücke zu schließen, macht sie anschließend am Beispiel der Kanzlei des pfälzischen Kurfürsten Ludwig III. (reg. 1410–1436) deutlich. An der Urkundenproduktion dieser Institution entwickelt sie auch eine der zentralen Thesen ihrer Arbeit: Eine beachtliche Zahl von Ausfertigungen könne Schreibern zugewiesen werden, die nachweislich nicht Mitglieder der landesherrlichen Kanzlei waren. Aus diesem Befund leitet sie eine besondere Rolle der in der Forschung vernachlässigten öffentlichen Notare für die sich herausbildende Landesherrschaft ab.

Ausführlich wendet sich die Autorin anschließend dem Hauptuntersuchungsgegenstand ihrer Arbeit, der kurpfälzischen Kanzlei, zu. Nach einer Zusammenfassung der Forschungsgeschichte folgt ein Blick auf das Geschäftsschriftgut des 14. Jahrhunderts. Neben Kopialbüchern werden auch Rechnungen, Bedeverzeichnisse und das bisher als ältestes Urbar der Pfalzgrafschaft bezeichnete Amtsbuch behandelt. Nur am Rande sei an dieser Stelle erwähnt, dass das Urbar wohl frühestens auf 1370 und nicht, wie von Widder (der älteren Forschung folgend), auf das Jahr 1369 zu datieren ist. Es handelt sich zudem tatsächlich nur um den zweitältesten bekannten Text dieser Art. Ein Neufund aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe wird bald in Form einer von Karl-Heinz Spieß und dem Rezensenten verantworteten Edition vorliegen.

In einem nächsten Schritt werden durch Widder zwei zentrale Protagonisten der Kanzlei, die Schreiber Heinrich von Diebach und Konrad von Aschaffenburg, in den Blick genommen. Anschließend wird ein »Interterritorialer Vergleich« zum Archivwesen der Mainzer Erzbischöfe eingeschoben, gefolgt von einem Abschnitt zu dem ursprünglich in kurpfälzischen Diensten stehenden späteren Speyerer Bischof Nikolaus von Wiesbaden und der Entwicklung der Kanzlei während seines Episkopats. Es folgt ein weiterer prosopographischer Abschnitt zu Otto vom Stein und Matthias von Sobernheim, die

ebenfalls in der Kanzlei der Pfalzgrafen bei Rhein wirkten, bevor mit Raban von Helmstatt ein zusätzliches Mitglied dieser Institution, das ein bischöfliches Amt (in Speyer und später in Trier) erlangte, untersucht wird.

Nachdem anschließend das Geschäftsschriftgut der königlichen Kanzlei während der Regierungszeit König Ruprechts I. (als Pfalzgraf Ruprecht III.) analysiert wird, lenkt Widder den Fokus nachfolgend auf das älteste Lehenbuch der Pfalzgrafen bei Rhein aus dem Jahr 1401. Nach ihrer Auffassung ist es möglich, dass für die Anlage des Bandes die Erstellung des ältesten bischöflich-speyrischen Lehenbuches in den frühen 1390er-Jahren Vorbildwirkung hatte, was sie vor allem aus der Struktur der Einträge in beiden Bänden und den personellen Beziehungen zwischen den Kanzleien der beiden Fürstentümer ableitet. Ein solcher Zusammenhang wäre zwar durchaus möglich, jedoch lassen sich die Indizien nach Auffassung des Rezensenten nicht zu vollständig belastbaren Belegen erhärten; vor allem, weil die Einträge in landesherrliche Lehenbücher im Spätmittelalter häufig ähnliche Muster aufweisen.

In einem nächsten Schritt erfolgt die weitere prosopographische Untersuchung prominenter Mitglieder der kurpfälzischen Kanzlei im 15. Jahrhundert, insbesondere der jeweiligen Kanzler. Im letzten umfangreichen Kapitel der Arbeit wird das Geschäftsschriftgut unter Pfalzgraf Friedrich I. »dem Siegreichen« (reg. 1449–1476) behandelt. Dabei verdeutlicht die Autorin die Vorteile, die damit einhergehen, auch kodikologische Fragestellungen bei der Untersuchung spätmittelalterlicher Kanzleien zu berücksichtigen. So wurden die Einbände für die Kopialbücher der Bischöfe von Speyer sowie die Exemplare aus der kurfürstlichen Kanzlei unter Friedrich I. durch denselben Buchbinder gebunden (sogenannte Alberthus-Einbände). Der Speyerer Bischof und pfalzgräfliche Kanzler Matthias Rammung dürfte in diesem Kontext eine zentrale Rolle gespielt haben.

Beschlossen wird der Hauptteil der Untersuchung mit einem Abschnitt zu den nur in geringer Zahl für das Reich des ausgehenden Mittelalters vorliegenden Kanzleiordnungen, die im Kontext umfangreicherer Hof- und Regimentsordnungen für Bayern-Landshut (1466 und 1468), Kurköln (1469) und den Amberger Hof Pfalzgraf Philipps (1474) überliefert sind. Widder sieht in diesen Texten vor allem ad-hoc-Verfügungen, die aus Konfliktsituationen innerhalb des jeweiligen Herrschaftskontextes entstanden.

Nach einem Resümee der Untersuchungsergebnisse folgen die Edition eines Schreibervertrags von 1423, mehrere für das Verständnis der vorhergehenden Ausführungen hilfreiche Abbildungen sowie eine Übersicht über die Verwandtschaftsbeziehungen des in den vorangehenden Kapiteln untersuchten Kanzleipersonals. Beschlossen wird der Band durch ein Handschriften-, Personen- und Ortsregister.

Ellen Widders Studie zeigt das Potential einer Auseinandersetzung mit landesherrlichen Kanzleien des Spätmittelalters auf. Einige Ergebnisse der Untersuchung dürften den zukünftigen Forschungsdiskurs befruchten, etwa die Ausführungen zur Bedeutung des öffentlichen Notariats. Der von der Autorin stark gemachte ganzheitliche Blick auf spätmittelalterliches Geschäftsschriftgut, der auch die Untersuchung kodikologischer Facetten nicht vernachlässigen sollte, dürfte sich in der Zukunft ebenfalls als gewinnbringend erweisen. Zudem können mehrere der in der Arbeit ausgebreiteten Detailfunde die Grundlage für weiterführende Studien zum Kanzleipersonal im Südwesten bilden.

Trotz dieser positiven Eindrücke vermag die Arbeit nicht in allen Punkten zu überzeugen. In den personengeschichtlichen Untersuchungen der Kanzleimitglieder und bei der Beschäftigung mit den Amtsbüchern aus den Kanzleien der Speyerer Bischöfe und Pfalzgrafen bei Rhein kommt die Autorin an mehreren Stellen nicht über die beschreibende Ebene hinaus. So wichtig zweifelsohne die Aufnahme der äußeren Merkmale der verschiedenen Handschriften ist, stellt sich doch die Frage, was genau über das reine

Verfügbar machen der Daten hinaus der methodische Ertrag dieser Vorgehensweise sein könnte.

An einigen Stellen wünscht sich der Leser zudem Synthesen, die den Erkenntniswert aus der gebotenen Materialfülle herausdestillieren. Exemplarisch sichtbar wird dies in der »Zwischenbilanz: Kirchliche Netzwerke, Stiftsherren und Kollektoren« (S. 292–295), in der die vorangehenden prosopographischen Befunde zu Nikolaus von Wiesbaden, Otto vom Stein und Matthias von Sobernheim mit anderen Biographien zeitgenössischer Bischöfe, die ebenfalls zu Mitgliedern der pfälzischen Kanzlei in Beziehung standen, kontextualisiert werden sollen. Das Fazit zu diesem Abschnitt fällt dann allerdings recht allgemein aus: »Alle hier Genannten unterhielten unterschiedlich gelagerte Beziehungen zu Mitgliedern der kurpfälzischen Kanzlei. Diese reichten über Verwandtschaft, Patronage, Klientelverhältnis, Indienstellung und sonstige Aufgaben [sic!]<« (S. 295). Beispielhaft sei für die deskriptive Herangehensweise an einzelne Handschriftenbestände nur auf die Beschreibung des Geschäftsschriftguts der Pfalzgrafen Ludwig III. und Ludwig IV. (S. 384–388), des Lehenbuches des Speyerer Bischofs Matthias Rammung (S. 434–436) oder des *Liber perpetuum* aus der Kanzlei Friedrichs »des Siegreichen« (S. 448f.) verwiesen.

Überraschend ist, dass Widder für ihre Untersuchung darauf verzichtet, ein weiteres wichtiges Kopialbuch aus der kurpfälzischen Kanzlei, in dem um 1400 eine Vielzahl von Lehenreversen verzeichnet wurde, zumindest zu erwähnen. Dieser Band gelangte von der Königlichen Bibliothek in Stuttgart nach einer Station im dortigen Hauptstaatsarchiv 1937 in das heutige Landesarchiv nach Speyer, wo er während des Zweiten Weltkriegs vernichtet wurde. Allerdings haben sich in der Universitätsbibliothek Heidelberg Abschriften der Urkunden aus dem 19. Jahrhundert erhalten, die einen weiteren Einblick in die Funktionsweise der pfalzgräflichen Kanzlei hätten ermöglichen können. Der Band ist in der Forschung durchaus bekannt, wurde er doch für die Regesten der Pfalzgrafen noch ausgewertet und in der Einleitung des ersten Bands beschrieben.

Das Gesamtfazit zu Ellen Widders Studie fällt zwiespältig aus. Auf der einen Seite hat die Autorin die Ergebnisse vieler Detailstudien, die bereits die Schüler des Münchener Archivars Hans Rall zu den pfälzischen Wittelsbachern vorgelegt haben, vertieft und gerade für das 15. Jahrhundert auch inhaltlich erweitert. Zudem liefert ihre Arbeit wertvolle Einzelergebnisse, auf denen die zukünftige Forschung aufbauen kann. Auf der anderen Seite sind die Hauptmonita der Studie die an mehreren Stellen zu Tage tretenden deskriptiven Tendenzen und wiederholt fehlende inhaltliche Synthesen, die das Beschriebene zusammenfassen und methodisch durchdringen würden. An diesen Stellen schwappt das »Problem der Masse« von den Quellen auf die wissenschaftliche Darstellung über.

Der selbst formulierte Anspruch, eine »Histoire croisée« der Kanzlei zu schreiben, wird zudem nicht an allen Punkten eingelöst. Widder zeigt zwar durchaus auf, dass Spezialisten für verschiedene geistliche und weltliche Herrscher tätig waren und etwa im Fall der Beziehungen zwischen Kurpfalz und Speyer ihre Expertise den unterschiedlichen Brotgebern jeweils zur Verfügung stellten. Auch quellenbedingt kann die Verbundenheit bzw. Verflechtung jedoch nur an wenigen Stellen konkret aufgezeigt werden. Tatsächlich handelt es sich um eine Studie, die gerade in den prosopographisch orientierten Kapiteln die bereits 1969 von Peter Moraw formulierte Zielstellung verfolgt, »von einer Aneinanderreihung der Fakten zum Erfassen der Zusammenhänge vor[z]u dringen und zugleich die Kanzlei in das Ganze des königlichen Hofes [Ruprechts I.] und des weiteren politischen Gefüges um den Herrscher ein[z]u ordnen« (Archiv für Diplomatik 15, 1969, 430). Widders Arbeit lässt sich – natürlich nicht ausschließlich auf den wittelsbachischen Königshof bezogen – eher in diesen Kontext einordnen, als dass tatsächlich in größerem

Maßstab die von ihr beschriebenen »neuen Methoden und ungewohnten Zugangsweisen« (S. 502) zur Anwendung kommen. Ihre Untersuchung ist stärker älteren Forschungsstrategien der Personengeschichte und der Kanzleiforschung verpflichtet, als dies zuerst den Anschein hat. Allerdings sei betont, dass ein Festhalten an etablierten Methoden an sich nichts Ehrenrühiges ist. Es kommt nicht von ungefähr, dass sich die Prosopographie und die Bestimmung von Schreiberhänden auch in der Kanzleigeschichte des Spätmittelalters lange Zeit großen Interesses erfreuten. Ellen Widders Studie hat diese Herangehensweisen an einigen Stellen methodisch modifiziert. So neu wie beworben ist ihr Ansatz allerdings nicht.

*Benjamin Müsegades*

### 3. Antike

GREG WOOLF: Rom. Die Biographie eines Weltreichs. Stuttgart: Klett-Cotta 2015. 495 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-608-94848-6. Geb. € 29,95.

Die vorliegende Monographie des renommierten britischen Althistorikers Woolf (W.) ist eine konzise und stringente Gesamtdarstellung des römischen Herrschaftsbereichs in seiner territorialen Ausdehnung von der italischen Bronzezeit bis zur arabischen Eroberung weiter Teile des mediterranen Raumes im 8. Jahrhundert n. Chr. Dem Gesamtkonzept liegt deutlich erkennbar die historische Struktur der *longue durée* zugrunde, bei der der gesamte Mittelmeerraum stärker als Einheit im geographisch-klimatischen und kulturell-politisch-historischen Sinne gleichermaßen aufgefasst wird (vgl. Fernand Braudel und die *École des Annales*).

W. räumt beiden Phasen der römischen Herrschaftsausübung – Republik als auch Kaiserzeit – einen quantitativ gleichwertigen Raum über jeweils ca. 200 Seiten in seiner Darstellung ein, dem vorgeschaltet ist eine sehr kompakte Gesamtübersicht auf 16 Seiten, die den Nichtfachleuten als erste Orientierung dienen soll. Schließlich folgt der Anhang, bestehend aus dem Anmerkungsteil (S. 389–416), der Bibliographie (S. 417–452), weiterführenden bibliographischen und vom Übersetzer ergänzten Hinweisen zu den Textausgaben der antiken Autoren und zur Forschungsliteratur (S. 453–479), einem Glossar der Fachbegriffe (S. 479–484), dem Bild- und Kartennachweis (S. 485) und dem Personen- und Sachregister (S. 486–495).

In den einzelnen Kapiteln, die der traditionellen römischen Epocheneinteilung folgen und abschnittsweise mit einleitenden Zeittafeln versehen sind, geht der Autor abwechselnd chronologisch und analytisch vor. Dabei verzahnt er geschickt die Ereignisgeschichte mit strukturellen Schwerpunkten, so z. B. die Frühgeschichte Roms mit Klima- und Umweltaspekten im Rahmen der Beschreibung der mediterranen Agrarkultur, das Ausgreifen Roms über Mittelitalien hinaus bis zur sog. Attalidenerbschaft (133 v. Chr.) mit der Sklaverei als einem der bestimmenden Wirtschaftsfaktoren und Teil der sozialen Hierarchie Roms, die beginnende späte Republik bis zum Ende des Bundesgenossenkrieges 87 v. Chr. mit den religiösen Traditionen der Römer, die sukzessive ihre territoriale Expansion legitimieren sollten und im Kaiserkult des frühen Prinzipats kulminierten, die letzten zwei Generationen der römischen Republik (von den mithridatischen Kriegen bis zum Sieg des Oktavian über Marcus Antonius und Kleopatra im Jahre 31 v. Chr.) mit den zivilisatorischen Errungenschaften der griechisch-römischen Mischkultur, die innenpolitische Entwicklung der Kaiserzeit vom Prinzipat des Augustus bis zur sog. Reichskrise im 3. Jahrhundert n. Chr. mit der wirtschaftlichen Entwicklung

des *Imperium Romanum* von der Tributwirtschaft hin zu einer »politischen Ökonomie« (S. 244) auf Basis ineinandergreifender Steuersysteme, die außenpolitische Entwicklung der Kaiserzeit bis zum Herrschaftsantritt des Diokletian (284 n. Chr.) mit der Frage nach »Reichsidentität(en)« (S. 287; 297), das Zeitalter der Tetrarchen bis zur Absetzung des letzten (west-)römischen Kaisers durch Odoaker (476 n. Chr.) mit dem Aufstieg des Christentums und schließlich die (ost)römische Phase von der Regierungszeit Justinians (527–565 n. Chr.) bis zum arabischen Vorstoß nach Spanien (711 n. Chr.) mit Überlegungen zum Nachleben des Römischen Reichs. Eine didaktisch sehr geschickte Vorgehensweise ist der jeweilige Einstieg in die einzelnen Kapitel durch recht umfangreiche Quellenzitate, die treffend auf das Thema des Kapitels einstimmen, aber auch durch den weiteren häufigen Einsatz im Rahmen der Darstellung den Fokus auf die literarische Tradition neben der archäologisch erschlossenen dinglichen Hinterlassenschaft legen. Dem folgen bibliographische Hinweise auf die antiken Autoren in Übersetzung (S. 454f.) als wichtiges Hilfsmittel für Studierende oder allgemein Interessierte.

Natürlich muss die sehr kompakte Darstellung der römischen Ereignisgeschichte Lücken und auch grobe Zusammenfassungen aufweisen, so behandelt W. z. B. die innenpolitischen Verwerfungen der Gracchenzeit auf wenigen Zeilen (S. 141f.), das iulisch-claudische Kaiserhaus nach Augustus auf einer halben Seite (S. 227), ebenso die Tetrarchie (S. 318f.), doch dient die Chronologie der Ereignisse, die vom Leser je nach Kenntnisstand und Interessenlage durch die Literaturhinweise in den Anmerkungen weitgehend eigenständig erschlossen werden können, dem Autor immer als Anknüpfungspunkt einer Betrachtung spezifisch römischer Strukturmerkmale, die für ihn wegweisend für seine Leitfrage sind, nämlich wie das Römische Reich so lange bestehen konnte (S. 11). W. verweist dabei schon zu Beginn auf seine Methode, die er anschaulich als das fortlaufende Erkennen von Mustern beschreibt, die sich aus der Ferne bis zur näheren Betrachtung in weiteren Mustern niederschlagen (S. 13). Hierin liegt die große Stärke des Buches: Der Autor leitet scharfsinnig, instruktiv und auch für den Nichtfachmann nachvollziehbar aus dem durchaus konventionellen Narrativ unter Zuhilfenahme von vorwiegend sozial- und kulturwissenschaftlichen Fragestellungen epochenübergreifende Aspekte ab, die einen neuen und geschärften Blick auf seinen Untersuchungsgegenstand ermöglichen. Er erweitert die unterschiedlichen Blickwinkel durch passend gewählte Vergleiche mit vor-modernen Herrschaftsorganisationen, so mit dem achämenidischen und sassanidischen Persien, dem nordindischen Reich der Maurya und dem chinesischen Reich nach dem Ende der Qin-Dynastie (z. B. S. 49; 233f.). Auch zeigt er trotz der kompakten Darstellungsweise, die dem schieren Umfang seines Themas geschuldet ist, bei vielen strukturellen Einzelbetrachtungen unterschiedliche Interpretationsmöglichkeiten auf, so z. B. bei der Rolle des römischen Kaisers (S. 234–239) oder zur Frage des Einbruchs des städtischen Wachstums ab dem 3. Jahrhundert n. Chr. (S. 252–255).

W. lehnt zwar zu Recht moderne Bilder des Römischen Reichs (hier ist z. B. sein Hinweis auf G. E. M. de Ste. Croix zu nennen, S. 12) als einer zielgerichteten, teils schon sich selbst erhaltenden organischen Verbindung ab, evoziert aber selbst das Bild einer unaufhaltsamen Flutwelle (S. 13). Hier muss auch die Kritik einsetzen: Der Autor erwähnt zwar an verschiedenen Stellen (z. B. S. 33–38; 157–162), dass die römische Expansion erst in spätrepublikanischer / frühaugusteischer Zeit durch literarische *ex eventu*-Betrachtungen (u. a. Livius oder Vergil) ein ausgeprägtes Sendungsbewusstsein erfahren hat, projiziert aber teilweise selbst schon für die früheste Zeit der latinisch-sabinischen Doppelgemeinde einen intentionalen und unvermeidbaren Expansionsdrang, der schon fast durch eine Eigendynamik getrieben ist (z. B. S. 41; 55f.; 67–70). Der Hinweis auf nicht vorhersehbare Kontingenzen wäre sicherlich an mancher Stelle angebracht gewesen. Ebenso ist seine

Darstellung nicht vor eigenen *ex eventu*-Betrachtungen gefeit: »Das spätrömische Reich war sich zumindest in einiger Hinsicht bewusst, dass es seinen Höhepunkt überschritten hatte.« (S. 315) Gleichermäßen behände und stringent, wie Rom in der Darstellung von W. zwingend aus einem mittelitalischen dörflichen Konglomerat zum *Imperium Romanum* mit beachtlicher territorialer Ausdehnung wird, geht der Autor konstant sehr lässig mit den Begrifflichkeiten wie »Reich«, »Reichsherrschaft«, »Weltreich« oder »Staat« um (*pass.*), wobei er die Abstrakta vom neuzeitlichen Verständnis her benutzt, obwohl er an verschiedenen Stellen deutlich macht, dass ein antikes Reich nicht mit modernen Gebilden wie dem *British Empire* zu vergleichen (z. B. S. 50f.) und ihm die Problematik durchaus bewusst ist (vgl. S. 41–51). Wenn W. im Kontext einer konzisen Erläuterung der Scipioneninschriften über das »Verständnis der Reichsherrschaft« (S. 115–118) reflektiert, kann der Fachmann mit Gewinn zwischen den Zeilen lesen. Den Laien kann es im besten Falle verwirren, im schlechtesten Falle auf eine falsche Fährte locken. Ebenso lehnt er das Erklärungsmodell der Transformation für die Zeit von Diokletian und Konstantin als »eine zu einfache Darstellung« (S. 306) ab, benutzt aber selbst einige Seiten später den Begriff »Transformation« (S. 313) im Kontext der institutionellen Veränderungen. Auch hier erkennt der Fachmann, dass W. an dieser Stelle mit zwei unterschiedlichen Bedeutungen des Begriffs »Transformation« arbeitet, was sich dem übrigen Leserkreis sicherlich nicht sofort erschließt.

Ein Kritikpunkt sei W.s Betrachtung der Religionen gewidmet. Er konstatiert für die republikanische Zeit zu Recht einen an Ritualen reichen religiösen Synkretismus, spricht der Religion als Konzept aber trotzdem keine zentrale Bedeutung zu: »Den Römern scheint es gelungen zu sein, eine mentale Barriere zwischen dem Sinn für die extreme Besonderheit einzelner *Kulte* einerseits und einer Offenheit für alle Arten theologischer und kosmologischer Spekulation andererseits aufrechtzuerhalten. Einerseits legten sie Wert auf peinliche Genauigkeit in der rituellen Praxis und andererseits schien ihnen die Sorge um Glaubensfragen zu fehlen.« (S. 167); »Im Vergleich mit diesen [vormodernen] Beispielen erscheint die römische Religion reaktiv und in sich verschlossen. Andere römische Institutionen spielten eine offensichtlich viel wichtigere Rolle bei der Förderung und der Erleichterung der Expansion, wie das Klientelwesen und die Sklaverei, militärische Bündnisse und das römische Recht. Die Götter waren, wie es scheint, nur Mitfahrer auf dieser Reise.« (S. 169) Den von ihm als »Soldatenkaiser« (S. 308–310) klassifizierten Herrschern Diokletian und Konstantin spricht er eine reine Instrumentalisierung der (polytheistischen und christlichen) Religion zu, so wie er im Kontext des sich ausbreitenden Christentums die Identität als Christ dezidiert »von anderen Aspekten der Gesellschaft« (S. 333) trennt, dies im Gegensatz zur früheren polytheistischen römischen Religionsausübung, obwohl W. genau diese Tendenz der von ihm so genannten »Aussonderung der Religion als eines getrennten Bereichs« kurz darauf (S. 334) schon für die *Bacchen* des Euripides am Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. konstatiert. Der Autor verweist zwar auf die unterschiedlichen Interpretationsansätze, die sich mit der Hinwendung Konstantins zum Christentum befassen (S. 344), lässt das Kapitel aber wieder mit dem Hinweis auf die Instrumentalisierung der Religion enden: »Konstantin hatte einen faustischen Pakt mit Christus geschlossen. Die ideologische Unterstützung durch das Christentum und die rhetorische Kraft der Bischöfe konnten für das angeschlagene Weltreich extrem hilfreich sein, aber die Kaiser konnten es sich nicht leisten, sein trennendes Potential zu vernachlässigen.« (S. 348) Den zwischen dem 5. und dem 7. Jahrhundert einsetzenden Niedergang des Römischen Reiches erklärt W. mit verschiedenen Faktoren, nämlich »Invasionen, Auseinanderbrechen und eine dramatische Verkleinerung [des Reiches]« (S. 353; 356; vgl. S. 364 zum Verfall der Stadtkultur). Auch hier koppelt W. die Religion deutlich ab:

»Die Kirche ging ihren Weg, während weltliche Königreiche kamen und gingen.« (S. 356) Schließlich kulminiert am Ende des Kapitels seine Deutung: »Das Christentum und der Islam bestimmten das Geschehen nun [im späten 7. Jahrhundert n. Chr.] auf eine Weise, wie das der Polytheismus des vorangehenden Zeitalters nie getan hatte. ... Christentum und Islam haben das Römische Reich nicht zerstört, aber die Welt, die sie schufen, war weniger empfänglich gegenüber den großen politischen Weltreichen der Antike.« (S. 369)

Es bleibt zu sagen, dass trotz der Kritikpunkte (oder vielleicht eher wegen den zur Kritik herausfordernden dezidierten Aussagen des Autors) die Monographie auch für den Fachmann eine spannende und alte Deutungsgewohnheiten in Frage stellende Lektüre ist. Neue Sichtweisen und Akzentverschiebungen eröffnen den Rezipienten gewinnbringende neue Fragestellungen, und der kompakte Gesamtzugriff auf die Römische Geschichte (und darüber hinaus) ist ein echtes Lesevergnügen, was sicherlich nicht zuletzt auch an der gelungenen deutschen Übersetzung liegt.

*Iris Samotta*

GEZA VERMES: Vom Jesus der Geschichte zum Christus des Dogmas. Berlin: Verlag der Weltreligionen 2016. 383 S. ISBN 978-3-458-71040-0. Geb. € 34,00.

Was soll man über ein Buch noch sagen, von dem Rowan Williams behauptet, es sei »ein großartiges, richtungsweisendes Buch«? Wenn man dazu noch bedenkt, dass es sich um eines der letzten Bücher handelt, die von einem der größten Religionswissenschaftler und Judaisten unserer Zeit, Geza Vermes, ein Jahr vor seinem Tod veröffentlicht wurden, scheint eine Rezension fast überflüssig zu sein. »Vom Jesus der Geschichte zum Christus des Dogmas« ist in diesem Sinne eine Krone der 40-jährigen Arbeit auf diesem Gebiet, die er mit dem »Jesus, der Jude: Ein Historiker liest die Evangelien« 1973 begann.

Vermes stellt in diesem Buch die Fragen, »wie Jesus und das aufkommende palästinische Christentum durch das charismatische Judentum geprägt« wurde (S. 11), welchen Einfluss »die hellenistische Gedankenwelt und Mystik auf die frühen Gemeinden ausübten« (S. 11) und wie es zur »Ausbreitung des Heidenchristentums in der griechischen Welt« (S. 130) kam. Dabei unterscheidet er zwischen zwei großen Phasen der Entwicklung des christologischen Dogmas (die jüdische und die heidnische Phase), die dann in sieben kleinere Phasen unterteilt werden: Charismatisches Judentum Christi (Kap. 2 und 3), Paulinischer »Neuaufbruch« (Kap. 4), Johanneisches Christentum (Kap. 5), Christentum der Didache und des Barnaba-Briefes (Kap. 6), Apostolische Väter und Apologeten (Kap. 7 und 8), Theologen des dritten Jhs. (Kap. 9) und schließlich eine ganz kurze mit dem Konzil von Nicäa. Obwohl er diesem Konzil lediglich ein paar Seiten widmet (S. 314–321 und 321f.), bezeichnet er es trotzdem als den »ersten größeren Wendepunkt in der Geschichte der christlichen Theologie« (S. 307).

In seiner Analyse dieser Phasen zeigt Vermes ein (ganz) umfangreiches exegetisches Wissen (er kennt z. B. den Taufritus für die Toten: S. 152) sowie ein tiefes Verständnis für die frühe Kirchengeschichte. Er erkennt in dem »dogmatischen Nebel der vornizänischen Epoche« (S. 305) ganz eindeutig, dass die »gesamte vornizänische Kirche [...] eine subordinatianische Sicht« (S. 310) vertreten hatte und dass bis in die Zeiten unmittelbar nach Origenes ein »subordinatianisches Verständnis des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn« (S. 304) vorherrschte. Die frühchristlichen Stellen, welche zeigen, dass Christus »gleichsam göttlich sei« (158), deutet Vermes als spätere Verfälschungen. Er erkennt jedoch, dass Christus schon lange Zeit vor Nicäa »vergöttlicht« wurde (S. 16). Im Unterschied zu einigen anderen Autoren (z. B. Larry Hurtado), erscheint Vermes der Christus des frühe-



ren Christentums »als der Mittler, mithilfe dessen man sich Gott nähert, und nicht als der Adressat der Gebete« (S. 162).

Ein solcher Christus, wie der von Vermes, ist für Juden vermutlich deutlich akzeptabler als seine spätere vergöttlichte christliche Version. Hier liegt eigentlich das größte Potenzial dieses Buches: Es kann sehr wertvoll für den jüdisch-christlichen Dialog sein. Vermes kommt zu seinem »Kompromiss-Christus« durch seine eigene biographische Erfahrung: Er konvertierte aus dem Christentum (zurück) ins Judentum (seine Eltern waren ins Christentum konvertierte Juden). Als solcher schlägt er aber auch mit seiner Forschung die Brücken zwischen den zwei Religionen und ermöglicht eine andere Rezeption des Jesus im Judentum (es kann eigentlich nicht sein, dass Jesus vom Islam mehr respektiert wird als vom Judentum, weil er schließlich auch selbst ein Jude war), sowie eine bessere Wahrnehmung der jüdischen Wurzeln Christi bei den Christen. Menschen, die solche seltenen Kompetenzen aus beiden Religionen mitbringen und diese dann noch wissenschaftlich entfalten, sind von unverzichtbarem Wert für den ökumenischen und interreligiösen Dialog.

Der oben erwähnten Analyse der Entwicklung des christlichen Dogmas steht auch ein »Überblick über mehr als ein Jahrtausend jüdischer Geschichte« (49) vor, welchen Vermes als »Skizze des charismatischen Judentums von Mose bis Jesus« (S. 323) bezeichnet. Dieser Teil des Buches will Jesus in einen jüdischen Kontext setzen. Er war für Vermes ein »charismatischer Jude« (S. 17), ein »durchs Land ziehender spiritueller Heiler, Exorzist und Prediger« (S. 58) und schließlich ein »mit Wunderkraft ausgestatteter Visionär« (S. 20). Er sieht ihn im Rahmen einer »prophetischen Bewegung« in Gesellschaft von Mose (S. 20f.), Samuel (S. 22f.) Elia und Elisa (S. 23–26) sowie weiteren Persönlichkeiten aus dem charismatischen Judentum seiner Zeit, wie Choni der Kreiszieher (S. 40–42) und Chanina ben Dosa (S. 43–47). Er versucht auch die in den Evangelien beschriebenen Ereignisse in einen jüdischen Kontext zu setzen: die wunderbaren Heilungen (S. 25, 44f.), wundersame Speisungen (S. 26), Exorzismen (S. 35–39), die Verletzung der »bürgerlichen Empfindlichkeiten« (S. 40), Zuschreibung der Heilungen an den Glauben des Kranken (S. 42), Macht auf Schlangen und Skorpione zu treten (S. 46), Himmelsstimme (S. 49) usw. Trotzdem misst er Jesus einen großen Respekt zu, u. a. weil er nie »eine der allgemein eingehaltenen Bestimmungen bezüglich Grundbesitz, Handel oder Landwirtschaft übertreten ha[t]« (S. 83).

Was die Zielgruppe dieses Buches angeht, so wendet es sich auch nach den Angaben des Autors selbst an die »Nichtspezialisten« (S. 189). Das Buch kann auch für nichtreligiöse Menschen oder sogar für Atheisten (welche nicht gleichzusetzen sind) interessant sein, weil es aus einer religiös-neutralen Position den Leser mit dem Wirken Christi vertraut macht. Trotzdem ist es auch für den Studierenden der Theologie gut geeignet, weil es den aktuellen Stand der Wissenschaft auf eine unparteiische und prägnante Weise darstellt.

*Vladimir Latinovic*

FIK MEIJER: Paulus. Der letzte Apostel (Historische Biografie). Darmstadt: Philipp von Zabern 2015. 340 S. m. Abb. ISBN 978-3-8053-4920-8. Geb. € 29,95.

Das Paulusbuch von Fik Meijer, das im Jahr 2015 erfreulicherweise in deutscher Übersetzung erschien, wurde bereits 2012 unter dem Titel: »Paulus. Ein Leben zwischen Jerusalem und Rom (orig.: Een leven tussen Jeruzalem en Rome)« veröffentlicht. Es bietet auf etwa 300 Seiten eine Lebensgeschichte des Apostels Paulus, wobei der Autor sich

primär auf das Zeugnis der Apostelgeschichte stützt, wie bereits die Gliederung des Bandes verrät: Zunächst leiten eine persönlich gehaltene Einführung und ein kleines Kapitel zu den »bruchstückhaften Quellen« den Leser an das Buchthema heran. Darauf folgen fünf große Kapitel, die den Kern des Buches bilden: »Die Vorgeschichte« äußert sich zur (mutmaßlichen) Kindheit, Jugend und dem frühen Erwachsenenalter des Paulus – vom Aufwachsen in der Diaspora über die pharisäische Bildung in Jerusalem bis hin zu seiner Verfolgertätigkeit gegen die jüdische Sekte der Christen und schließlich der Lebenswende vor Damaskus. Das weitere Wirken des Paulus wird dann in vier ausführlichen Kapiteln über die »erste«, »zweite« und »dritte Missionsreise« sowie die »Seereise des Paulus nach Rom« nacherzählt; sie halten sich eng an die Apostelgeschichte, die den selbstverständlichen Hintergrund des Buches bildet. Von großer sachlicher Bedeutung ist schließlich der Epilog »Eine andere Welt«: Er hebt weniger auf die Unterschiede zwischen Paulus und uns heutigen Lesern ab, sondern widmet sich vor allem dem Verhältnis zum Judentum. Während Paulus als ehemaliger Pharisäer trotz aller Spannungen und Konflikte immer an der Erwählung Israels festhielt und die Existenz jüdischer Christen als selbstverständlich ansah, führten zunehmende Zerwürfnisse in späterer Zeit zur endgültigen Trennung in ein »Judentum« und ein davon unterschiedenes »Christentum« – und dass man sich dabei auf Aussagen der Paulusbriefe berief, hätte dem Apostel, wie Meijer zu Recht festhält, sehr missfallen.

Fik Meijers Darstellung sticht aus der überfließenden Fülle der Paulus-Literatur insofern heraus, als sich hier ein Historiker, Altphilologe und Mittelmeerarchäologe in einen zumeist innertheologischen Diskurs einmischt. Dabei wird deutlich, dass die Disziplinen durchaus untereinander gesprächsfähig sind, wie seine Berücksichtigung der in der Bibliografie aufgeführten bibelwissenschaftlichen Arbeiten zeigt. Anfragen stellen sich aus exegetischer Sicht jedoch an die starke Privilegierung der Apostelgeschichte gegenüber den Briefen. Die Darstellung wirkt auf weite Strecken so, als könne man die Erzählungen der Apostelgeschichte ohne weiteres historisieren. Die damit verbundenen und in der Exegese vieldiskutierten Probleme werden kaum thematisiert. Zum anderen kommt die theologische Substanz der genuin paulinischen Briefe zu kurz. Zwar wird der historische Kontext etwa der Rechtfertigungstheologie vorgestellt; doch insgesamt werden die Briefe, die ja immerhin – anders als die Apostelgeschichte – von Paulus selbst stammen, stiefmütterlich behandelt. Insbesondere für die intensive Christusbeziehung als Dreh- und Angelpunkt des paulinischen Wirkens kann Meijer kein wirkliches Verständnis aufbringen. Dies zeigt sich exemplarisch an seinem Umgang mit dem Damaskuserlebnis: Meijer zieht aufgrund der erzählerischen Abfolge der Apostelgeschichte Rückschlüsse auf persönliche Beweggründe des Apostels für dessen Lebenswende, wenn er meint, dass Paulus bereits seit dem Mord an Stephanus an den Christen interessiert gewesen sei und nun einfach eine gute Gelegenheit gesucht habe, sich den Christen anzuschließen; kurz vor Damaskus sei schlicht die dafür passende Situation eingetreten: »Er hat den Moment der Umkehr in seinem Leben selbst ausgewählt« (S. 61). Dass dies sämtlichen Zeugnissen aus den Paulusbriefen und auch dem der Apostelgeschichte widerspricht, die diese Lebenswende auf ein Wirken Gottes bzw. eine Erscheinung des Auferstandenen, auf jeden Fall aber auf eine Einwirkung *von außen* zurückführen, wird nicht weiter diskutiert. Insofern bietet das Buch in der Tat, wie Meijer auch in der Einführung schreibt, »die Darstellung meiner persönlichen Gedanken über diesen Apostel« (S. 11).

Die große Stärke des Buches ist die kenntnisreiche Einbettung des Apostels Paulus und seiner Reisen in die bunte Welt mediterraner Städte und Landschaften in der Antike. Die lebendige und sehr gut lesbare Nacherzählung der paulinischen Mission ist durch vielfältige Informationen zur Geschichte der von Paulus besuchten antiken Städte und

Landschaften angereichert, oft auch mit Hinweisen und Fotos zum heutigen Erscheinungsbild der archäologischen Stätten. Zahlreiche historische und kulturelle Bezüge, von den homerischen Epen über das klassische Griechenland, den Eroberungszug Alexanders des Großen und die hellenistische Zeit bis hin zur Machtübernahme Roms geben den lukanischen Darstellungen aus der Apostelgeschichte eine neue Farbigkeit, ohne in gelehrte Spezialdiskussionen abzugleiten. Wer sich aus dieser Richtung dem paulinischen Wirken nähern und die antike Welt auf unterhaltsame Weise erleben will, dem sei das Buch empfohlen.

*Christoph Schaefer*

RHEINISCHES LANDESMUSEUM TRIER U. A. (HRSG.): Nero. Kaiser, Künstler und Tyrann (Schriftenreihe des Rheinischen Landesmuseums Trier, Nr. 40). Darmstadt: Theiss 2016. 439 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-8062-3309-4. Geb. € 39,95.

Die Stadt Trier widmete dem berüchtigten römischen Kaiser Nero vom 14.05. bis 16.10.2016 eine besondere Ausstellung. Unter dem Titel »Nero – Kaiser, Künstler und Tyrann« beschäftigten sich das Rheinische Landesmuseum Trier, das Museum am Dom Trier und das Stadtmuseum Simeonstift mit dem letzten Herrscher der iulisch-claudischen Dynastie. Das Rheinische Landesmuseum zeichnete dabei verantwortlich für die gleichnamige Hauptausstellung zum Leben und Wirken Neros. Das Museum am Dom zeigte »Nero und die Christen«. Warum machte der Kaiser, der nach dem verheerenden Brand Roms im Jahr 64 selbst der Tat bezichtigt wurde, ausgerechnet die junge Sekte zum »Sündenbock«? Die Ausstellung behandelte auch das Verhältnis Roms zu Religion und die Geschichte der Christenverfolgungen. Leider wurde hier in Bezug auf Rom kein Unterschied zwischen den impulsiven Maßnahmen unter Nero und späteren, systematischen Verfolgungen gemacht. Das Stadtmuseum Simeonstift beschäftigte sich schließlich mit »Lust und Verbrechen. Der Mythos Nero in der Kunst« und somit mit der Rezeptionsgeschichte des Kaisers vom frühen Mittelalter bis in die heutige Zeit.

Der parallel zur Ausstellung erschienene Begleitband sucht das differenzierte Nero-Bild auf 439 Seiten anschaulich wiederzugeben. Der Band ist dabei durchaus sinnig in 11 Abschnitte gegliedert, in denen zunächst Neros verschiedene Facetten als Politiker, Bauherr, Künstler, Tyrann und Christenverfolger sowie abschließend die Nero-Rezeption aufbereitet werden. Für die insgesamt 44 Beiträge konnten renommierte Forscher/-innen aus dem In- und Ausland gewonnen werden. Durch die sinnvolle Anordnung, eine flüssig lesbare Sprache und nicht zuletzt gut 400 Farbabbildungen werden zunächst alle zentralen Aspekte der Thematik zufriedenstellend behandelt. Exemplarisch hervorgehoben seien an dieser Stelle die Beiträge von Reinhard Wolters, Matthäus Heil und Michael Fiedrowicz, die die Themenvielfalt der Beiträge illustrieren: Mit »Neros Image in fremden Händen? Die Repräsentation des Kaisers auf Münzen« (S. 89–96) geht Wolters nicht nur auf Neros konkrete Münzprägungen ein, sondern gibt zugleich auch einen exzellent bebilderten Einblick in das Medium Münze als Mittel der Kommunikation in der römischen Antike. Matthäus Heil arbeitet in »Nero und der Senat« (S. 116–123) anschaulich heraus, wie Neros mangelnder Respekt vor dieser traditionellen Institution letztlich zu seinem politischen Ende führte. Michael Fiedrowicz (S. 250–256) widmet sich schließlich anschaulich und methodisch sauber den Hintergründen der Christenverfolgungen unter Nero.

Positiv hervorzuheben ist, dass neben den Facetten Neros als Kaiser, Künstler und Tyrann auch bedeutende Personen und Personengruppen aus dem Umfeld des Kaisers und

verschiedene Regionen und Thematiken der Zeit eine würdige Betrachtung finden. So gibt Sabine Müller in »Neros Außenpolitik im Osten – Parther und Arsakiden« (S. 153–159) zunächst einen knappen aber fundierten Einblick in die Quellenlage und Entstehung des Partherreiches. Müller beleuchtet nicht nur die große Bedeutung der Partherkriege für Neros Selbstdarstellung, sondern auch die positive Wahrnehmung des Kaisers im Osten, der dort tatsächlich zum Symbol einer arsakidenfreundlichen Politik Roms stilisiert wurde. Winfried Webers Beitrag zur Verehrung von Petrus und Paulus und den Stätten ihrer Memoria (S. 257–263) mag den Leser gar zu einer Romreise auf den archäologischen Spuren der beiden Apostel anregen. Lediglich der Beitrag von Harald Aschauer (S. 273–289) fällt hier ein wenig aus dem Rahmen. Unter dem markigen Titel »Nero – ein Fall für den Psychiater?« versucht sich der Fachmann an einer medizinisch-psychiatrischen Diagnose des exzentrischen Kaisers und seines Familienumkreises. Aussagen über etwaige psychische Störungen der Julio-Claudier lediglich anhand der spärlichen Quellaussagen dazu treffen zu wollen, ist methodisch nicht tragbar, weswegen der Aufsatz nicht vielmehr als eine Aufstellung möglicher Krankheitsbilder und Todesursachen sowie Spekulationen über die psychologische Einordnung Neros bieten kann. Alexander Bätz (S. 390–399) resümiert abschließend treffend, dass das Bild Neros ein vielschichtiges ist, welches durch die antike Überlieferung stark negativ verzerrt wurde: der Beschreibung des gewissenlosen Muttermörders, des Christenverfolgers und des politischen Tyrannen stehen auch positivere Aspekte wie die ersten prosperierenden Regierungsjahre (das *Quinquennium Neronis*), Neros positive Reputation im Osten und zahlreiche erfolgreiche Bauprojekte gegenüber.

Im Begleitband greifen die Themen der drei einzelnen Ausstellungen sinnig ineinander und laden den Leser ein, sich ein vertieftes, differenziertes Bild vom Kaiser und seiner Zeit zu machen. Die verschiedenen Aspekte von Neros Herrschaft und Rezeption werden dabei auf dem aktuellen Stand der Forschung diskutiert. Kaiser, Künstler oder Tyrann? – Ausstellung und Begleitband veranschaulichen, dass Nero wohl ein wenig von allem in sich vereinte, und zeigen genügend Gründe auf, warum er bis heute polarisiert und fasziniert.

*Natalie Schlief*

MANFRED CLAUSS: Athanasius der Große. Der unbeugsame Heilige. Darmstadt: Philipp von Zabern 2016. 256 S. m. Abb. ISBN 978-3-8053-4957-4. Geb. € 29,95.

Über den alexandrinischen Bischof Athanasius († 373), diese Schlüsselfigur in den Streitigkeiten um das christliche Gottesverständnis des vierten Jahrhunderts, ist viel geschrieben worden. Eine moderne Biographie, welche die breite und recht kontroverse Literatur zu Athanasius reflektierte, vermisst man aber in der Forschung. Auch wenn das vorliegende Buch vom Klappentext als »erste moderne Biographie« des Athanasius charakterisiert wird, beansprucht es nicht, diese große Forschungslücke zu füllen. Mit diesem Buch präsentiert der emeritierte Frankfurter Althistoriker Manfred Claus jedoch einen überaus lesenswerten Überblick über Leben und Werk des Athanasius – für ein breites geisteswissenschaftlich interessiertes Publikum, dem dadurch Einblick gewährt wird in eine eminent wichtige Entwicklungsphase des antiken Christentums und deren Protagonisten, an erster Stelle eben des damaligen Bischofs von Alexandria.

In 14 Kapiteln lässt Claus ein sehr anschauliches Bild des Athanasius entstehen, in welchem Vita, Schriften und denkerische Schwerpunkte geschickt ineinander verwoben sind und durch prägnante Zitate aus Quellentexten illustriert werden. Dabei eröffnet

Clauss auch immer wieder interessante Einblicke in die Zeit des Athanasius. Die ersten drei Kapitel (1. Der Ketzler platzt in der Latrine; – 2. Alexandria zur Zeit des Athanasius; – 3. Der Streit um Arius und das Konzil von Nicäa) spannen den historischen Horizont auf, vor dem der Verfasser dann die Lebensstationen des Athanasius in chronologischer Reihenfolge nachzeichnet (4. Athanasius, der neue Papst; – 5. Sechs Anklagepunkte; – 6. Am Ende der Welt: das erste Exil; – 7. Ein kurzes Gastspiel in Alexandria; – 8. Im Zentrum der Welt: das zweite Exil; – 9. »Zwei Gegner sind es, die sich boxen«: die längste Amtszeit; – 10. In der Kammer der Jungfrau: das dritte Exil; – 11. »Eine einzige Gottheit ist in der Dreiheit«: die Theologie des Athanasius; – 12. Die kürzeste Amtszeit und das kürzeste – vierte – Exil; – 13. Das fünfte Exil und die letzten ungestörten Amtsjahre). Dabei profiliert Clauss in einem eigenen Kapitel (11) den zentralen Lehrtopos des alexandrinischen Bischofs, die Gotteslehre. Der Band schließt mit einem Ausblick auf die Wirkungsgeschichte des Athanasius (14. Athanasius der Große: das Nachleben).

Die ersten drei Kapitel signalisieren schon die spezifische Perspektive, welche Clauss – wohl nicht zu Unrecht – auf die Biographie des Athanasius richtet: die Perspektive auf Alexandria als dessen primärem Wirkort sowie auf dessen – »unbeugsame« wie machthungrige – Auseinandersetzung mit Arius und den anderen theologischen Gegnern, den Kritikern des nizänischen Bekenntnisses. Problematisch erscheint hier, dass Clauss terminologisch bewusst der Vorgabe des Athanasius folgt, alle Gegner als »Arianer« zu bezeichnen. Clauss begründet dieses Vorgehen damit, »die Intentionen« des Bischofs nicht »verfälschen« zu wollen (S. 8). Durch die Übernahme des polemischen Zugriffs des Athanasius – der Clauss sehr bewusst ist und den er auch auffällig kritisch beleuchtet – werden im Gegenzug aber die nur sachgemäßen Differenzierungen zwischen Arius und den vielgestaltigen Kritikern des Nizänums verwischt, welche die neuere Forschung herausgearbeitet hat.

Kritisch anzumerken ist des Weiteren, dass die im Untertitel benannte Charakterisierung des Athanasius als »Heiliger« nicht näher reflektiert wird. Denn der Sachverhalt, dass Athanasius schon zu Lebzeiten und dann bis zur Neuzeit als Heiliger gezeichnet wurde, und die damit gegebene hagiographische Ausrichtung biographischer Quellen stellen für jeden Versuch, eine Biographie des Athanasius zu schreiben, ein Grundproblem dar. De facto erscheint Clauss' Durchführung dieses Unterfangens insgesamt als durchaus gelungen – nur hätte man gerade angesichts des Titels Erwägungen zu dieser Problematik erwartet.

Die kritischen Anmerkungen sollen die große Leistung des Verfassers keinesfalls schmälern: Es ist ihm gelungen, für eine nicht primär fachwissenschaftliche Leserschaft ein sehr lebendiges, spannendes Portrait des Athanasius zu zeichnen. Dem Buch ist zu wünschen, dass es einen breiten Leserkreis findet.

*Tobias Georges*

KATHARINA GRESCHAT: Gelehrte Frauen des frühen Christentums (Standorte in Antike und Christentum, Bd. 6). Stuttgart: Hiersemann 2015. 215 S. m. Abb. ISBN 978-3-7772-1514-3. Kart. € 44,00.

Das Thema dieses Buches sind christliche Frauen im Kontext des frühen Christentums und speziell deren Gelehrsamkeit und Bildung. Gelegentlich hören wir im Buch auch von Werken, die christliche Frauen aus der Antike hinterlassen haben. Letzteres kommt aber äußerst selten vor, zumal weibliche Autoren der Antike überhaupt eine Ausnahme sind. Das erste prominente Beispiel einer christlichen Dichterin ist die Römerin Proba, und

sie ist eine der zwölf gelehrten Frauen, die Katharina Greschat in ihrem Buch bespricht. In ihrer Darstellung Probas berichtet Greschat von dem sogenannten Cento, den Proba geschrieben hat und in dem die christliche Heilsgeschichte mit den Worten und im geistigen Gepräge Vergils ausgedrückt wird. Im Buch wird Proba unter anderem neben der Märtyrerin Perpetua, der Pilgerin Egeria und der Diakonin Olympias präsentiert. Die insgesamt zwölf Frauen werden jede für sich in kleinen, sehr informativen Beiträgen dargestellt, wobei sowohl die Quellen über sie als auch die spätere Rezeption berücksichtigt werden. Die Frauen im Buch kommen aus unterschiedlichen Bildungsmilieus, gesellschaftlichen Schichten und aus verschiedenen Orten und Zeiten (2.–6. Jh.). Da die Darstellung der Frauen große Unterschiede zwischen ihnen deutlich macht, ergibt sich die Schwierigkeit, allgemeine Aussagen über die (Aus-)Bildung dieser Frauen zu treffen, was Greschat selbst auch gar nicht versuchen will. Wie sie in ihrer Einführung schreibt, ist der hier anzuzeigende Band keine Abhandlung über antike Frauenbildung, sondern beschränkt sich auf zwölf Einzelporträts. Die Frauen wurden von der Verfasserin ohne Anspruch auf Vollständigkeit und auch ohne die Absicht, typische Strukturen weiblicher christlicher Gelehrsamkeit zu finden, ausgewählt. Das Buch gibt also kein vollständiges Bild und bietet auch keine These im engeren Sinne. Es ist grundsätzlich deskriptiv und bezieht sich auf eine breite Quellenbasis. Die Verfasserin gibt häufig erhellende Zitate, die eine gute Basis darstellen, auf der die Leser/-innen selbst weitere Verbindungen erschließen können.

Das Buch lässt sich einfach und unterhaltsam lesen, und die einzelnen Porträts sind durch Überleitungen miteinander verbunden. Es gibt mehrere Themen und Personen, die im Buch wiederholt erwähnt werden: Neben dem übergreifenden Thema Bildung kommen solche Themen wie Familienbeziehungen, asketisches Leben und Pilgern mehrmals vor. Die Paulusbegleiterin Thekla kommt gleichfalls relativ häufig vor. In Greschats Buch handelt nicht nur das erste Kapitel von Thekla selbst, sondern sie taucht auch wegen ihrer zunehmenden Idealisierung immer wieder in den Quellen über Egeria, Synkletika, Olympias und Makrina auf.

Der vorliegende Band ist relativ überschaubar im Umfang, zugleich ist er aber sehr informativ. Neben den inhaltlich dichten Einzelporträts gibt es am Anfang eine Einführung und zum Schluss insgesamt 1091 Anmerkungen, die ein Viertel des Buches beanspruchen. Das Buch adressiert eher ein breiteres Publikum als fachkundige Wissenschaftler/-innen, die jedoch womöglich von den großzügigen Hinweisen profitieren können. Es wäre förderlich gewesen, am Ende des Buches eine Zusammenfassung zu bieten. Immerhin sind Ansätze dazu im letzten Beitrag über Kaiserin Eudokia zu erkennen. Hier erwähnt Greschat kurz, dass es unter den frühen Christen ganz unterschiedliche Wertschätzungen der klassischen Bildung gab. Während Eudokia, wie auch die oben erwähnte Proba, Repräsentantin einer Tradition war, die die antike und die christliche Bildung als Resonanzraum füreinander ansah, gab es andere Strömungen, nach denen die Christen gar nichts mit der klassischen Bildung anfangen konnten. Das Buch regt dazu an, solchen Schlussfolgerungen weiter nachzugehen und nach typischen Sicht- und Verhaltensweisen in Bezug auf Bildung zu suchen.

Obwohl das anzuzeigende Buch nicht beansprucht, einen eigenen Forschungsbeitrag zu leisten, füllt es im deutschen Sprachraum eine Lücke, wo »es so gut wie keine Untersuchung zu gelehrten Frauen des antiken Christentums [gibt]« (S. VII). Als Einführung für alle interessierten Leser/-innen ist das Buch gelungen und dürfte als Ergänzung zum Quellenmaterial auch im akademischen Unterricht nützlich sein.

*Maria Louise Munkholt Christensen*

KRISTINA FRIEDRICHS: *Episcopus Plebi Dei. Die Repräsentation der frühchristlichen Päpste (Eikoniká. Kunstwissenschaftliche Beiträge, Bd. 6)*. Regensburg: Schnell & Steiner 2015. 373 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-7954-2959-1. Geb. € 85,00.

s. Kunst-, Musik- und Literaturgeschichte

JUDITH ROSEN: *Martin von Tours. Der barmherzige Heilige (Historische Biografie)*. Darmstadt: Philipp von Zabern 2016. 280 S. m. Abb. ISBN 978-3-8053-5024-2. Geb. € 29,95.

Die anlässlich des 1700. Geburtstages des heiligen Martin von Tours von der Althistorikerin Judith Rosen verfasste Biografie erschien in der sich vorrangig an ein allgemein interessiertes Publikum richtenden Reihe »Historische Biografie«, die bereits mit mehreren Bänden (Paulus, Athanasius der Große, Augustinus) zu herausragenden Persönlichkeiten des frühen Christentums aufwarten kann. Auf Grundlage der antiken Überlieferung, die in erster Linie aus der Vita und den weiteren Werken des Sulpicius Severus besteht, setzt sich die Verfasserin zum Ziel, dem Leser eine kritische Auseinandersetzung mit dem historischen Martin zu ermöglichen und sich ein persönliches Bild von einem der populärsten Heiligen überhaupt zu bilden.

Nach einem kurzen Eingangskapitel, das sich der nahezu jedem Kind bekannten Episode der Martinslegende, der Mantelteilung, widmet, wird ausführlich auf Leben und Werk des Sulpicius Severus eingegangen, wobei auch Quellen und Vorbilder für dessen Schriften aufgezeigt und auf neuzeitliche Kritik am Wahrheitsgehalt verwiesen wird. Erst im dritten Kapitel, das überschrieben ist mit »Eine ›unheilige‹ Karriere«, beginnt die Verfasserin mit Ausführungen zu Geburtsort und Geburtsdatum, familiärer Herkunft und militärischer Karriere ihre eigene, soweit möglich auf den Quellen basierte, Darstellung des Lebens des hl. Martin. Hierbei spricht sie sich für die sogenannte lange Chronologie aus, bei der das Geburtsjahr Martins ins Jahr 316/17 gesetzt und von einer längeren Dienstzeit im Militär ausgegangen wird. Ferner vermutet die Verfasserin, dass Sulpicius Severus neben der Militärkarriere auch die klassische Bildung Martins verschwiegen haben könnte, um den Heiligen in ein besseres Licht zu setzen, und äußert dementsprechend Zweifel an der Authentizität der Erzählung über das Ausscheiden aus dem Militärdienst. Das Wirken Martins als Mönch, Bischof und Missionar, das in der Verehrungstradition eine eher untergeordnete Rolle spielt, wird in Kapitel 4 ausführlich behandelt. Neben Aspekten wie dem von Martin gesuchten Ausgleich zwischen asketischem Ideal und bischöflichen Pflichten, den Sulpicius Severus etwas idealisiert haben mag, kommt dabei auch die Thaumaturgie des Heiligen zur Sprache. Im darauffolgenden Kapitel werden dann das Verhältnis von Staat und Kirche und die Rolle Martins als Kirchenpolitiker vor allem im Priscillianistenstreit erörtert. Dem in der Nachfolge Christi geführten Kampf Martins mit Dämonen, auch in Gestalt von Tieren, widmet sich Kapitel 6, das mit einer etwas spekulativen Ausführung zum Umgang Martins mit Frauen auch die Gesamtdarstellung seines Lebens beendet. Es schließt sich in einem eigenen Kapitel die Schilderung des Todes und der Beisetzung des zukünftigen Heiligen an, wobei hier bereits auf die Entstehung des Heiligkeitskonzeptes eingegangen wird. Dies führt die Verfasserin im Schlusskapitel fort, in dem sie die Anfänge des Kultes um den heiligen Martin und in Stichpunkten die weitere Entwicklung im Mittelalter bis hin zur Reformation skizziert. Auch wird ein Einblick in das bis heute lebendige Brauchtum rund um Gänsebraten und Laternenumzüge gegeben. Schließlich richtet die Verfasserin einen persönlichen Appell an den Leser, sich heute mit Martin als Vorbild und Mensch auseinanderzusetzen.

Dafür bietet diese Biographie reichlich Anregung in einem allgemein verständlichen Stil, wobei auch Forschungsdiskussionen angerissen, der Entstehungskontext der Legenden um den hl. Martin aufgezeigt und die Lücken und Topoi der hagiographischen Überlieferung diskutiert werden. Insgesamt zeichnet die Verfasserin ein ausgewogenes Bild von Martin von Tours, welches angesichts der schwierigen Überlieferung noch Spielraum für die Interpretation durch den Leser selbst lässt. Wünschenswert wäre eine ausführlichere Einordnung des Nachlebens und der Kultradtition gewesen. Auch ist es bedauerlich, dass im Vorwort fälschlicherweise der Martinstag auf den 11. März gelegt und der Beginn der Amtszeit des heutigen Papstes als Bischof von Buenos Aires auf 1989 vordatiert wird. Jedoch ist festzuhalten, dass die Biographie abgerundet durch den Anhang mit Quellen- und Literaturverzeichnis, Zeittafel und knappem Personenregister sowohl für den interessierten Laien als ersten Einblick als auch für das Fachpublikum eine gelungene Ergänzung zur Lektüre der ersten Biographie des hl. Martins aus der Feder seines antiken Hagiographen Sulpicius Severus bietet.

*Andrea Hauff*

#### 4. Mittelalter

SEBASTIAN SCHOLZ: Die Merowinger. Stuttgart: Kohlhammer 2015. 342 S. ISBN 978-3-17-022507-7. Kart. € 28,00.

Sebastian Scholz hat mit seinem Taschenbuch über die Merowinger versucht, den Band »Die Merowinger und das Frankenreich« von Eugen Ewig zu ersetzen, der erstmalig 1988 erschienen war und daher die jüngeren Erkenntnisse zur Geschichte Galliens im Frühmittelalter nicht abbildet. Andererseits gehörte Eugen Ewig zu jenen Kennern der frühmittelalterlichen Gesellschaft, die manch moderne Erkenntnis schlicht vorweggenommen hatten. Dazu gehört auch das tiefe Verständnis von kirchlichen Strukturen und ihrem Zusammenwirken mit der staatlichen Ordnung. Auch im Hinblick auf den früher als selbstverständlich angenommenen Antagonismus von Germanen und Romanen lässt sich in den Werken Eugen Ewigs erkennen, dass er trotz des selbstverständlichen Gebrauchs des Germanenbegriffes sehr wohl erkannt hat, dass dieser mutmaßliche Antagonismus als politische Leitkonstruktion nicht taugt. »Die Merowinger und das Frankenreich« entspricht vor allem deshalb nicht mehr den modernen Ansprüchen an ein einführendes Handbuch im Taschenbuchformat, weil es sehr dicht geschrieben ist und sein Autor darin Detailinformationen auf höchstem Niveau sowohl verarbeitet als auch mitteilt. Das ist vermutlich heute niemandem mehr zuzumuten. Dabei war es Ewig gelungen, eine integrierte Darstellung zu verfassen und Informationen zu politischen Abläufen mit solchen über strukturelle Bedingungen zu kontextualisieren, was gerade für die Geschichte der Merowinger und des Frankenreiches aufgrund der Quellenlage sehr schwierig ist und vor allem verlangt, den Gregor von Tours einmal beiseite zu legen.

Das neue Buch zum Thema in der Reihe der Urban Taschenbücher gilt nun nicht mehr den Merowingern und dem Frankenreich, sondern schlicht den Merowingern, deren Geschichte in mehreren chronologischen Abschnitten dargestellt wird, worauf dann jeweils Abschnitte zu strukturellen Fragen wie »Recht und Gesellschaft« (S. 69–82), »Die kirchliche Entwicklung« (S. 106–121), »Wirtschaft und Handel« (S. 216–224) jeweils unter Bezug auf die vorangestellte politische Entwicklung folgen. Als Besonderheit hebt der Autor in seinem Vorwort hervor, dass das Buch »im Unterschied zu seinen Vorgängern inhaltlich einen Schwerpunkt auf die kirchliche Entwicklung, die kirchliche Gesetzge-



bung sowie auf die gesamte Rechtsentwicklung und ihren Einfluss auf die Gesellschaft« lege. Das bildet sich ab in einer sehr modernen Herangehensweise, nämlich der Einfügung von umfangreichen Quellenpassagen, bevorzugt aus den Konzilstexten, die anschließend diskutiert werden. Das führt dazu, dass man dem Gedankengang des Autors leicht folgen kann, wenngleich man wohl nicht alle solchermaßen entwickelten Einschätzungen des Autors teilen muss. So bestimmt die Synode von Orléans von 549, dass eine Bischofswahl »cum voluntate regis« zu erfolgen habe (S. 108). Sebastian Scholz hält das für problematisch (S. 109), genauso wie die Bestimmungen in Konzilsakten dieser Jahre, dass eine Klage gegen Kleriker nur über den Bischof möglich sein sollte und umgekehrt ein Kleriker nur mit Erlaubnis des Bischofs eine Klage gegen einen Laien anstrengen konnte.

Im Grunde wird in beiderlei Hinsicht hier ein bereits konstantinisches Prinzip aufgegriffen, nämlich die leitende Einflussnahme des Kaisers in Fragen kirchlicher Herrschaft und die bereits von Konstantin vorgenommene Exemption der kirchlichen Ordnung von der weltlichen Hierarchie, was vor allem dem Schutz der kirchlichen Ordnung diene. Die merowingischen Konzilsbeschlüsse folgen diesem Muster, nachdem der König als Garant für die kirchliche Integrität fungiert und dabei als oberster Laie ganz selbstverständlich auch als Teil des kanonischen Verfahrens verstanden wird.

Unverständlich ist etwa der Satz auf S. 112 »...die Strafbestimmung des Kanons: ›Wenn sie es nun tun, sollen sie mit der kirchlichen Strafe geschlagen werden‹ ist wenig konkret und bot keine klare Handhabe«, vor allem wenn wenig später genau diese nun konkretisierte Strafbestimmung als besonders hart empfunden wird (›Verstöße sollten mit dem Ausschluss von der christlichen Versammlung, der Mahlgemeinschaft [*convivium*] und der Gemeinschaft der Mutter Kirche bestraft werden.«), worunter nun also »nicht nur die Exkommunikation, sondern auch der Ausschluss aus der identitätstiftenden Mahlgemeinschaft mit anderen Christen« zu verstehen sei. Genau das aber kann eben mit einer »kirchlichen Strafe« gemeint sein. Wie kann man eigentlich den Ausschluss von der Gemeinschaft mit Christus und seiner Gemeinde, also vom Heil, noch übertreffen, wenn man nun auch noch von ihrer Entsprechung im Diesseits ausgeschlossen wird?

Manche Einschätzungen des Autors zu antiken Voraussetzungen sind zumindest problematisch, etwa der folgende Satz (S. 220f.): »Die überwiegend für militärische Zwecke gebauten Römerstraßen verloren ihre überragende Bedeutung, weil sich neben den alten Zentren nun neue, wirtschaftlich wichtige Orte entwickelten, die keinen Anschluss an das römische Straßennetz hatten.« Die Annahme wird als Teilresumée wiederholt (S. 224). Die Römerstraßen sind erstens keine reinen Aufmarschwege, was ein Blick auf eine Karte dieser Straßen leicht erweist, die wirtschaftlich bedeutenden Orte des 7. Jahrhunderts sind – soweit man sie kennt – zu 95 % dieselben Orte, die auch im 5. Jahrhunderts wirtschaftlich bedeutend waren. Emporia, neue wirtschaftlich bedeutende Orte, wie etwa Wijk bij Durstede, sind höchst selten und folgen vor allem dem intensiveren Handel mit dem Norden, was ein Abgleich mit den sogenannten merowingischen Monetarmünzen als Ausdruck auch von Wirtschaftsgeographie leicht erkennen lässt. Diese Münzen sind übrigens nur als Goldmünzen geprägt worden, nicht auch als Kupfer- und Silbermünzen (S. 223).

Wenngleich die freihändige Kommentierung von Quellen ihre Gefahren birgt, so hat sie doch den enormen Vorteil, dass vor allem Studierende nicht sogleich mit der hohen Komplexität frühmittelalterlich-gallischer Geschichte konfrontiert werden, sondern über die sorgfältige Auswahl von Quellenausügen unmittelbaren Zugang zum Gegenstand gewährt bekommen.

Man sollte das Buch von Eugen Ewig nicht aus dem Handapparat verbannen, auch weil solche Probleme wie die merowingerzeitlichen Immunitätsverleihungen und die

komplizierten geographischen Zusammenhänge im Hinblick auf die Reichsteilungen kaum gründlicher verstanden werden können.

Störend in dem Buch von Sebastian Scholz über die Merowinger ist die fehlende Abtrennung von Hauptsätzen, ansonsten ist es ein gut lesbares einführendes Werk zu den Merowingern unter besonderer Berücksichtigung der Konzilsbeschlüsse.

*Jürgen Strothmann*

KARIN SCHNEIDER-FERBER: Karl der Große. Der mächtigste Herrscher des Mittelalters. Darmstadt: WBG/Theiss 2013. 192 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-8062-2602-7. Geb. € 29,95.

Vielleicht stimmt es, dass Karl der Große der mächtigste Herrscher des Mittelalters war. Und sicherlich hilft eine solche Qualifikation bei der Verbreitung eines Buches über eben diesen Karl, übrigens eines Buches, das nahezu auf der Höhe der Forschung eben auch die Einschränkungen seiner Macht berücksichtigt und zeigt, wie sehr dieser mächtige Karl auf die Mitwirkung seiner Großen angewiesen ist. Das Buch scheint durchgehend aus zwei Teilen zu bestehen, einem narrativen, der keinesfalls lückenlos, aber unter Beachtung wesentlicher Momente die Geschichte Karls und seines Reiches erzählt, und einem zweiten, der im Wesentlichen aus einführenden, zusammenfassenden und kommentierenden Sätzen und Passagen besteht, die sprachlich zum Teil an eine Fernsehkommentierung einer königlichen Hochzeit erinnern, wie etwa gleich der Beginn »Väterchen Frost hat Einzug gehalten in der Eifel«. Zusammenfassende Passagen vor den Kapiteln etwa enthalten solche Sätze wie »Zum Herrscher war Karl der Große eigentlich nicht geboren« (S. 15), was für den Nachfolger im Hausmeieramt so schlicht nicht zutreffend ist. An der Männlichkeit Karls darf der Leser sich ergötzen: »Man wird wohl richtig liegen, wenn man in Karl dem Großen eine echte Kraftnatur sieht, sportlich, vital, bis auf seine letzten Jahre kerngesund. Fast überflüssig hinzuzufügen, dass sich sein Sexualeben ebenso quicklebendig ausnahm [...]. Es hat etwas Ermüdendes an sich, die Namen der Damen aufzuzählen [...]. Aus dem stattlichen Damenkränzchen, das Karl in seinem langen Leben um sich scharte [...]« (S. 118).

Karl ist also ein beachtlicher Mann. Da ist es auch nur konsequent, wenn ihm nahezu ganz allein die sogenannte »Karolingische Renaissance« zugeschrieben wird, für deren Inangriffnahme vor allem sein Onkel Karlmann und auch sein Vater Pippin verantwortlich sein dürften (»Zielsicher hatte er das darniederliegende Bildungswesen in seinem Reich als Hindernis zum zivilisatorischen Fortschritt ausgemacht, denn mit der Wissensvermittlung war es im Frankenreich nach den turbulenten Zeiten der ausgehenden Merowingerherrschaft in der Tat nicht zum Besten bestellt«, S. 153). Widerstände gegen die Herrschaft Karls werden gegenüber der Größe dieses Mannes ganz klein, von Pippin dem Buckligen und Hardrad ist allenfalls nebenbei zu lesen. Auch ist die selbstverständliche Annahme eines entwickelten Lehnswesens (S. 53) irreführend.

Obwohl die Autorin weiß, dass schon die karolingischen Hausmeier Denare prägen ließen, behauptet sie einleitend zu dem kurzen Abschnitt über die Münzprägung im Rahmen der Schilderung zur Frankfurter Synode von 794, übrigens ähnlich wie schon Dieter Hägermann (S. 347): »Er führte eine reine Silberwährung ein, die für den Alltagshandel besser geeignet war als eine hochwertige Goldwährung.« Dagegen findet sich auf S. 109 die Abbildung einer Goldmünze mit der Bildunterschrift: »Als Kaiser ließ Karl der Große Solidi, Goldmünzen nach antikem Vorbild prägen.« Die Münze trägt die Umschrift »CARLVS REX ET LANETR/VICO DVRISTAT«, von einem Kaisertitel ist hier nichts

zu sehen, was bedeutet, dass die Münze vor 800 geschlagen sein müsste, wenn sie denn wirklich auf Karl den Großen zurückgehen sollte, was wegen des Münzmaterials zumindest vor der Kaiserkrönung höchst fraglich ist. Bekannt ist eine einzige kaiserliche Goldmünze Karls des Großen, von der man nicht einmal sicher sagen kann, ob sie nicht erst unter Ludwig dem Frommen geschlagen wurde (Holger GREWE, Goldmünze mit dem Bildnis Karls des Großen, in: Auf den Spuren Karls des Großen in Ingelheim. Entdeckungen – Deutungen – Wandlungen, hrsg. v. DEMS., Ingelheim 2014, 51f.). Außerdem gab es im Frankenreich bereits gegen 700 eine reine Silberwährung, und auch das waren Denare. Dass Fehler gerade auf einem so speziellen Gebiet vorkommen, dürfte keine Frage sein, hier aber wird völlige Unkenntnis deutlich, nämlich im Widerspruch zwischen der gelehrten Narration und den einleitenden Bemerkungen bzw. Kommentierungen von Bildmaterial, wie etwa die Nachzeichnung eines angeblichen Siegels Pippins des Jüngeren mit der Umschrift »PIPINVS IMPERATOR«, auf der in antikisierender Manier ein unbekrönter mutmaßlich römisch gekleideter Mann dargestellt ist, was als tatsächliches Siegel Pippins ausgegeben wird (S. 36). Vielleicht stammt die Vorlage der Nachzeichnung aus salischer Zeit.

Dass die zahlreichen Quellenzitate aus der völlig überholten Übersetzung von Reinhold Rau in den Karolingischen Geschichtsquellen der Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe stammen, ist für eine populärwissenschaftliche Publikation hingegen durchaus akzeptabel.

Das Buch zeichnet sich nicht nur in der knappen Behandlung der Münzprägung durch eine große inhaltliche Nähe zur gelungenen Karlsbiographie von Dieter HÄGERMANN, Karl der Große. Herrscher des Abendlandes, München 2000, aus. Man gewinnt den Eindruck, dass die Autorin die Zusammenhänge kaum selbst durchdrungen haben dürfte, sofern sie diejenige ist, die die zahlreichen einleitenden, kommentierenden und überleitenden Sätze formuliert hat.

Zur Kaiserkrönung melden die großgedruckten einleitenden Sätze etwa: »Denn klar zeigte dieser Tag nur eines: Die Kaiserkrone vergab der Papst, und zwar in Rom. Die damit verbundene Machtfrage zwischen Papsttum und Kaisertum blieb das ganze Mittelalter hindurch bestimmend.« (S. 97). Genau dies war an diesem Tag aber gar nicht klar. Karl selbst war es, der die Kaiserkrone an seinen Sohn Ludwig vergab. Erst Ludwig holte sich eine Bestätigung in Rom, womit er den Anspruch des Papstes auf die wiederholte Vergabe bestätigte.

Karin Schneider-Ferber hat ein in Teilen gut zu lesendes und im Großen und Ganzen sachlich korrektes und in der Informationsauswahl geschickt vereinfachendes Buch geschrieben, versehen mit zahlreichen höchstwertigen Abbildungen, das wahrscheinlich aber bei Erscheinen dieser Rezension schon vergessen sein wird.

*Jürgen Strothmann*

DIETER VON DER NAHMER: Bibelbenutzung in Heiligenviten des Frühen Mittelalters (Beiträge zur Hagiographie, Bd. 19). Stuttgart: Franz Steiner 2016. 351 S. ISBN 978-3-515-11518-6. Kart. € 59,00.

Der Band des emeritierten Hamburger Historikers Von der Nahmer umfasst die Kommentierung von zwölf frühmittelalterlichen Viten im Hinblick auf ihre Bibelbenutzung. Das Buch ist bereits 2001 in italienischer Sprache erschienen; 15 Jahre später wurde nun eine deutsche Ausgabe gedruckt. Das kommentierende Vorgehen erklärt sich aus der Unzufriedenheit des Autors, dass viele ForscherInnen – man darf wohl hinzufügen: viele PhilologInnen – die

Bibel als topischen Steinbruch für hagiographische Texte betrachten. Von der Nahmer wendet sich gegen die Vorstellung eines frei verfügbaren Fundus von biblischen Topoi, aus dem die Hagiographen jeweils neue Viten zusammensetzten. Solch technische Überlieferungsprozesse habe es im Mittelalter nicht gegeben. Stattdessen fokussiert von der Nahmer den Heiligen selbst, das Individuum, das sein Leben aktiv nach biblischen Vorbildern gestaltete; diese biblische Hinterlegung griff der Hagiograph dann auf und gestaltete sie aus. Diese hermeneutische Prämisse bestimmt die Herangehensweise: Das Bibelwort soll im Vitentext belassen werden und nach seiner Bedeutung im Kontext dieser speziellen Vita befragt werden. Dabei analysiert der Autor aber nicht nur die biblischen Bezüge, Anspielungen und figurischen Nachzeichnungen, sondern spekuliert bisweilen auch, welcher biblische Vers an dieser Stelle gepasst hätte, aber nicht bedient wird.

Die ausgewählten Texte bezeichnet von der Nahmer als die wichtigsten Hagiographien des Frühen Mittelalters: die Viten des Antonius, Pachomius, Ambrosius, Severin, Fulgentius, Caesarius, Benedikt, Columban, Wandregisel, Adalhard und Ansgar. Bis auf die Ambrosiusvita beschreiben die Texte die Lebenswege von Mönchsheiligen, die es zwar bisweilen auch auf Bischofsstühle schafften oder von königlichen Höfen stammten, deren vorwiegender Lebenskontext aber der eremitische war. Das asketische Leben, wie es die frühmittelalterliche Hagiographie schildert, setzt den willigen und freudigen, stets freiwilligen Verzicht des Einzelnen voraus. Die beiden zentralen Elemente dieser Mönchsviten sind daher die *conversio* als Erfüllung der tiefgreifenden Forderung des Neuen Testaments, jegliche irdische Bindung aufzugeben, und der Tod als gestalteter Zielpunkt des diesseitigen Lebens, mit dem die *via patrum* beginnt.

Als Ergebnis hält von der Nahmer zunächst die Vielzahl der Einzelbelege und Einzelbedeutungen fest, eine Bestätigung seiner Vorbehalte gegen den topischen Gebrauch der Bibel. Aber: So spezifisch die einzelnen Autoren die Bibel auch einsetzen; so unterschiedlich die Anklänge an die biblischen Patriarchen, Propheten und Apostel auch sind; so individuell die Heiligen ihr Leben auch formten – einige analytische Gedanken führt der Autor jeweils am Ende der Einzelkommentierung und im Schlusskapitel doch an. Dazu gehört erstens die Vertrautheit der Hagiographen und der Heiligen mit dem biblischen Text. Die Hagiographen kannten durch Lektüre und Liturgie die Bibel so gut, dass sie den Text auswendig zitierten, dabei aber auch einmal ungenau waren und so heutige ForscherInnen zunächst vor die Aufgabe stellen, die Schriftzitate überhaupt zu erkennen. Die Heiligen ordneten ihr Leben geradezu der Bibel unter: »Die Schriftworte geben den Horizont dieses Lebens an« (S. 42), sie geben den hagiographischen Texten »Farbe und Tiefe« (S. 313), sie dienen der Beschreibung, aber auch dem Urteil über ein Leben. Möglich ist das deshalb, weil die *sacra bibliotheca* menschliches Leben von Anfang bis Ende in seiner ganzen Ambivalenz umfasst und erklärt.

Zweitens betont von der Nahmer, dass die Hagiographen beide Testamente gleichwertig einsetzten. Das Alte und das Neue Testament wurden gleichermaßen für Forderung und Verheißung herangezogen, beide Testamente erzählen die große Geschichte von der Schöpfung bis zum ausstehenden Gericht. In dieses große Weltgeschehen hinein gebunden ist das Leben des Eremiten, der seinen Platz finden muss in dem übergeschichtlichen Kampf gegen das Böse, gegen den Satan, gegen die Dämonen. Über sie hat Christus zwar schon gesiegt – damit ist jeglichem Dualismus vorgebeugt –, aber sie bleiben eine Aufgabe für das menschliche, gerade für das asketisch-einsame Leben: Der Engelsturz ist der »Rahmen menschlicher Geschichte« (S. 51), in vielen Mönchsviten begegnet der »die Weltgeschichte ausmachende Kampf Gottes gegen seinen Widersacher als Ort menschlichen Lebens« (S. 208). Daher erklärt sich der wiederholte Rekurs auf Eph 6, den paulinischen Kampfimperativ.

Eine abschließende Anmerkung zu den Bibelübersetzungen sei erlaubt. Eine offene Frage bleibt, warum der Autor sich für die Buber-Rosenzweig-Übersetzung entschieden hat, um die deutschen Bibelverse darzustellen. Buber und Rosenzweig haben den masoretischen Text, die hebräische Texttradition also, verdeutscht. Die zitierten lateinischen Bibelübersetzungen des Frühmittelalters, die Vulgata und die *vetus latina*, hingegen orientieren sich an der griechischen Septuaginta und entstammen daher einer anderen Textfamilie als der hebräische Text. Entscheidend ist dieser Umstand allerdings nicht, wird doch nur selten eine deutsche Übersetzung präsentiert. Empfohlen sei dieses Buch jenen, die des Lateinischen kundig sind und die frühmittelalterliche Hagiographie ansatzweise kennen. Dies setzt der Autor voraus.

*Daniela Blum*

JONATHAN RILEY-SMITH: Die Kreuzzüge. Darmstadt: Philipp von Zabern 2016. 484 S. m. Karten. ISBN 978-3-8053-4959-8. Geb. € 49,95.

Nachdem Jonathan Riley-Smiths Gesamtdarstellung der Kreuzzugsbewegung mittlerweile in der dritten, überarbeiteten Auflage auf Englisch erschienen ist, liegt sie nun erstmals auch in deutscher Übersetzung vor. Um seinen Lesern eine bessere Orientierung im Bereich der Kreuzzugsforschung zu ermöglichen, geht Riley-Smith in seiner Einleitung (S. 33–46) knapp, aber prägnant auf die Entwicklung der Kreuzzugsgeschichtsschreibung vom 18. bis zum 20. Jahrhundert ein. Dabei stellt er zwei wichtige Themen heraus, die den Wesenskern der Kreuzzüge betreffen und sich auf folgende Fragen reduzieren lassen: Was genau versteht man unter einem Kreuzzug? Und: Was motivierte Christen, sich an einem Kreuzzug zu beteiligen? In Bezug auf diese beiden Fragen vertritt Riley-Smith jeweils eine bestimmte Position der Forschung, die er selbst maßgeblich mitgeprägt hat: Zum einen favorisiert er eine »pluralistische« Deutung, die alle Feldzüge, die von Päpsten ausgerufen wurden und mit Kreuzzugsprivilegien versehen waren, als Kreuzzüge definiert – unabhängig davon, ob ihr Ziel das Heilige Land war oder nicht. Zum anderen wehrt er sich vehement gegen eine von ihm so genannte »materialistische« Interpretation der Kreuzzüge, die den Kreuzzugsteilnehmern als vornehmlichen Beweggrund das Streben nach irdischem Profit unterstellt. Stattdessen positioniert er sich als Vertreter einer »idealistischen« Sichtweise, die den Kreuzfahrern fromme Handlungsmotive zuschreibt. In seinem ersten Kapitel (S. 47–55) charakterisiert er dann die Kreuzzüge als das Ergebnis einer Verbindung, die die Vorstellung eines Heiligen Krieges mit der Praxis der Bußwallfahrt eingegangen sei. Das zweite Kapitel (S. 56–85) widmet Riley-Smith den ideengeschichtlichen Voraussetzungen des Kreuzzugsgedankens und der Entstehung des Ersten Kreuzzugs. Dabei führt er die Gottesfriedensbewegung, die Kirchenreform und den Anstieg der Pilgerfahrten nach Jerusalem als Voraussetzungen für die Entstehung der Kreuzzugsidee an. Darüber hinaus ordnet er den Kreuzzugsgedanken in die Tradition päpstlich legitimer Kriege ein, wie sie auf der iberischen Halbinsel, gegen die süditalienischen Normannen und im Investiturstreit geführt worden waren. Nach einer Darstellung des Verlaufs des Ersten Kreuzzugs (S. 86–114) lenkt Riley-Smith in seinem vierten Kapitel (S. 115–149) seinen Blick auf den Aufbau der römisch-katholischen Kirchenorganisation im Heiligen Land, auf die Beziehungen der lateinischen Christen zur indigenen Bevölkerung und auf die Entstehung der Ritterorden. Der nächste Abschnitt (S. 150–188) schildert die gesellschaftliche und politische Entwicklung der lateinischen Herrschaften von ihrer Entstehung bis zum Jahr 1187. In diesem Kontext geht der Autor unter anderem auch auf den rechtlichen Status verschiedener Bevölkerungsgruppen ein

sowie auf die Organisation der Verwaltung und der Verteidigung des eroberten Gebietes. Im folgenden Kapitel (S. 189–215) legt Riley-Smith den Fokus dann auf die Weiterentwicklung des Kreuzzugsgedankens zwischen 1102 und 1187. Er weist dabei darauf hin, dass während der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts viele Menschen das Kreuz nahmen, ohne dass Päpste explizit dazu aufgerufen hatten. Erst seit der Planungsphase des Zweiten Kreuzzugs sei es dem Papsttum dann gelungen, die Wertung eines kriegerischen Unternehmens als Kreuzzug davon abhängig zu machen, dass ihm ein päpstlicher Kreuzzugauftrag zugrunde lag. Kreuzzugsprivilegien wurden im Verlauf des 12. Jahrhunderts auch für Kriege im Rahmen der Reconquista auf der iberischen Halbinsel und – ab 1147 – auch für den Kampf gegen nichtchristliche Slawen östlich der Elbe gewährt. Außerdem stellt Riley-Smith auf der Basis seiner eigenen Forschungen fest, dass sich in verschiedenen Adelsfamilien eine regelrechte Kreuzzugstradition zu entwickeln begann, so dass jüngere Generationen ihren Vorfahren auf späteren Kreuzzügen nachfolgten. In seinem siebten Kapitel (S. 216–270) geht der Autor der weiteren Entwicklung der Kreuzzugs-idee in den Jahren zwischen 1187 und 1229 nach. Als Neuerungen stellt er dabei u.a. die Etablierung von Kreuzzugssteuern heraus, ebenso wie die steigende Bedeutung, die Söldnern seit dem Ende des 12. Jahrhunderts auf Kreuzzügen zukam. Außerdem richteten sich in diesem Zeitraum Kreuzzüge nun nicht mehr nur gegen Muslime und gegen Nichtchristen im Baltikum, sondern auch gegen orthodoxe Christen im Byzantinischen Reich, gegen politische Feinde des Papsttums und gegen Häretiker. Der folgende Abschnitt (S. 271–308) beschäftigt sich dann mit der Kreuzzugsbewegung im 13. Jahrhundert. Infolge systematisierter Predigtkampagnen, zu denen immer mehr die Mönche der neu entstandenen Bettelorden herangezogen wurden, und durch eine effizientere und intensivere Besteuerung des Klerus konnten immer wieder Kreuzzüge organisiert und finanziert werden, von denen die beiden Kreuzzüge König Ludwigs IX. von Frankreich die bedeutendsten waren. Der langwierige Untergang der lateinischen Herrschaften im Orient zwischen 1192 und 1291 wird im neunten Kapitel (S. 309–345) behandelt. Dabei versteht es der Autor, dem Leser einen Überblick über die Vielzahl an konkurrierenden Parteien und über das komplexe Geflecht verschiedener politischer und wirtschaftlicher Interessen zu geben. Dass der Kreuzzugsgedanke auch mit dem Verlust der letzten lateinischen Besitzungen im Heiligen Land nicht erlosch, demonstriert Riley-Smith in beeindruckender Weise in den letzten beiden Kapiteln seines Buches. Dabei betrachtet er zunächst die Fortsetzung der Kreuzzugsbewegung bis ins Zeitalter der Reformation (S. 346–393). Besonderes Augenmerk richtet er wiederum auf neue Entwicklungen, etwa auf die Entstehung von Kreuzzugstraktaten im 14. Jahrhundert, die detaillierte Abhandlungen über mögliche Ziele, strategische Planung und Organisation künftiger Kreuzzüge boten. Neu waren auch die Gründung von sogenannten Kreuzzugsligen und der Einsatz des Buchdrucks für die Kreuzzugspropaganda. Außerdem geht der Autor auf die Zerschlagung des Templerordens ein sowie auf die Neuorientierung des Johanniterordens und des Deutschen Ordens, die in der Ägäis bzw. im Baltikum eigene Ordensstaaten errichteten. In seinem letzten Kapitel (S. 394–426) folgt Riley-Smith schließlich der Kreuzzugs-idee von der Reformation bis zur Gegenwart und schildert in diesem Zusammenhang den Niedergang der beiden Ordensstaaten, den Einsatz von Ablässen und Kreuzzugssteuern im Kampf gegen Osmanen und Protestanten sowie die Instrumentalisierung bestimmter Aspekte des Kreuzzugsgedankens im Rahmen der imperialistischen Rhetorik des 19. und 20. Jahrhunderts. Schließlich spannt der Autor den Bogen seiner Betrachtungen bis in unsere Gegenwart, indem er sich mit dem Umstand auseinandersetzt, dass sowohl arabische Nationalisten als auch islamistische Dschihadisten ihren Kampf gegen westliche Mächte als gerechtfertigte Verteidigung gegen einen nach wie vor andauernden

Kreuzzug des christlichen Westens interpretieren. Obwohl es mittlerweile eine Vielzahl an Handbüchern zur Geschichte der Kreuzzüge gibt, die in deutscher Sprache zugänglich sind, stellt Riley-Smiths umfassende Darstellung des Kreuzzugsphänomens für das deutschsprachige Publikum einen großen Gewinn dar. Dies liegt vor allem in der Tatsache begründet, dass der Autor weniger eine detaillierte Nacherzählung der einzelnen »großen« Kreuzzüge bieten will, sondern vielmehr den Fokus auf die ständige Veränderung und Weiterentwicklung des Kreuzzugsgedankens legt, dessen Spuren er sogar bis in die Gegenwart folgt. Jonathan Riley-Smith, der über viele Jahre, wenn nicht gar Jahrzehnte der prominenteste und einflussreichste Vertreter der englischen Kreuzzugsforschung war, ist am 13. September 2016 im Alter von 78 Jahren verstorben.

*Martin Völkl*

CHRISTIANE LAUDAGE: Das Geschäft mit der Sünde. Ablass und Ablasswesen im Mittelalter. Freiburg im Breisgau: Herder 2016. 351 S. m. Abb. ISBN 978-3-451-31598-5. Geb. € 24,99.

Ein Buch über den Ablass passt ausgezeichnet zum Super-Erinnerungsjahr 1517. Das Problem der Indulgenz, durch die man sich, Reue und Beichte vorausgesetzt, von Sündenstrafen, das heißt: vom gefürchteten Aufenthalt im Fegefeuer, freikaufen und sogar Verstorbene, falls diese in der vorgeschriebenen bußfertigen Gesinnung das Zeitliche gesegnet hatten, aus diesem peinvollen Läuterungsstadium erlösen konnte, war schließlich unlegbar der Anlass zu den Auseinandersetzungen, die in die Reformation, in die dauerhafte Spaltung der Kirche und ins Konfessionelle Zeitalter mündeten. Eine vertiefte Darstellung zu diesem Thema ist umso erwünschter, als über das, was Ablass ist und nicht ist, auf welchen theologischen Grundlagen er beruht und welche inner- wie außerkirchlichen Diskussionen er auslöste, immer noch viel Unwissen und Mythenbildung verbreitet ist – nach dem marktschreierischen und zweifellos werbewirksamen, doch lehramtlich so natürlich nicht approbierten Slogan, dass die Seele in den Himmel springt, wenn das Geld im Kasten klingt. Luthers Kritik an den Ablass-Verkaufskampagnen machte sich bekanntlich vor allem an seelsorgerischen Bedenken fest: Seine Pfarrkinder sahen den Erwerb einer Indulgenz als Lizenz zum Sündigen an und verlachten die Prediger, die den Heilserwerb von der inneren Disposition des Gläubigen abhängig machten. Ähnlich lautende moralisch-volkspädagogische Einwände wurden von führenden Humanisten wie Erasmus von Rotterdam vorgebracht. In der hier vorgelegten Geschichte des Geschäfts mit der Sünde kehrt die Verfasserin die Perspektive um, und zwar legitimerweise: Sie betrachtet den großen Deal mit der Jenseitsfurcht der Menschen aus der Perspektive der Abnehmer und erklärt damit zugleich die ungebrochene Nachfrage nach dem »Produkt« Ablass. Für die »Verbraucher« waren solche Indulgenzen ohne Frage eine Glaubensstütze und Lebenshilfe im Alltag, mit der sich die Angst vor dem Jüngsten Gericht in Grenzen halten ließ. Zudem kam das Prinzip, Buße gegen materielle Entschädigung abzulösen, einer tief verwurzelten, in vorchristliche Zeiten zurückgehenden Mentalität weit entgegen, die sich im 14. und 15. Jahrhundert in der vielzitierten Rechenhaftigkeit der Frömmigkeitsformen niederschlug – selbst der große Bankier und Machthaber von Florenz, Cosimo de Medici, führte in seinen Hauptbüchern eine Verrechnungsspalte mit Gott, in deren Haben-Rubrik er seine kostspieligen Kirchen- und Klosterbauten eintrug. In präzise auf den Punkt gebrachten und auch für Nicht-Fachleute gut lesbaren Kapiteln wird nachgezeichnet, wie sich eine entsprechende Umwandlungs-Praxis aus den frühen Traditionen der Kirche entwickelt, bis im Pyrenäenraum des 11. Jahrhunderts die ersten

eigentlichen Ablässe verkündet werden, anfangs sparsam, mit Erlassfristen von wenigen Jahren, doch langfristig mit inflationärer Tendenz: Schon zu Beginn des 15. Jahrhunderts summieren sich fünfstellige Jahresziffern, bei der Addition der Privilegien, die Luthers Landesfürst Friedrich der Weise kumulierte, schlugen am Ende fast zwei Millionen Jahre zu Buche. Dass gerade ein solcher »Ablasskönig« zum entscheidenden Wegbereiter des kirchlichen Ablösungsprozesses wurde, ist und bleibt in der Tat merkwürdig. Diesen bis zu seinem Tod als »altgläubig« zu bezeichnen, ist formell insofern richtig, als Friedrich den äußeren Bruch mit Rom nicht vollzog, für seine innere Einstellung (über die man zugegebenermaßen mehr wissen möchte) aber so nicht zutreffend – warum hätte er sich sonst allen päpstlichen Auslieferungsbegehren mit seiner kunstvollen Hinhaltetaktik so lange und so effizient widersetzt?

Auch Friedrichs Rolle in den Jahren 1518 und 1519 wird ungenügend ausgelotet; so fehlt der Hinweis darauf, dass ihn Leo X. als neues Reichsoberhaupt aktiv propagierte. Damit ist ein gewisser Schwachpunkt der Studie angesprochen: die Einfügung der Ablassthematik in übergeordnete Horizonte. Hier summieren sich diverse kleinere Fehler und Ausblendungen – nicht Eugen IV., sondern schon Martin V. berief das Konzil von Basel ein, wie überhaupt die Rolle der Konzilien und des Konziliarismus zu kurz kommt, die Aufspaltung in eine dritte Obödienz in Pisa 1409 wird nicht erwähnt, die »globalen« Motive Bonifaz' VIII. für die Indizierung des ersten Jubiläumjahres 1300, sein Kampf um die Durchsetzung des politischen Primats und sein Kreuzzug gegen die Colonna bleiben unerwähnt etc.

Mit diesen Ungenauigkeiten eng verknüpft ist eine deutlich apologetische Tendenz; letztlich läuft es auch auf eine gewisse »Ehrenrettung« des Ablasses hinaus. So wird ausgelassen, dass Alexander VI. Borgia die in ganz Europa gesammelten Gelder nachweislich für den Kampf seines Sohnes Cesare um das Familien-Herzogtum Romagna verwendete. Doch hat auch diese umgekehrte Blickrichtung zweifellos ihre Berechtigung: Jahrhundertelang dienten die Ablassgelder nicht nur der Bereicherung von Prälaten und Kaufleuten, sondern auch der Errichtung von Kirchen, Klöstern, Spitalern und anderen öffentlichen Bauten zum öffentlichen Nutzen. Auf diese Weise weitet sich die hier vorgelegte Geschichte des Ablasses zu einem Parcours durch die europäische Kirchengeschichte am roten Faden des Geldes, das sich aus der Jenseitsangst der Christen gewinnen ließ, und seiner Investition. Besonders erhellend sind dabei ausführlichere Exkurse zu besonders erfolgreichen Ablass-Promotern wie Raimond Pérault (Peraudi) aus Südwestfrankreich, der von Sixtus IV. 1476 die vollgültige Legitimierung für die Indulgenz erwirbt, mit der sich die Seelen der Toten aus dem Fegefeuer erlösen lassen und der mit diesem großen Coup eine atemberaubende Karriere bis ins Kardinalskollegium hinein macht. Als Schlusskapitel wünschte man sich zumindest einen kurzen Ausblick auf die weitere Geschichte des Ablasses nach Luther, speziell auf dem Konzil von Trient, der diesen Faden von dort bis zur Gegenwart summarisch fortspinnt. Fazit: ein in seiner eigentlichen Thematik sehr faktendichtes und sachkundiges Buch, das 2017 als Gegengewicht zu den vielen allzu »lutherlastigen« Darstellungen sowie als Einführungsbuch für Studierende sehr willkommen ist.

*Volker Reinhardt*

HANNES MÖHLE: Albertus Magnus (Zugänge zum Denken des Mittelalters, Bd. 7). Münster: Aschendorff 2015. 248 S. ISBN 978-3-402-15675-9. Kart. € 16,90.

Die Philosophie des Mittelalters ist ein Denken in einer fernen Zeit, es bedarf daher unweigerlich erst der Eröffnung von Zugängen. Nun ist aber Albertus Magnus eine Gestalt,



die einer solchen Aufgabe, obgleich sie in seinem Fall umso dringender ist, auch umso größere Ansprüche stellt: das extrem weite Spektrum seines Forschens und Denkens, der enorme Umfang seines Werkes, aber auch die Vielzahl der Ämter und Aufgaben, die weiten Reisen und die häufigen Ortswechsel – ein reichlich unübersichtlicher Gegenstand. Das verleitet vielfach dazu, sich auf die Biografie und die historischen Umstände zu konzentrieren oder aber die konzeptionellen Leistungen von einer (!) Intention (oder bestenfalls mehreren) zu erklären. Die Erklärungsfunktion solcher Einführungen ist äußerst beschränkt, denn es handelt sich erstens um bloße Bedingungen und zweitens um solche, auf die neben Albert ganz andere Reaktionen entwickelt worden sind. Eine so herausragende Gestalt wie Albert »reagiert« jedoch nicht nur, sondern prägt auch selbst diese Umstände, unter denen sie steht.

Möhle geht einsichtiger Weise einen anderen Weg: Die Biografie bildet das Grundgerüst der Darstellung, ohne aber Leben und Lehre zu verschmelzen. Problemstellungen haben natürlich ihren Ort. Albert wird Predigerbruder, Magister, Ordenslehrer, Bischof, Kreuzzugsprediger, aber dies alles auf seine besondere Weise. Wie aber diese Besonderheit in der Unmasse seiner Schriften – die im Gang befindliche Edition ist auf ca. 40 Bände berechnet! – darstellen, ohne auf abstrakte Allgemeinheiten wie es geistesgeschichtliche Zuordnungen sind, zu verfallen? Möhle wählt einen ausgesprochen überzeugenden Weg: Zum einen konzentriert er sich auf einen formalen Gesichtspunkt: nämlich Fragen der Wissensform. Zum anderen aber greift er nicht durchgängig, aber doch vielfach eine konkrete Frage heraus: Dies nicht, um noch irgendein illustrierendes Beispiel zu bieten, sondern um die Durchführung einer Problembewältigung exemplarisch vorführen zu können. Es muss dabei freilich eine Auswahl getroffen werden, aber diese Notwendigkeit schließt noch nicht Beliebbarkeit aus. Dies geschieht erst, wenn das Ausgewählte als paradigmatisch gelten kann. Für die Prägnanz tut Möhle aber noch etwas: Er findet durchweg sprechende zeitgenössische konzeptionelle Alternativen, um an diesen Eigenart und Besonderheit Alberts vor Augen führen zu können. Alberts Kommentarwerk ist z.B. spezifisch unterschieden von der monumentalen Kompilation seines Ordensbruders Vincent von Beauvais. Philosophie – das heißt jetzt: Aristoteles. Dieser ist damals freilich ein erst seit kurzem wieder zugänglicher Autor, diesen gilt es also erst einmal zu verstehen. Das will Albert leisten und – das entspricht keineswegs den Usancen – sagt dies auch ausdrücklich. Die Sonderstellung besagt umgekehrt ganz gewiss nicht, dem Aristoteles vollständige Freiheit von jeglichem Irrtum zuzubilligen. Man würde ihn ja für einen Gott halten, sagt dazu sinngemäß Albert.

Alberts Bestimmung des Sinnes, in dem die Theologie eine Wissenschaft ist und also einen legitimen Platz an der neuen Institution der Universität hat, zeigt, dass sie nicht von der Philosophie untergraben oder gar verdrängt wird, dass beide nicht unmittelbar konkurrieren, die Theologie hingegen von einem an Wahrheit orientierten Denken ausgesprochen profitiert. Die besonders interessante Probe aufs Exempel bildet die Eucharistielehre.

Im Falle des Ethik-Kommentars hätte sich vielleicht auch ein anderes Exempel (etwa die Lehre von der Glückseligkeit) nahegelegt, aber Möhle kann durch seine Wahl den Zusammenhang mit den realen Vermittlungsbemühungen (etwa der »Großer Schied« in Köln) und solchen Albert-Predigten aus dieser Zeit, die im Unterschied zu anderen in ihrer Echtheit gesichert sind, aufzeigen.

Es wird hier großartig sichtbar, wie Albert mit seinen zahlreichen Schriften – es sind ca. 70 – nicht in Vielwisserei versank, sondern stets größere Projekte verfolgte: Schon vor dem Sentenzen-Kommentar der 1240er-Jahre, dann die vollständige Kommentierung der Schriften des Dionysius Areopagita und schließlich derer des Aristoteles; aber natürlich auch die Kommentare zu Büchern der Bibel, hier insbesondere zu den Evangelien.

Man kann Gedanken auch *beschreiben*, aber wenn sie *gedacht* werden, behalten sie ihren Charakter als Gedanken. In diesem kleinen Werk erfährt der Leser, wie Albert denkt, und an exemplarischen Fragestellungen auch, was er denkt. Hervorzuheben sind auch die Zitate, die, in Latein und in deutscher Übersetzung geboten, einen authentischen Eindruck von dieser Welt zu vermitteln vermögen. Diese höchst gelungene, ausgesprochen lehrreiche und auch originelle Erschließung wird ihrerseits durch ein Register erschlossen, sie enthält aber auch eine ausführliche Zeittafel, Angaben zu Editionen und reichhaltige Angaben zur Forschungsliteratur.

Rolf Schönberger

CHRISTIAN HOFFARTH: Urkirche als Utopie. Die Idee der Gütergemeinschaft im späten Mittelalter von Olivi bis Wyclif (Hamburger Studien zu Gesellschaften und Kulturen der Vormoderne, Bd. 1). Stuttgart: Franz Steiner 2016. 309 S. ISBN 978-3-515-11504-9. Kart. € 54,00.

Das die Gütergemeinschaft einschließende idealisierte Leben der Jerusalemer Urgemeinde galt traditionell als Vorbild der *vita communis* des zönonitischen Mönchtums. Im Spätmittelalter kam es jedoch in bestimmten Milieus zu einer Umformung der Idee der Gütergemeinschaft, die von einzelnen Denkern schließlich als Ideal für alle Gläubigen und das menschliche Zusammenleben überhaupt entdeckt wurde.

Hoffarth rekonstruiert in seiner Hamburger mediävistischen Dissertation, die als erster Band einer neuen Reihe des Steiner-Verlages erschienen ist, diese spätmittelalterliche Transformation der Idee der Gütergemeinschaft. Dabei wählt er einen konsequent ideengeschichtlichen Zugang, der von den theologischen, exegetischen und philosophischen Theoriediskursen ausgeht, die er aus der Perspektive der wichtigsten Akteure nachzeichnet. Der Umbau der Idee der Gütergemeinschaft hat sich demnach in zwei großen Schritten vollzogen. Der erste dieser Schritte war jene »Entgrenzung«, die Petrus Johannes Olivi (1248–1298) im Zusammenhang mit dem franziskanischen Armutsstreit vornahm. Für ihn war die Gütergemeinschaft der Urgemeinde eine rein naturrechtlich konstituierte Gemeinschaft des Gebrauchs (*usus facti*) gewesen und als solche einerseits mit der Lebensweise der ersten Menschen im Urstand vor dem Sündenfall und andererseits mit der franziskanischen Lebensweise, die für ihn bereits das dritte Heilszeitalter nach Joachim von Fiore heraufführte, identisch. Damit war die so verstandene Gütergemeinschaft zum Ausgangs- und Endzustand der Heilsgeschichte insgesamt geworden.

In einem zweiten Schritt kam es dann bei verschiedenen antimendikantischen Autoren in unterschiedlicher Weise zur »Politisierung« der Idee. Aegidius Romanus (ca. 1243–1316) band Besitz bzw. Herrschaft über weltliche Dinge (*dominium*) an den Gnadenstand und behielt ihn für die Zeit nach dem Sündenfall zunächst dem Klerus und insbesondere dem Papst vor, während Laien erst kraft des Empfangs der Sakramente ein rechtmäßiges *dominium* ausüben könnten; damit aber war zugleich gegen die Franziskaner behauptet, dass es auch in der Urgemeinde weltlichen Besitz gab. In etwas anderem Sinne nahm auch Richard FitzRalph (ca. 1300–1360) ein *dominium* in der Urgemeinde an, das aber keine weltliche Verfügungsgewalt, sondern das wiederhergestellte gemeinschaftlich-natürliche *dominium* des Urstands gewesen und gegenwärtig im Klerus verwirklicht sei. Zum Instrument revolutionärer Anliegen wurde die Lehre von der Gütergemeinschaft bei John Wyclif (ca. 1330–1384): Im Sinne seiner Prädestinationslehre erkannte er allen Gliedern der unsichtbaren Kirche die auf Gottes Gnade basierende Verfügung über alle irdischen Güter zu; andererseits konnte er eine zwangsweise Enteignung des verdorbenen Klerus

durch den weltlichen Arm fordern, weil jener zweifellos nicht in der Gnade stand und seinen Anspruch auf weltlichen Besitz und Herrschaft verwirkt hatte. Letztlich galt Wyclif aber wohl der gemeinschaftliche Besitz als erstrebenswertes Lebensideal für alle Menschen.

Hoffarth hat eine kluge und stringente ideengeschichtliche Rekonstruktion vorgelegt. Mit seinem Bekenntnis zum »Leitgedanken vom Primat der Theorie« (S. 17) blendet er allerdings wesentliche kirchen- und sozialgeschichtliche Kontextfaktoren aus. Tatsächlich wäre die Umformung der Idee der Gütergemeinschaft letztlich in den größeren Zusammenhang einer Entgrenzung und Politisierung weiterer Elemente der *vita monastica* und ihrer Übertragung auf den Weltklerus wie auf die Gemeinde der Gläubigen einzustellen, wie sie sich im Zuge der Gregorianischen Reform und der Armutsbewegung vollzog. Gleichwohl ist das Buch eine grundlegende Untersuchung von bleibendem Wert.

*Wolf-Friedrich Schäufler*

NATALIJA GANINA: »Bräute Christi«. Legenden und Traktate aus dem Straßburger Magdalenenkloster, Edition und Untersuchungen (Kulturtopographie des alemannischen Raums, Bd. 7). Berlin–Boston: De Gruyter 2016. VIII, 432 S. ISBN 978-3-1-046422-1. Geb. € 99,95.

Die im Jahr 2016 aus einer Dissertation hervorgegangene Publikation Natalija Ganinas beschäftigt sich mit der von Nigel Palmer entdeckten Handschrift der Moskauer Staatsbibliothek, die zu den bedeutendsten unter den Beständen in Russland gehört. Dabei edierte Ganina nicht nur eine Handschrift, die sonst schwer zugänglich ist, sondern erweiterte den edierten Teil der Werke Johannes Kreutzers erheblich. Ganinas Veröffentlichung ist zweigeteilt und widmet sich in einem ersten Part der Untersuchung der ursprünglich aus dem Magdalenenkloster in Straßburg stammenden Handschrift mit Provenienz, Inhalt und Informationen zur Schreiberin Katharina Ingolt, in einem zweiten Teil der Edition dieser Handschrift.

Die Sammelhandschrift enthält die Barbara- und Katharinenlegende sowie Traktate des elsässischen Dominikaners Johannes Kreutzer. Dieser aus dem Elsass stammende Diakon und spätere Dominikaner unterstützte den Bettelorden in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit seiner Reformtätigkeit u. a. der Klöster Gebweiler und Engelpforten. Wegen der variierenden Thematik vermutet Ganina, dass es sich ursprünglich um zwei eigenständige Schriften handelte, die später zusammengebunden wurden. Die Handschrift entstand sehr wahrscheinlich in der Zeit, als die Schwestern wegen der drohenden Belagerung im Burgunderkrieg ihren Konvent vor den Toren der Stadt verlassen mussten und bis 1477 noch keine feste neue Bleibe gefunden hatten. Ganina kann zur Zeit der Abfassung der Handschrift eine rege Literartätigkeit nachweisen, geht allerdings wenig auf Reformereignisse und -folgen ein und verwendet nur bedingt neueste Literatur zur Situation der Klöster und Reformen in Straßburg.

Ganina verfolgt in der ersten Sektion den weiteren Weg der Handschrift beispiellos nach und zeigt, dass mit der Auflösung des Reuerinnenklosters die Straßburger Sammelhandschrift während der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege vermutlich in Frankreich zum Verkauf angeboten wurde. Sie nimmt an, dass ein napoleonischer Soldat diese zu einem Buchhändler brachte, der sie an einen adeligen Bücherfreund verkaufte. Ihr gelingt es im Anschluss, die Geschichte der Handschrift von ihrem Weg in die Bibliothek des Generalstabs in St. Petersburg, dem dortigen Brand 1900 und ihrem Umzug in die Moskauer Staatsbibliothek nachzuverfolgen. Den Hinweis auf dem

Vorsatzblatt der Handschrift »Schaukasten 1 Nr. 4«, liest Ganina als Argument, dass diese als wertvolle Rarität in Russland auch ausgestellt wurde.

Im Folgenden widmet die Autorin sich der Person Katharina Ingolts, für die sich mit zwei Handschriften pro Jahr eine außergewöhnlich hohe Produktion von Manuskripten nachweisen lässt und die vermutlich auch mit anderen Aufgaben der Schreibstube betraut war. Ganina geht so weit, Ingolts Schreibtätigkeit mit der Regulas aus dem Zisterzienserkloster Lichenthal gleichzusetzen. Zahlreiche Handschriften wie Johannes Niders Goldene Harfen und die Übersetzung des Thomas von Kempen verorten Katharina Ingolt im observanten Reformnetzwerk. Zwei Miniaturen, davon eine in der besprochenen Handschrift, zeigen Katharina im Selbstporträt und liefern mit dem Spruchband »ora pro me« an die Namenspatronin ihre Intention: die Hinwendung zur Namenspatronin und Bitte um Gebet. Ganina kann Verbindungen zwischen der Schreiberin und dem von ihr abgeschrieben Sujet der Heiligenlegende der Katharina finden, da sich nicht nur ein Katharinenaltar im Reuerinnenkloster befand, sondern Rubrizierungen auf eine persönliche Identifikation mit der Geschichte Katharinas hindeuten.

Der Ursprung des Katharinen- und Barbarakultes und die Entstehung der Heiligenlegenden aus dem Griechischen und Lateinischen sowie die deutschsprachige Fassung der Legende werden besprochen und liefern gemeinsam mit einer Übersicht über den Dominikaner Johannes Kreutzer einen inhaltlichen Überblick über die Handschrift. Die Arbeit zeichnet sich durch eine detailreiche Bearbeitung des Lebens und Werkes Johannes Kreutzers aus.

Die zweite Sektion schließt sich diesem inhaltlichen Teil mit einer sorgfältigen Edition der Katharinen- und Barbaralegende sowie Johannes Kreutzers erbaulichen Schriften an. Ein Stellenkommentar, Glossar und Abbildungen prägnanter Seiten dieser Handschrift wie die Miniatur Katharina Ingolts beschließen Ganinas Werk.

Mit dieser Edition der Katharinen- und Barbaralegenden, aber besonders Johannes Kreutzers zahlreichen erbaulichen Schriften erweist die Autorin der Wissenschaftswelt einen großen Dienst: Sie eröffnet nicht nur Zugang zu einer seltenen und weit entfernten Handschrift, sondern ermöglicht die weitere Erforschung observanter Literaturkreise und des Werkes Johannes Kreutzers.

*Stefanie Monika Neidhardt*

WOLFGANG DOBRAS (HRSG.): Es war eine berühmte Stadt .... Mainzer mittelalterliche Erzählungen und ihre Deutung (Neues Jahrbuch für das Bistum Mainz 2016). Mainz: Bistum Mainz 2016. 340 S. m. zahlr. Abb. ISBN 978-3-934450-66-0. Kart. € 24,80.

Die in diesem Band versammelten Beiträge beschäftigen sich mit Legenden und Sagen, die über Aspekte der Mainzer Geschichte handeln. Behandelt werden ihre zeitlichen und sachlichen Entstehungszusammenhänge, ihre Funktion und Bedeutung sowie ihre Rezeption bis in die neueste Zeit. Die Ergebnisse der Untersuchung von Ursprungssagen der Stadt Mainz, von Heiligenviten, Jüdischen Sagen sowie von Sagen über Herrscherinnen und Herrscher werden orientiert an diesen Kategorien präsentiert.

Die Autorinnen und Autoren behandeln Sagen und Legenden, die sich laut dem Herausgeber durch ihre Hauptakteure (Heilige) von Sagen unterscheiden (S. 7). Diese sagenhaften und/oder legendenhaften Erzählungen werden als Ausdruck von kollektivem Wissen, Mentalitäten oder auch zur Veranschaulichung von vorbildlichem respektive schlechtem Verhalten interpretiert. Darüber hinaus untersuchen die meisten Beiträge in diesem Band den Umgang mit den Sagen und Legenden in den Jahrhunderten nach ihrer

Entstehung und bieten Antworten auf die Frage nach ihrer Funktionalisierung in der jeweiligen Gegenwart. Besonders hervorzuheben ist, dass drei Beiträge zu jüdischen Sagen aufgenommen wurden.

Im Einzelnen können die Beiträge hier nicht vorgestellt und gewürdigt werden, doch insgesamt bietet jeder auf gutem Niveau Einblicke und Impressionen vom – in einigen Fällen sprichwörtlich legendären – Leben, dem Wirken und der späteren Rezeption dieses Wirkens von z. B. einem jüdischen »Papst« aus Mainz. Behandelt werden u. a. Erzbischof Hatto I. (man erfährt, wie und warum in der Memoria der Ruf des Bischofs beschädigt wurde) und Erzbischof Willigis (man erfährt, wie das Mainzer Rad zum Symbol des Erzbistums wurde), der Rabbi Amram (man erfährt, dass und wie die Geschichte seiner letzten Reise auf dem Rhein mit der Legende des Emmeram verbunden war), die heilige Bihildis (man erfährt, warum die Gründerin des Mainzer Altmünsterklosters seit dem 12. Jhd. besonders verehrt wurde), der heilige Alban (man erfährt, wie die Verehrung des Märtyrers und die Klostergründung zusammenhängen) und Ferrutius (man erfährt, wie schwierig es ist, gesicherte Informationen über einen römischen Soldatenmartyrer zu gewinnen) sowie Dagobert, dem angeblichen zweiten Gründer von Mainz (man erfährt u. a., warum die Dagobertlegende von den Mainzern im 15. Jh. im Konflikt mit ihrem Stadtherren genutzt wurde).

Leider fehlt dieser Sammlung von Mainzer mittelalterlichen Erzählungen eine Zusammenfassung, in der die Gemeinsamkeiten oder auch Unterschiede der Beiträge im Hinblick auf die genannten Kategorien systematisch geordnet werden. Nichtsdestotrotz ist der Band eine »Fundgrube« für alle stadthistorisch Interessierten und Leser/-innen, die die Deutung und Umdeutung von Erzählmotiven über die Jahrhunderte verfolgen wollen.

Jörg Rogge

ANDREAS MÖHLIG: Kirchenraum und Liturgie. Der spätmittelalterliche Liber Ordinarius des Aachener Marienstifts (Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte, Bd. 29). Köln–Weimar–Wien: Böhlau 2016. 277 S. m. farb. Bildteil. ISBN 978-3-412-50530-1. Geb. € 40,00.

Mit der Edition und dem Kommentar Andreas Möhligs zur Marienkirche in Aachen in seinem Buch mit dem Titel: »Kirchenraum und Liturgie. Der spätmittelalterliche *Liber ordinarius* des Aachener Marienstifts« wird ein dringendes liturgiewissenschaftliches Desiderat eingeholt. Das Aachener Marienstift wurde bereits in verschiedenen kunsthistorischen und historischen Publikationen untersucht. Die nun erschienene Veröffentlichung Möhligs wagt dagegen einen neuen Zugang. Sie nähert sich der Bedeutung des Stifts, seiner sakralen Topographien und sakralen Ausstattung von einem der erhaltenen *Libri ordinarii*. Auf diese Weise ist ein Blick in die gefeierte Liturgie des Aachener Marienstifts in der Mitte des 14. Jhds. möglich, denn *Libri ordinarii* sind nicht nur normative Quellen, die beschreiben, wie eine Liturgie an einem bestimmten Ort zu feiern ist. Sie sind zugleich als eine deskriptive Quellengattung zu verstehen, die erzählt, wie Liturgie tatsächlich gefeiert wurde und wie sie sich im Laufe der Jahre verändert hat. Einerseits wird dies vor allem durch vielfältige Nachträge und Streichungen in den Quellen selbst, andererseits durch die hohe Anzahl verschiedener *Libri ordinarii* für einen Kirchenraum ersichtlich. *Libri ordinarii* sind somit Zeugen dafür, dass mittelalterliche Liturgie als im höchsten Maße dynamisch beschrieben werden kann.

Nach einem Forschungsüberblick wird vom Autor in diese Quellengattung eingeführt. Die Hauptquelle der Arbeit ist der spätmittelalterliche *Liber ordinarius* (G1 1337–1358) des

Aachener Marienstifts. Dieser kann gleichzeitig als ein Glücksfall für die Erforschung der Binnensakraltopographie des Marienstifts gelten. Durch die dezidierte Nennung sämtlicher Altäre mit ihren Ortsbestimmungen zu den Altarwaschungen in der Liturgie des Gründonnerstags ist es Möhlig möglich, die Binnentopographie des Marienstifts zur Zeit des *Ordinarius* genau zu rekonstruieren. Durch einen Vergleich mit den Angaben dreier weiterer *Libri ordinarii* werden auch Veränderungen in der Binnentopographie des Münsters deutlich. Denn wie die Hauptquelle der Untersuchung schildern die anderen *Libri ordinarii* (G2 2. Hälfte 15. Jahrhundert / G3 1. Hälfte 17. Jahrhundert / G4 1. Hälfte 18. Jahrhundert) ebenfalls Altarverzeichnisse. Möhlig bereichert seine Untersuchung um Karten, die die Entwicklung in der Binnentopographie und die Stadtopographie Aachens für den Leser leicht verständlich machen. Nach einer Edition des *Liber ordinarius* (G1) werden die Prozessionen auf Kirchenbinnenebene, auf der Ebene der Kirchenfamilie des Aachener Marienstifts und auf Ebene der Stadt Aachen benannt und geschildert. Die Edition zwischen die Kapitel zu den Quellen und der Auslegung der Aussagen des *Liber ordinarius* zu den Prozessionen zu positionieren, hat sicher den Vorteil, dass nun die entsprechende Quelle direkt zuvor zu finden ist. Dort wird die Edition aber auch als Störung des Leseflusses empfunden. Die übliche Aufteilung in einen analytischen Teil und die Quellenedition wäre wohl passender gewesen. Einige weitere Gedanken zur Bedeutung der Liturgie des Marienstifts für das spätmittelalterliche Aachen wären ebenfalls sehr dienlich, um den sozialen Kontext des *Liber ordinarius* und des Marienstifts genauer zu verstehen. Dabei handelt es sich jedoch lediglich um einen kleinen Makel, der nun weiteren Forschungsarbeiten überlassen ist. Die Edition eines *Liber ordinarius* des Aachener Marienstifts darf aber abschließend sicher als eine Leistung mit großer liturgiewissenschaftlicher Bedeutung beschrieben werden.

Jens Brückner

STIFTSBIBLIOTHEK ST. GALLEN (HRSG.): Abracadabra – Medizin im Mittelalter (Katalog zur Jahresausstellung in der Stiftsbibliothek). St. Gallen: Verlag am Klosterhof 2016. 130 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-905906-18-9. Kart. CHF 25,00.

Kaum ein anderer Ort ist mit der Medizin des Frühmittelalters so stark verbunden wie die Stiftsbibliothek von St. Gallen. Dort wird der berühmte St. Galler Klosterplan aufbewahrt, der als Faksimile im wunderbaren Saal der Stiftsbibliothek eingesehen werden kann. Der auf der Insel Reichenau entstandene Plan eines idealen Klosters zeigt einen Spitalbezirk mit Ärztehaus und Heilpflanzengarten. Dort wirkte Notker der Arzt im 10. Jahrhundert, der bekannteste Mönchsarzt aus der Epoche der Klostermedizin. Wesentlich weniger bekannt ist die Tatsache, dass die St. Galler Stiftsbibliothek eine einmalige Sammlung an Handschriften aus dem 9. Jahrhundert besitzt, welche die verschiedensten Aspekte der ersten Phase der Klostermedizin in einzigartiger Weise dokumentieren.

So hat sich die St. Galler Stiftsbibliothek entschlossen, eine Ausstellung »zur Entwicklung von Medizin und Krankensorge von etwa 500 bis 1500« (Cornel Dora im Vorwort) zu erarbeiten. Dazu wurde auch eine größere Broschüre erstellt, die im Verlag am Klosterhof zu St. Gallen erschienen ist. Der Schwerpunkt liegt aus den oben genannten Gründen auf dem frühen Mittelalter. Der erste Beitrag von Kay Jankrift unter dem Titel »Frühmittelalterliche Heilkunde« (S. 13–19) gibt eine gelungene Einführung in den Geist der Klostermedizin des frühen Mittelalters. Dem schließt sich eine kurze Geschichte der Pharmazie bzw. des Medikaments von Frank Petersen an (S. 20–37), der mit dem Titel »Vom Klostergarten zum pharmazeutischen Unternehmen«, tatsächlich die wichtigsten Punkte dieser Entwicklung anspricht, aber etwas den zeitlichen Rahmen sprengt.

Diesen größeren, als Einführung gedachten Beiträgen folgt eine Art Katalogteil, der die Dokumente erfreulich ausführlich bespricht, so dass dieses Bändchen auch dann nützlich ist, wenn man die Ausstellung nicht besuchen konnte.

Zentrale Themen wie »Magie und Medizin« (Cornel Dora), das antike Erbe der Medizin (Franziska Schnoor), christliche Aspekte der Krankensorge (Dora), vor allem der Hl. Otmar, Gründungsabt des Klosters, der durch die Hospitalgründung auch Patron der Armen und Kranken wurde, werden anhand St. Galler Codices dargestellt. Der St. Galler Mönchsarzt Notker darf hier natürlich nicht fehlen (Schnoor.). Den Schluss bilden ein kurzer Ausblick zur Medizin im Spätmittelalter (Philipp Lenz) sowie zur Apotheke im Barock (Dora). Zahlreiche Abbildungen illustrieren die Texte. Damit ist ein guter Einstieg in die Medizin des frühen Mittelalters gelungen.

Nur der Titel bereitet dem Rezensenten etwas Schwierigkeiten. »Abracadabra« ist zwar ein markantes Stichwort, steht aber für Zauberei, und gerade im Frühen und Hohen Mittelalter spielte die Magie – gerade im Vergleich zum Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit – eine eher geringe Rolle. In den zentralen Dokumenten wie dem ›Lorscher Arzneibuch«, dem medizinischen Compendium in St. Gallen (Cod. Sang. 117), bei Walahfrid Strabo oder im »*Macer floridus*«, dem wichtigsten Kräuterbuch aus der Epoche der Klostermedizin, finden sich kaum magische Praktiken. Auch die Beachtung der Konstellation der Planeten und Tierkreiszeichen gehörte, anders als zwischen dem 14. und 17. Jahrhundert, noch keineswegs zur gängigen ärztlichen Praxis.

Neben den Anmerkungen findet sich auch ein Register der verwendeten Handschriften am Ende des Buches.

*Johannes Gottfried Mayer*

KARL AUGUST FINK: Das Konstanzer Konzil. Umstrittene Rezeptionen, hrsg. mit einer Einführung von Joachim Köhler (Theologie. Forschung und Wissenschaft, Bd. 52). Münster: LIT 2016. 212 S. ISBN 978-3-643-13254-3. Kart. € 34,90.

»Rom hat die Reform verhindert und dafür wenig später die Reformation erhalten.« Vielleicht ist dieses Zitat das einzige, was von Karl-August Fink (1904–1983) geblieben ist. Denn längst sind Person und Werk des einstigen Tübinger Ordinarius für Kirchengeschichte dahinter verblasst. Dabei galt Fink in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg nicht nur im deutschen Sprachraum als Aushängeschild für die Erforschung des Großen Abendländischen Schismas und des Konstanzer Konzils. Insofern dürfte es in der Absicht des Herausgebers gelegen haben, Finks vor Jahrzehnten erschienene Aufsätze, Artikel und Vorträge mit den gegenwärtigen Debatten um das Konstanzer Konzil zu konfrontieren und vielleicht auch die Aktualität seiner Positionen und Ansichten zu zeigen.

Dass Joachim Köhler dieses Ziel nicht erreicht, liegt vermutlich an dem Gegenstand selbst: Insbesondere im letzten Vierteljahrhundert ist die Erforschung des Konstanzer Konzils neue Wege gegangen, zahlreiche Veröffentlichungen aus den vergangenen 25 Jahren vermitteln davon ein gutes Bild. Methodik und Fragestellung haben sich erheblich geändert, das Konstanzer Konzil steht nicht mehr primär als kirchliche Versammlung im Fokus der Forschung. Der Bezugsrahmen hat sich erweitert, Konstanz wird heute als »polyvalentes Ereignis« (Helmrath/Müller, 2007) wahrgenommen.

Von alldem erfährt der Leser in Köhlers feuilletonistisch gehaltenem Einführungskapitel (S. 1–9) nichts. Eine dringend gebotene Einordnung von Finks Beitrag zur Forschungsgeschichte des Konzils sowie für die aktuellen Forschungsdebatten wird nicht

gegeben. Worin eigentlich die »umstrittenen Rezeptionen« liegen sollen, wird gleichfalls nicht geklärt. Gerne hätte man auch etwas über die Rezeption von Finks Forschungen bis hin zu den kritischen Bemerkungen Walter Brandmüllers aus den 1990er-Jahren erfahren, was aber nirgends geschieht. Damit bleibt der Eindruck, dass dieses Buch kaum mehr als eine antiquarisch-museale Sammlung älterer Texte ist.

Eingeleitet wird der Textteil von zwei Lexikonartikeln, die aus der ersten und zweiten Auflage des LThK stammen (S. 11–18). Es folgen Finks bekannte Aufsätze zu Schisma und Konzil aus den Jahren 1946–1977 (S. 19–151), über deren Auswahl sich gewiss trefflich streiten ließe. Umfassenderen Charakter haben vor allem »Papsttum und Kirchenreform nach dem Großen Schisma« und »Zur Beurteilung des Großen Abendländischen Schismas«, während die darauffolgenden Beiträge sich stärker auf Spezialprobleme der Forschung zum Konstanzer Konzil, etwa zu den Quellen, zur Papstwahl, zur Konzilien-Geschichtsschreibung etc. beschränken. Sein Aufsatz »Zum Finanzwesen des Konstanzer Konzils« zeigt nicht zuletzt Finks stupende Kenntnis der vatikanischen Quellen, mit denen der Tübinger Gelehrte zeitlebens eng vertraut war.

Warum aber fehlen die beiden Aufsätze »Das Scheitern der Kirchenreform im 15. Jahrhundert« (in: *Mediaevalia Bohemica* 3, 1970, S. 237–244) oder »*Sic in sua oboedientia nominatus*« (in: *QFIAB* 60, 1980, S. 189–199) – der erste eine programmatische Abrechnung mit der ausgebliebenen Reform, der zweite eine auf eigene Quellenfunde gestützte Arbeit? So bleibt die Frage, warum nicht das, was für Finks Arbeit prägend war, stärker in dieser Auswahl berücksichtigt wurde.

Schließlich sind noch einige »Allgemeinverständliche Artikel und Vorträge« zur Kirchenverfassung aufgenommen (S. 153–194), die den Bogen vom Spätmittelalter bis hin zu Fragen der aktuellen Kirchengeschichte (der nachvatikanischen Zeit) schlagen. Finks Engagement in den damaligen Diskussionen wird hier besonders deutlich. Aus den beiden Vorträgen »Reform der Kurie? Eine alte, nie gelöste Frage« und »Gibt es heute noch ein Kardinalskollegium?« lässt sich seine Enttäuschung über den in seinen Augen stockenden Aufbruch auf und nach dem Zweiten Vatikanum gut herauslesen.

Beendet wird der Band mit einem Anhang, der zwei Nachrufe auf Fink aus der Feder des Herausgebers sowie ein ziemlich lückenhaftes Verzeichnis der »wichtigsten Publikationen« enthält (S. 195–212).

Wenn Köhler mit diesem Band die Spannweite von Finks Forschung zur spätmittelalterlichen Kirchengeschichte hätte zeigen wollen, dann hätte dessen Frühwerk »Aragon und Martin V.« (1938) zumindest eine Erwähnung finden müssen (S. 210). Leider bleibt darüber hinaus Finks nachhaltigster Beitrag für die Spätmittelalter- und Konstanz-Forschung (S. 210ff.) außen vor. Generationen von Studenten haben das Jedinsche Handbuch der Kirchengeschichte konsultiert und als Vorbereitung für Seminararbeiten und Examina benutzt. Die Abschnitte von den Päpsten aus Avignon über das Abendländische Schisma und die Konzilien bis hin zur Reformation stammen überwiegend aus Finks Feder. Diese abzdrukken hätte den Umfang des vorliegenden Buches sicherlich gesprengt, aber einen genaueren Blick auf die Forschungsleistung des Tübinger Kirchenhistorikers ermöglicht. Eine vertane Chance!

Ansgar Frenken



SABINE HOLTZ, ALBERT SCHIRRMEISTER, STEFAN SCHLELEIN (HRSG.): Humanisten edieren. Gelehrte Praxis im Südwesten in Renaissance und Gegenwart (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Bd. 196). Stuttgart: Kohlhammer 2014. VIII, 280 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-17-023380-5. Geb. € 28,00.

Der im Jahre 2014 erschienene Band geht auf die wissenschaftliche Tagung »Humanisten edieren« zurück, die anlässlich des 70. Geburtstags von Dieter Mertens 2010 stattfand; ihm gewidmet ist denn auch das Buch. Insgesamt elf Aufsätze versammelt der Band, welche sowohl moderne Editionen humanistischer Werke behandeln als auch die Editionstätigkeit von Humanisten beschreiben. Die doppeldeutige Titelformulierung ist also durchaus gewollt und »reflektiert zwei zentrale Forschungsfelder des Tübinger (1984–1991) und Freiburger (seit 1991) Humanismusforschers« (Vorwort, S. VII). Das Schriftenverzeichnis von Dieter Mertens »dokumentiert darüber hinaus die vielfältigen Interessen des Kulturhistorikers« (Vorwort, S. VII). Ein Orts- und Personenregister erleichtern die Benutzung des Bandes, der auch recht ansprechend gestaltet ist. In seinem einleitenden Aufsatz »Edieren – Über die Reflexivität gelehrter Praxis« geht Albert Schirrmeister, zugleich Mitherausgeber des Buches, auf den das Titelblatt schmückenden Schnitt Albrecht Dürers ein. Der heilige Hieronymus zieht einem Löwen einen Dorn aus der Pfote, hinter ihm sind drei Bücher zu sehen (geschrieben in Griechisch, Hebräisch und auf Latein) sowie, im Hintergrund, eine Stadt. Das Bild zeigt »Hieronymus als Editor, mit ihm die mehrfach geschichtete Gelehrsamkeit und im Blick auf die Stadt die Bindung an die Öffentlichkeit, die das humanistische Edieren umfasst« (S. 1). Im Folgenden gibt der Autor einen Überblick über die im Band behandelten Themen. Der Editionspraxis von Humanisten stellt er die Probleme heutiger Herausgeber gegenüber, wozu auch Nützlichkeitsabwägungen in Bezug auf Digitalisierungsprojekte gehören. Einige Schwierigkeiten sind wohl gleichgeblieben, wie der Konflikt zwischen Verkaufserfolg versus ästhetischem und kulturellem Wert. Schirrmeister beschreibt, wie schon früh Versuche unternommen wurden, gültige Regeln für Editionen festzusetzen. Als heutiges Ziel einer Edition nennt er die Stichworte »Dauerhaftigkeit« und »Gebrauch«; ein Blick auf veraltete Datenträger zeigt, dass auch die Nutzung der modernen Technik zu ungeahnten Problemen führen kann.

Der Aufsatz von Felix Heinzer »Marsilio Ficinos ›*Libellus de comparatione solis ad deum*‹. Von der Dedikationshandschrift für Herzog Eberhard im Bart zum Tübinger Druck von 1547« kommt zu dem Schluss, dass das im Titel genannte Werk im Jahre 1547 nicht allein aufgrund seiner Bedeutung gedruckt wurde. Vielmehr konnte die Edition u. a. durch ein geschicktes Netzwerk mehrerer Personen, die in verschiedenen Formen – direkt und indirekt – schon an der Handschrift beteiligt waren, einen sehr konkreten Bezug entfalten und zu einer Antwort auf ein Dekret Herzog Ulrichs von Württemberg werden, der es missbilligte, dass die Universität Tübingen sich seinen reformatorischen Bemühungen entgegenstellte.

Eckhard Bernstein befasst sich in dem Aufsatz »Gedanken sein zolfrei« mit dem »Humanist[en] Mutianus Rufus als Korrespondent«. Mutianus kann »als Kontrapunkt zur Aussage dieses Bandes« (S. 52) betrachtet werden, denn er veröffentlichte nach eigenen Worten in der Nachfolge von Sokrates und Jesus selbst nichts und betätigte sich auch nicht als Editor. Sein durchaus vorhandenes Interesse an Editionen anderer zeigt sich jedoch in einem regen Briefwechsel mit Freunden und Schülern, die er zudem in zeitgenössischen Streitigkeiten, die mit Büchern zu tun hatten, wie z. B. die Reuchlin-Affäre, zur Tat aufrief. Wie stark das Briefcorpus Mutians nun selbst Werkcharakter erhält, zeigt sich besonders in den theologischen Anschauungen des Autors; hierbei wird auch beson-

ders deutlich, warum dieses Werk nicht publiziert werden durfte, denn die Anschauungen wichen oftmals stark von der orthodoxen Lehre ab.

Birgit Studt zeigt in ihrem Aufsatz »Humanisten im Gespräch. Eine Murbacher Sammlung von Briefzeitungen als Ort historiographischer Information« die Bedeutung von historiographischen Sammelhandschriften, die von der Forschung zugunsten gedruckter Geschichtswerke lange vernachlässigt wurden. Sie ebneten nach Studt den »Weg von der herrschaftlich gesteuerten Kommunikation von zeitgeschichtlichen Informationen zu einer Nachrichtenkultur innerhalb einer sich erst allmählich verdichtenden literarischen Öffentlichkeit« (S. 75).

Sönke Lorenz befasst sich im Beitrag »Buchdruck und Karriere: Der junge Melanchthon« mit den frühen Stationen des Humanisten. Ist »der spätere *Praeceptor Germaniae* und Reformator ohne den Buchdruck kaum denkbar« (S. 96), so zeigt der Aufsatz, wie bedeutend seine Arbeit in der Tübinger Offizin von Anshelm, bei der er auch selbst Einfluss auf das Programm hatte, für die Ausweitung seiner Bekanntheit und seine Aufnahme in die Gelehrtenrepublik war.

Der Beitrag Ronny Kaisers trägt den Titel »Zwischen Selbstinszenierung und Instrumentalisierung. Beobachtungen zu Beatus Rhenanus' Tertullian-Ausgaben (1521, 1528, 1539)«. Aufgrund seiner Nähe zum Montanismus war die Herausgabe Tertullians nicht unproblematisch. Mit der ersten Edition wollte Rhenanus sich laut Kaiser vor allem als Mitglied des humanistischen Netzwerkes profilieren; seine Arbeit versteht der Herausgeber als einen »christlich-humanistischen Beitrag« (S. 121). Eine antischolastische Haltung ist nicht zu übersehen, und Rhenanus rückt – möglicherweise ungewollt – in die Nähe Luthers. In der zweiten Ausgabe von 1528 bemüht er sich um eine Selbstdarstellung als guter Philologe und zudem darum, nicht mehr in die Nähe einer bestimmten Religionspartei gestellt werden zu können. Tertullians bisweilen dunkle Rede wird als der Grund für Missverständnisse in theologischen Fragen genannt. In der dritten Ausgabe präsentiert sich Rhenanus schon als erfolgreicher Editor und zeigt sich dezidiert pro-katholisch. Die drei Editionen werden in philologischer Hinsicht immer professioneller; es bleibt indes stets die »Instrumentalisierung Tertullians« (S. 122).

Wilhelm Kühlmann verfolgt einen regional kulturgeschichtlichen Ansatz: »Die Edition als kulturpolitische Tat – Paradigmen des oberrheinischen Humanismus«. Er zeigt insbesondere, dass Editionen sowohl einen Mythos begründen können, wie sich an den Ausgaben von Werken des Paracelsus zeigt, als ihn auch zu zerstören vermögen. So verortet Johannes Opsopoeus in seiner Vorrede zu den »Sibyllinischen Orakeln« deren Entstehungszeit in die Zeit nach Christus und entlarvt damit den Mythos, sie seien eine heidnische Vorausdeutung auf Jesus. Abraham Scultetus will in »*Medulla patrum*« den »*consensus patrum*« als katholischen Mythos enttarnen.

Unter den vier letzten Aufsätzen befassen sich drei mit gegenwärtigen Editionsprojekten. Bernd Posselt beschreibt im Aufsatz »Die Schedelsche Weltchronik« einige »Ideen zur digitalen Edition eines humanistischen Buchprojekts«. Im Falle der Chronik ist nach Meinung des Autors allein eine digitale Edition möglich. Veröffentlicht als *work in progress*, könnte deren Leser gleich zum Kommentator werden. Vor Augen schwebt Posselt, »ein großangelegtes, zahlreiche Personen beschäftigendes Gemeinschaftsprojekt des frühen Buchdruckzeitalters mit den kooperativen Kräften einer wissenschaftlichen Gemeinschaft aufzuarbeiten« (S. 161). Natürlich gibt es auch jetzt bereits Projekte, bei denen nicht direkt beteiligte Wissenschaftler, die z. B. Experten für bestimmte Fragen sind, aushelfen. Die vom Autor in Aussicht gestellte Arbeitsweise birgt allerdings die Gefahr, dass unterschätzt wird, dass erst durch die Arbeit qualifizierter und bezahlter Mitarbeiter eine Edition gelingen kann.

Der Beitrag Claudia Wieners »Von Humanisten ediert: Enea Silvio Piccolominis ›Europa‹ in der ›Schedelschen Weltchronik‹« ist, wenngleich er kein modernes Editionsprojekt behandelt, im Anschluss zu finden. »Das Nürnberger Weltchronik-Team präsentiert seinen Lesern [...] die ›Europa‹ als das Werk eines Autors, der sich innerhalb der europäischen Politik für ›die Ehre und den Nutzen‹ der deutschen Nation eingesetzt habe« (S. 173), wobei die Nürnberger Autoren generell je nach eigenem Bedürfnis und der eigenen politischen Lage Texte dekontextualisieren.

Wieder mit einer modernen Edition befasst sich Veronika Marschall in ihrem Aufsatz »Martin Opitz: Lateinische Werke. Edition, Übersetzung und Kommentar. Dokumentation eines Editionsprojektes«. Die Ausgabe wurde hauptsächlich an der Goethe-Universität Frankfurt erarbeitet, Herausgeber der drei Bände sind Marschall und Robert Seidel. Ziel war es, Opitz' lateinische Texte mit Werkcharakter herausgegeben, zu übersetzen und sorgfältig zu kommentieren. Marschall skizziert die Entwicklung der Arbeit und verweist dabei auch auf Schwierigkeiten und Erfolge wie Neufunde von Gedichten. Der Beitrag Marschalls zeigt, wie ein solches Editionsprojekt, das sich u. a. mit Dichtung befasst, heute erarbeitet werden kann, welche Überlegungen angestellt und welche Arbeitsschritte unternommen werden müssen.

Um eine ganz andere Gattung geht es in dem letzten Aufsatz des Bandes, verfasst von Johannes Helmuth: »(Humanisten) Edieren in den Deutschen Reichstagsakten«. Bei einer solchen Edition müssen die Texte erst zu einem Quellencorpus zusammengetragen werden, was problematisch sein kann, da nicht immer leicht zu entscheiden ist, was wirklich eine Reichstagsakte darstellt. Humanisten spielen hier insofern eine bedeutende Rolle, als ihre Briefe oder Reden (z. B. Türkenreden) ein enger Bestandteil der Thematik sind. Generell erscheint es heute bei der Edition sinnvoll, »die Textgenese und ihre Erzeuger stärker als bisher in die Kontexte des politischen Rede- und Verhandlungsgeschehens, in die versammlungstypischen Sprech- und Symbolakte einzubinden« (S. 232).

Der Band zeigt durch seine gelungenen Beiträge sehr schön die Tätigkeitsfelder sowohl humanistischer als auch gegenwärtiger Herausgeber, wobei Unterschiede und Gemeinsamkeiten deutlich werden. Dabei verbinden sich Erkenntnisse über die Vorgehensweise frühneuzeitlicher Editoren mit solchen darüber, wie Arbeitsprojekte zu modernen Editionen aussehen sollten. Einige Aufsätze übersetzen längere lateinische Passagen, was Benutzern, die sie nicht fließend lesen können, hilfreich ist.

*Bianca Hufnagel*

### *5. Reformation und Frühe Neuzeit*

CHRISTIANE LAUDAGE: *Das Geschäft mit der Sünde. Ablass und Ablasswesen im Mittelalter*. Freiburg im Breisgau: Herder 2016. 351 S. m. Abb. ISBN 978-3-451-31598-5. Geb. € 24,99.

s. Mittelalter

BERNDT HAMM: *Ablass und Reformation – Erstaunliche Kohärenzen*. Tübingen: Mohr Siebeck 2016. XVI, 281 S. ISBN 978-3-16-154481-1. Kart. € 24,00.

Der emeritierte Erlanger Kirchenhistoriker Berndt Hamm hat ein herausforderndes Buch vorgelegt. Galt der bisherigen protestantischen Reformationshistoriographie das

spätmittelalterliche Ablasswesen ausschließlich als »Negativfolie der Reformation« (S. 5), erschien der Ablass als Kumulationspunkt spätmittelalterlich-kirchlicher Dekadenz, so versucht H. hier erstmals »Kohärenzen« im Sinne einer »Gemeinsamkeit oder Verwandtschaft der Motivationen und Argumente« (S. 6) zwischen Ablass und Reformation aufzuzeigen. Der Ablass wird herausgeführt aus dem geläufigen, einseitig auf die päpstlichen Finanzinteressen fixierten Verständnis, indem er – und das hat in dieser Konsequenz noch kein evangelischer Kirchenhistoriker gewagt – als Instrument einer Seel- und Heilssorge gedeutet wird, die darauf zielte, dem von Jenseitsängsten umgetriebenen Menschen des Spätmittelalters die rettende Gnade möglichst nahe zu bringen. Vor dem Hintergrund einer solchermaßen akzentuierten Lesart des Ablasswesens erscheint die Reformation wie eine »Fortsetzung eines spätmittelalterlichen Wandels in der gleichen Veränderungsrichtung [...], aber eine Fortsetzung, die mit einem bemerkenswerten qualitativen Sprung verbunden ist.« (S. 12)

H. erzählt die Geschichte des Plenarablasses als eine Geschichte zunehmender »Einschränkungen« (Bernd Moeller) der Ablassgnade. Wurde der Plenarablass zunächst nur den Kreuzfahrern gewährt, so konnte man ihn bald als Jubiläumsablass beim Besuch der römischen Apostelgräber, bald auch bestimmter Kirchen außerhalb Roms erwerben. Die Jubiläen wurden immer kurzaktiger ausgeschrieben, schließlich wurde der Ablass auch auf die Verstorbenen ausgedehnt und in den Ablasskampagnen Raimund Peraudis mit einem weitreichenden Schuldnachlass für die Lebenden verbunden. Die Entgrenzungsdynamik steigerte sich bis zur Möglichkeit des Nachlasses selbst ungebeichteter, »vergessener« Sünden – eine »vorher nie gekannte Gnadenkumulation« (S. 74), die eine letzte Begrenzung darin fand, dass der Ablasserwerbende immer noch ein, wenn auch nur sehr geringes Ablasswerk in Form eines Gebetes oder einer Geldzahlung erbringen musste. Der entscheidende Schritt zur Reformation bestand dann in der Herauslösung des »totalen« Schuld- und Strafnachlasses aus dem Monopol der päpstlichen Schlüsselgewalt und, was den Anteil des mitwirkenden Menschen betrifft, im »Quantensprung vom Minimum zum Nichts« (S. 160; 244). Die Totalisierung der Gnade und die Sündenvergebung zu Minimalbedingungen sind indes nur zwei von insgesamt sechs »Kohärenzlinien« (S. 233) zwischen der Ablassverkündigung und dem reformatorischen Evangeliumsverständnis, die H. in dem Buch herausarbeitet. Zusammen mit anderen Berührungspunkten wie der seelsorglichen Motivierung, der Steigerung der Gnadennähe, der Externalisierung der sühnenden Genugtuung sowie der Maximierung der Heilssicherheit erweisen sie das spätmittelalterliche Ablasswesen als Teil einer umfassenden Reform- und Seelsorgebewegung, aus der dann in kritischer Wendung gegen die Anfänge die Reformation erwuchs.

Diese profilierte Deutung beruht vor allem auf einer Relektüre ablass- und frömmigkeitstheologischer Quellen in der Deutungsperspektive der von H. entwickelten »dialektischen« Fortführung wie Gegensatz behauptenden Konzepts reformatorischer Innovation. Dass die bisherige Forschung die in den Ablassdokumenten greifbaren seelsorglichen Absichten übersah oder, wo sie diese sah, doch nicht recht ernst nahm, führt H. auf die verbreitete Neigung zurück, Luthers Charakterisierungen des spätmittelalterlichen Ablasswesens für belastbare Tatsachenbeschreibungen zu nehmen. H. dagegen weigert sich, die päpstlichen und anderen Ablassquellen von vornherein im Sinne einer »Hermeneutik des Verdachts« zu interpretieren. Die Möglichkeit einer finanzpolitischen Instrumentalisierung der Ablässe leugnet er keineswegs. Ob die Glaubwürdigkeitskrise des Ablasswesens allerdings erst um 1500 evident wurde, wie H. annimmt, als die Päpste aus finanziellen Interessen heraus begannen, die Gültigkeit früherer Beichtbriefe aufzuheben, wird wohl ebenso zu diskutieren sein wie die Frage, ob Luthers Ablasskritik in die »Kohärenzthese« tatsächlich integrierbar ist. Abgesehen von derlei Anfragen darf man

schon jetzt die Einschätzung wagen, dass das klar argumentierende, flüssig geschriebene Buch alle wissenschaftlichen Bemühungen um ein historisches Verständnis des Ablasses beflügeln wird. H. hat in luzider Analyse eine Bedeutungsseite des mittelalterlichen Ablasswesens rekonstruiert, die man bei künftigen Befassungen mit dem Thema nicht mehr wird ignorieren können.

Marcel Nieden

THOMAS KAUFMANN: Erlöste und Verdammte. Eine Geschichte der Reformation. München: C. H. Beck 2016. 512 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-406-69607-7. Geb. € 26,95.

An Reformationsgeschichten und Lutherbiographien mangelt es in diesem Reformationsjahr 2017 nun ganz und gar nicht. Was sich jedoch im Unterschied zu früheren Darstellungen verändert hat, ist der grundlegende historiographische Zugang zu diesem Thema. Heute begreift man die Reformation in viel stärkerem Maße als einen komplexen Ereigniszusammenhang religiöser, kirchlicher, theologischer, politischer, medialer und mentaler Umstände, der sowohl deren Voraussetzungen als auch Folgen mitberücksichtigt. Eine solche Darstellung eines komplexen Ereigniszusammenhangs hat der Vf. mit seiner Studie in vorzüglicher und brillanter Weise vorgelegt.

Die Reformation sei ein »historiographisch und erinnerungskulturell allgegenwärtiges, hoch umstrittenes und zugleich diffuses Thema«, deren Großnarrative in der gegenwärtigen Forschung in vielfältiger Weise dekonstruiert werde. Ein kohärentes Großnarrativ der Reformation setzt der Vf. gleichwohl an den Beginn seines großen Panoramas: »Luther und seine Auseinandersetzung mit der Papstkirche« (S. 17), aus der sich dann jene Zuspitzungen, Kontroversen und Verwerfungen ergeben hätten, in deren Folge die Reformation zustande kam. Dabei sei Luther keinesfalls in die Sphäre des Monumentalen zu rücken. Vielmehr stehe er am Anfang dieser Ereignisse aufgrund der Eigenartigkeit einer historischen Konstellation, die jene grundstürzende revolutionäre Veränderung möglich machte. In einem ersten Hauptteil werden die politischen, sozialen und religiösen Voraussetzungen der Reformation dargestellt: einerseits die permanente osmanische Bedrohung, verstärkt durch den Fall von Konstantinopel 1453, andererseits die neuen geographischen Entdeckungen und die Erschließung neuer ökonomischer Räume zum Ende des 15. Jahrhunderts, die ständische gesellschaftliche Ordnung, die Machtverteilung in Europa, aber auch geistige (Humanismus) und geistliche Aufbrüche (Frömmigkeit) und Fehlformen (Ablass). Zu den Voraussetzungen der Reformation zählte schließlich auch die Revolution des Buchdrucks. Im zweiten Hauptteil werden dreizehn stürmische Jahre der frühen Reformation bis 1530 dargestellt, als deren Beginn der Ausbruch des Ablassstreites im Herbst 1517 gilt. Das Scheitern des »Augsburger Reichstags« machte gleichzeitig sichtbar, dass die Einheit der lateineuropäischen Kirche zerbrochen war. In diesen dreizehn Jahren seien die entscheidenden internen Differenzierungsprozesse für das reformatorische Lager vollzogen worden: die Entscheidung zugunsten einer oberrheinlichen Reformation und die Entfaltung der theologischen Lehre. Aufgrund seiner breiten Kenntnis der Quellen und der einschlägigen Forschungstraditionen geht der Vf. in der Entfaltung von Luthers sog. reformatorischer Rechtfertigungslehre umsichtig vor. Auch wenn dieser Prozess *en detail* kaum rekonstruiert werden könne, die Frage nach dem Einfluss der spätmittelalterlichen Mystik oder augustinischer Ordenstraditionen umstritten ist, sei das Ergebnis doch eindeutig: Allein aufgrund der Gnade, die der Mensch von Gott passiv erhält, empfängt er jene Gerechtigkeit, die ihn gerecht macht. So stehe diese Lehre am Ausgangspunkt dafür, »das Christentum auf den Glauben zu zen-

trieren und gegen die Leistungen zu mobilisieren« (S. 104). Luthers Ablassthesen wurden insofern zu einer Initialzündung der Reformation, als sie eine hohe Dynamik der Verbreitung erzielten und zugleich Erzbischof Albrecht von Brandenburg sie zum Anlass genommen hatte, an ihnen Luthers Rechtgläubigkeit durch die Theologische Fakultät Mainz unter Beweis zu stellen. Die Leipziger Disputation und die vielen Streitschriften der frühen Jahre führten letztlich zum Bruch mit dem Papst. Der Augsburger Reichstag 1530, der letztlich scheiterte, stellte dann einen gewissen Abschluss dieser stürmischen Jahre dar, in denen auch im innerevangelischen Lager eine Reihe von theologischen Klärungsprozessen notwendig waren (Karlstadt, Bauernkrieg, Schwärmer, Abendmahlsstreit). Der Reichstag machte nunmehr deutlich, dass die Reformation definitiv »primär [eine] politische Frage geworden« war (S. 193).

Ein weiterer Hauptteil spannt nunmehr den Bogen über das reformatorische Europa bis 1600. Mit dem Zeitalter der Reformation erhielt Lateineuropa ein neues Gesicht. Nicht mehr die Einheit der *Christianitas* unter dem Papst als ihrem Haupt machte Europa aus, sondern die Vielzahl einzelner Länder mit nunmehr unterschiedlichen Konfessionen. Der Vf. entfaltet diesen Prozess anhand der frühreformatorischen Bewegungen außerhalb des Reiches, in den Niederlanden, in Frankreich und England, in Skandinavien, in Italien und Spanien und im östlichen Europa. Ausführlich wird auch die französischsprachige Reformation unter Johannes Calvin und der reformierten Internationalen dargelegt. Der Augsburger Religionsfriede im Jahr 1555, den lutherische Theologen euphorisch anerkannten, während die Vertreter der römisch-katholischen Kirche dessen Legitimität bestritten, wurde schließlich zum Kern einer europäischen Friedensordnung, wie sie nach dem 30-jährigen Krieg 1648 in Münster und Osnabrück festgelegt werden konnte. Kenntnisreich beschreibt der Vf. auch die Folgen der Reformation für den römischen Katholizismus. Aufgrund dieser Herausforderung hatte die Kirche manche theologischen Uneindeutigkeiten beseitigt und striktere Regeln etabliert, die sie von der pluraleren mittelalterlichen Kirche unterschieden, gegen die Luther aufbegehrt hatte. Vor allem sei das Trienter Konzil als epochal zu werten. Der durch die Reformation erzwungene Konsolidierungsprozess habe die römische Kirche befähigt, »konsequent den Weg der Globalisierung zu beschreiten und zur Weltkirche zu werden« (S. 315).

Die beiden abschließenden Kapitel widmen sich den Fragen nach den Wirkungen der Reformation für die Moderne und nach der Wahrnehmung der Reformation in der Neuzeit. Differenziert und kritisch geht der Vf. zunächst mit dem »protestantischen Meisternarrativ einer gleichsam aus der Reformation entsprungenen Neuzeit« (S. 356) um, die der Komplexität der Transformationsprozesse nicht gerecht werde. In dieser Frage müsse man zwischen direkten und indirekten Wirkungen unterscheiden. Zu den direkten Wirkungen gehöre die Ausbildung protestantischer Konfessionskulturen, die Förderung nationalsprachlicher Text- und Druckproduktionen, eine historisch-philologische Textkritik, die sich aus einem kritischen Verhältnis zur kirchlichen Tradition ergab, und die Kritik an der römisch-katholischen Sexualmoral. Zu Recht kritisch wird die Weber-These (Zusammenhang von Protestantismus und Wirtschaft, Recht, Rationalität, Individualismus) diskutiert. In dem Verhältnis von Reformation und Moderne sieht der Vf. keinen monokausalen Zusammenhang. Das abschließende Kapitel beleuchtet die protestantische Memorialkultur der Centenarfeiern, die Debatte über die Deutung Luthers, beginnend mit der Orientierung an der Biographie Luthers in der Reformationszeit, des Freiheitshelden in der Aufklärung, des Inbegriffs des Subjektivismus im deutschen Idealismus hin zur wissenschaftlichen Historiographie vom 19. Jhd. bis in die Gegenwart. Ergänzt wird dieser Überblick mit Hinweisen auf angloamerikanische Perspektiven sowie auf die unterschiedliche Reformationshistoriographie in der DDR und der BRD bis 1990. Die ak-

tuelle Forschungslage bilanziert der Vf. damit, dass sie »im Ganzen dazu geführt [habe], dass ›die‹ Reformation als ein relativ einheitlicher, historisch kohärenter Sachverhalt aufgelöst wurde« (S. 422). Die frühe Reformation erscheint dem Vf. – wie der abschließende Epilog kurz darlegt – als das »Laboratorium der religiösen Möglichkeiten« des Protestantismus (S. 426), »eine polypotente Zelle des Protestantismus«, in der der Vf. wohl auch die Möglichkeiten der künftigen Gestalt des Protestantismus begründet sieht. Dem Vf. ist eine wunderbare, reich bebilderte, brillant geschriebene Geschichte der Reformation und ihrer Wirkung in die Neuzeit gelungen, die jeder mit großem Gewinn lesen wird. Ein theologischer Leser mag vielleicht das Buch etwas enttäuscht zur Seite legen. Theologische Fragestellungen werden hier nur marginal gestreift. Ihm seien andere Bücher des gleichen Autors nahegelegt.

*Günter Frank*

VOLKER LEPPIN: Die fremde Reformation. Luthers mystische Wurzeln. München: C. H. Beck 2016. 247 S. m. Abb. ISBN 978-3-406-69081-5. Geb. € 21,95.

Volker Leppin gehört zweifellos zu den herausragendsten Lutherforschern der Gegenwart. Nicht nur einem Fachpublikum ist er ein wichtiger Gesprächspartner, auch einem breiteren Publikum hat er in der Vergangenheit neuere Forschungsergebnisse in verständlicher Form vermittelt und es ihm so ermöglicht, sich einen aktualisierten Luther und eine aktualisierte Reformationsgeschichte vor Augen zu führen. Hinreichend bekannt sind dabei seine Bemühungen, die Verankerung der Theologie Luthers in der Mystik herauszuarbeiten, die nicht Luthers eigene Leistung herabsetzen, sondern ihn in einem Traditionsstrom verstehen wollen.

Dieser mystischen Verankerung widmet sich auch die vorliegende Untersuchung, die einen von vielen Beiträgen zum Reformationsjubiläum 2017 darstellt. Dieses steht bekanntlich unter einem Logo, das Luther zeigt und mit dem Wort aus dem Johannesprolog »Am Anfang war das Wort« aufwartet. Damit scheint Leppin in seinem Vorwort auf bewusst provozierende Weise zu spielen, indem er die Frage, was am Anfang war, jedenfalls nicht mit »Luther« beantworten will. Er schließt vielmehr: »Am Anfang war: die Mystik.« (S. 10) Bei aller Sympathie für seinen Ansatz und auch bei aller zweifellosen Richtigkeit, die mystische Tradition stärker ins Blickfeld zu rücken, wenn man nach den Wurzeln von Luthers Theologie fragt – diese Pointierung ist dann vielleicht doch etwas zu spitz. Gerade im Kontext des Jubiläumsjahres und der Bereitschaft vieler Menschen, plakativere Sätze aufzusaugen, sollte man vorsichtiger damit sein, solche Zuspitzungen vorzunehmen, die wiederum Verengungen darstellen und Verzerrungen in die Welt setzen, denen sich gerade Leppin sonst dankenswerterweise heftig widersetzt. Wenn er etwa an anderer Stelle im Blick auf Luthers Taulerlektüre konstatiert »Was später, auch in Luthers Augen, als neu gilt, wurzelt im Alten – und trug doch maßgeblich zu jenen Änderungen bei, die in der Reformation die kirchliche und politische Landschaft Europas umpflügen sollten.« (S. 26), dann trägt er eine wichtige Differenzierung ein – wird diese aber noch ausreichend wahrgenommen oder bleibt am Ende Luther als reiner mystischer Theologe übrig?

Was diesem Beginn folgt, ist der Versuch, das mystische Erbe bei Luther bis 1530 zu verfolgen. Dabei kommt zuerst Luthers Beichtvater Staupitz in den Blick, dessen Christozentrik gespeist ist aus spätmittelalterlicher Christusfrömmigkeit. Danach widmet er sich Johannes Tauler, dessen Predigten Luther mit großem Gewinn las, vor allem, weil er hier die »Grundmelodie der späteren Rechtfertigungslehre« (S. 25) entdeckt habe. Wie bereits in früheren Veröffentlichungen bindet Leppin sodann die Auseinandersetzung um

Buße und Ablass an mystisches Traditionsgut zurück, wiederum namentlich an Tauler sowie die Theologia deutsch. Dass Luther in den Jahren der Ablasskritik und der Reformulierung des Bußverständnisses zwei Betrachtungen über Leiden und Sterben Christi verfasste, in denen er sich im weitesten Sinn an der Nachfolgemystik orientierte, sei ein weiteres Indiz für den großen Einfluss, den mystisches Gedankengut auf die theologische Entwicklung Luthers genommen habe. Auch die Heidelberger Disputation weise in ihrer kreuzestheologischen Mitte Anklänge an Staupitz sowie nun auch an Bernhard von Clairvaux auf. Mit mystischer gegen scholastische Theologie, mit externer Gnadenzusage und Passionsfrömmigkeit gegen Seligkeit via Gotteserkenntnis und Vernunft – so könnte man zusammenfassen. Darauf lässt Leppin die Zeit der »Transformationen der Mystik« beginnen und entdeckt sie in der »worttheologische[n] Brechung« (S. 121). Insbesondere der Freiheitstraktat zeige das mystische Erbe etwa in der Rede von Braut und Bräutigam ganz deutlich, zugleich aber auch die Umformung, indem der Glaube zum Brautring werde und bei und für Luther eine neue Stellung zugesprochen bekomme. Etwas plakativ formuliert Leppin: »Der mystisch geprägte Frömmigkeitstheologe Martin Luther war zum Reformator geworden« (S. 137). Was vorher schon zu beobachten war, trägt im Folgenden immer stärkere Züge: Leppins Untersuchung entwickelt sich von nun an mehr und mehr zur einer allgemeinen Darstellung der Reformationsgeschichte. Das Stichwort der Mystik soll weiterhin den roten Faden markieren, viel mehr als eine gelegentliche Erwähnung allerdings ist kaum zu beobachten. Zudem muss gefragt werden, ob zugunsten dieses roten Fadens immer die Sache getroffen wird. Als Beispiel seien die Ausführungen zum Priestertum aller Getauften genannt; Leppin hält fest: »[H]ier verbinden sich die Linien, die seit Anfang 1518 in Luthers Werken nebeneinander herliefen: die mystisch-spirituelle und die kirchenpolitische. Hier wird die Theologie Politik« (S. 151). Verdienstvollerweise schließt Leppin danach noch ein Kapitel an, in dem er nach Mystikrezeption und mystischem Gedankengut jenseits von Luther (etwa bei Karlstadt und Müntzer) fragt. Der Epilog schließlich wirft noch Streiflichter auf die Geschichte des Umgangs des Protestantismus mit der Mystik nach Luther und versucht, die gesammelten Beobachtungen für ein vertieftes Reformations- und Lutherverständnis zu bündeln.

Wie immer bestechen Leppins Ausführungen durch intensive Quellenverwendung und durch seine Kenntnisse spätmittelalterlicher Theologie und Frömmigkeit. Das Buch ist mit Verve geschrieben und bietet zwar für den Kenner wenig Überraschendes und Neues, aber es bereitet namentlich die frühe Reformationsgeschichte in ansprechender Form auf. Luthers mystischen Wurzeln nachzugehen, ist unter mannigfachen Aspekten (von denen die protestantische Spiritualität gerne auch stärker betont sein könnte) reizvoll und wichtig. Ob man von dort aus den frühen oder gar den ganzen Luther als Mystiker bezeichnen muss, sei ebenso dahingestellt wie die Frage, wieviel Lutherisches Proprium übrig bleibt, wenn man diese Wurzeln so stark macht. Beides bedarf weiterer Diskussion. Ob jemand, der sich, angeregt durch das Jubiläumsjahr, erstmals mit Luther und der Reformation beschäftigen will, mit diesem Buch gut beraten ist, muss gefragt werden, denn möglicherweise bleibt ihm eine so über die Mystik definierte Reformation noch fremder. Die Verwirrung wird noch größer, wo sich die Darstellung nicht recht entscheiden kann, ob sie nun eine Reformationsgeschichte oder eine Befragung der Theologie Luthers auf diese mystischen Wurzeln hin sein will. Leppin hat zu beidem schon in herausragender Weise publiziert, in sehr nachdenkenswürdiger und diskutabler Form. Vielleicht hätte er es dabei belassen sollen. Andererseits verlangt die Gegenwart offenbar danach, Luther in vielerlei Weise zurechtzurücken; das sollte sie dann in der Tat lieber mit diesem Buch tun als mit so manchem anderen.

*Athina Lexutt*



LYNDAL ROPER: *Der Mensch Martin Luther. Die Biographie*. Frankfurt: S. Fischer 2016. 730 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-100-66088-6. Geb. € 28,00.

Noch ein Buch über Luther? Es ist bemerkenswert, dass im Strom der Erinnerungsliteratur zum Reformationsjubiläum dieser neuen Biografie schon wenige Wochen nach ihrem Erscheinen eine Sonderstellung zugeschrieben wird.

Die letzte bemerkenswert innovative Luther-Biografie nach dem literarisch anspruchsvollen Werk von Heiko A. Oberman und den wegweisenden ökumenisch-theologischen Analysen von Otto Hermann Pesch (beide 1983) war Volker Leppins Luther-Darstellung von 2006. Sein Reformator ›ohne Goldgrund‹ wurde seinerzeit heftig angefeindet, weil dieser Luther für identitätskonkretes Konfessionsbewusstsein nicht mehr tauglich war. Aber mittlerweile ist in der Forschung – weitgehend stillschweigend – rezipiert, was daran neu war: die konsequente Perspektivierung Luthers als eines Menschen, der seine Theologie aus den Frömmigkeitstheologischen Optionen des späten Mittelalters entwickelte und der erst im Nachhinein, im Stile von ›Konvertitenliteratur‹ legitimierende Durchbrüche und Symbolhandlungen in sein Selbstverständnis hineinkonstruierte. Die Analyse von Transformationen trägt zum historischen Verständnis Luthers mehr bei als die Heroisierung der drastischen Schnitte, die ja nicht nur die Reformatoren, sondern auch ihre Gegner vollzogen. Dieser Ansatz machte vor allem den jungen Luther auf eine neue Weise sichtbar.

Weniger neue Perspektiven bot hingegen der Luther, den uns Heinz Schilling 2012 angeboten hat. Denn die dezidiert gewählte Perspektive des Historikers erlaubt es dennoch nicht, Luther weitgehend theologiefrei zu behandeln oder dort, wo Kerne seines theologischen Denkens schlicht unumgänglich sind, flüchtig und ungenau zu bleiben. Die Neubewertung des Spätmittelalters blieb hier ebenso auf der Strecke wie die Positionierung der Ausbildungs- und Klosterzeit in jenem komplexen Feld religionskultureller Gruppenbildung und religiöser Pluralität um 1500, die sich keineswegs auf die Antithese Papsttum vs. Luthertum oder auf eindeutige Grenzen zwischen dem ›unbarmherzigen Richtergott‹ und dem ›befreienden Gnadengott‹ reduzieren lässt. Schilling näherte sich der Reformation von der Konfessionalisierungsforschung her, fragte also implizit nach der Genese konfessioneller Systeme, was die dynamische Offenheit der reformatorischen Entwicklung stets schon auf ein Ergebnis hin kanalisierte. Luther wurde zudem modernisierungstheoretisch auf seine Fernwirkung hin gesehen; und flugs war man wieder – mindestens unterschwellig – bei einem Luther, der gegen alles Römische die Neuzeit einläutet und die Moderne heraufführt. Das neue Lutherbild war somit eigentlich das alte: Die Dignität Luthers umwehte ein Hauch Kulturkampfrhetorik. Gleichzeitig erhielt das Buch eine offiziöse Weihe, indem es »eine wissenschaftliche Basis für die gedenkpolitische Gestaltung des Reformationsjubiläums 2017« gewinnen wollte (S. 640). Das lag in den Buchhandlungen stapelweise auf; aber wer es gelesen hatte, hatte weder neue Einsichten noch eine bedenkenswerte Perspektive gewonnen.

Nun also, bei Lyndal Roper, »der Mensch Martin Luther«. Ihre Erfindung war das nicht; das englische Original heißt »Renegade and Prophet« – der Abtrünnige und der Prophet. Aber falsch gewählt ist der Titel nicht, um zu beschreiben, wo Roper ihre Akzente setzt, auf andere, aber ähnlich Gewinn bringende Art wie einst Leppin, akzentuierter und innovativer als Schilling. Der Mensch Luther ist der, dessen Kindheit und Jugend in einer bislang ganz unbekanntem sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Genauigkeit in sein Herkunftsmilieu hineingestellt ist. Der Mensch Martin Luther ist der, bei dem schon die Begleitbriefe zu den Ablassthesen »einen bemerkenswert selbstsicheren, sogar arroganten Beiklang« hatten und seine Fähigkeit zeigten, »ein Ereignis zu inszenieren, etwas

Spektakuläres zu tun, das ihm Aufmerksamkeit verschaffte« (S. 8). Der Mensch Luther ist der Luther der inneren Entwicklung; hierauf soll der Fokus gerichtet werden: die enorme Kraft, die emotionalen Wandlungen, die dicht-vitalen Freund- und heftigen Feindschaften, die Streitigkeiten und das Entsetzen, die er auslöste, die Wucht der historischen Auswirkungen einer sehr ambivalenten Persönlichkeit. Der Mensch Luther ist bei Roper endgültig befreit von allen Heiligenscheinen und Verdammungsurteilen; eines so vielschichtigen Luther sind wir bislang nicht ansichtig geworden. Roper bekennt zu Anfang offen, sich an einer neuen Art von Psychohistorie zu versuchen, um diesen Menschen zu greifen. Bei manchen ihrer kritischen Leser hat das sofort Abwehrreflexe ausgelöst. Aber Roper entgeht dem grundsätzlichen Fehler der älteren Ansätze, psychologische Modelle über eine Person der Vergangenheit zu stülpen. Vielmehr befragt sie Luthers Psyche von einer ungeheuer dichten Quellenkenntnis her; und sie überliest dort gerade das nicht, was sich weder für eine Theologie- noch für eine Politikgeschichte der Reformation verwerthen lässt. Der Mensch Luther in seinem sozialen und kulturellen Kontext, so die These, bietet »einen neuen und unerwarteten Zugang zu Luthers Theologie« (S. 21). Stärker noch: »Seine Theologie war Ausfluss seines Charakters, sein Charakter beglaubigte seine Lehre« (S. 20). Luther war ein Mensch, den sein Bildungsgang zum Intellektuellen werden ließ, gleichzeitig war er aber ein Mann der überbordenden Gefühle und der äußerst sensitiven Körperlichkeit. Während das erste theologische Kernthema der Reformation – Rechtfertigung und Gnade – ein kluges Weiterdenken spätmittelalterlicher Frömmigkeitstheologie ist, stellt Roper ein zweites Thema gleichrangig an dessen Seite: Luthers Theologie vom Abendmahl ist Ausfluss seines Sensualismus und entbirgt einen erstaunlichen Anti-Intellektualismus. Während das erste Thema durch den jungen Luther geprägt wurde und die westliche Christenheit spaltete, war das zweite der Hauptpunkt des alten Luther; und es spaltete den gerade entstehenden Protestantismus. In alledem – jede Simplifizierung sorgfältig vermeidend – stellt Roper den Luther, den sie beschreibt, in ein bis in feinste Verästelungen ausgelotetes soziales, kulturelles, ökonomisches und akademisches Netzwerk hinein. Der Mensch Luther ist der Mann der Beziehungen.

In diesem Sinne entsteht eine sprachlich starke, inhaltlich plastische Luther-Biografie. Auch die, die schon viel über Luther und die Reformation gelesen und/oder selbst geschrieben haben, werden vom Reichtum der Details, von der weit ausgreifenden Quellennähe, von den plausiblen Querbezügen und manchmal auch von den unbekümmerten Einschätzungen überrascht. Natürlich steht hier vieles, muss hier unausweichlich vieles stehen, was wir schon wussten, was aber schwungvoll neu präsentiert wird. Darüber hinaus prägen vor allem folgende Akzente das Buch:

Wenn Psychologie zum Thema einer Luther-Biografie wird, kann eine Reprise des Vater-Themas nicht ausbleiben. Roper aber ist weit entfernt davon, die alte Erik H. Erikson-These über den jungen Luther als Träger eines Vater-Komplexes wieder aufzuwärmen. Vielmehr schildert sie präzise die Welt des Vaters, die Erfahrungen, die der Sohn in dieser Welt machte, die daraus hervorgehenden Geschlechterbeziehungen, die Erwartungen des Vaters an den Sohn, die Kontexte aller dieser Bezüge in der Welt der Städte und ihrer Werthorizonte. So gewendet, gewinnt die Vater-Sohn-Beziehung eine Bedeutung, ohne dass das Renegatentum gegen einen zornigen Gott und einen autoritären Papst als psychische Deformation erscheinen muss (S. 71). Weil Lyndal Roper bei Heiko A. Oberman studiert hat, gilt auch der Mutter Luthers viel Aufmerksamkeit; ohne sie wäre Luthers Bildungsweg völlig anders verlaufen. Dieser Ansatz prägt auch die Interpretation der Klosterzeit Luthers als »höhere Stufe des frommen Selbsthasses [...], der ihn Gott so nahe wie möglich bringen würde« (S. 81). Hier hätte es sich gelohnt, die Einsichten in den Charakter des Erfurter Klosters als Ort der Frömmigkeitstheologie, geprägt einerseits

von Johannes Paltz und andererseits von Johann von Staupitz, ernster zu nehmen, als Roper das tut. Eingebettet in die Vater-Sohn-Dramaturgie gehen diese wichtigen Einsichten der jüngeren Luther-Forschung verloren, bleibt das Kloster ein Ort der Plackerei und des Rückzugs in eine feminisierte Religion, obwohl Roper weiß, dass »der ältere Luther nicht unbedingt der beste Interpret seines jüngeren Ichs« war (S. 81; vgl. 82f.). Hier steht, statt sich den gesicherten Analysen der theologisch-asketischen Literaturen und Praktiken des späten 15. und frühen 16. Jahrhunderts anzuvertrauen, stattdessen zu häufig ein »könnte« und ein »es sieht so aus«.

Große Aufmerksamkeit widmet Roper der »leidgeprüften Beziehung« zwischen Luther und Karlstadt. In deren Analyse wird von vornherein Luthers Verhältnis zur kur-sächsischen Machtzentrale, zu Müntzer und zu den Schweizern mitgedacht. Und es wird, plastischer als je, herausgearbeitet, wie Luther in diesen Krisen zwischen dem Ende seiner Wartburg-Zeit und den *Invocavit*-Predigten aus den Anfechtungserfahrungen heraus einen Führungsanspruch abzuleiten begann, den er zeitlebens nicht mehr ablegen, ja den er bis zur Selbst-Verabsolutierung steigern sollte (S. 302). Es war dieser Kampf, den Karlstadt mitsamt seiner Theologie verlor. Was Luther zeitgleich verlor, war der Kontakt zur Mentalität der stadtreformatorischen Bewegungen (S. 306, 309f.). In alledem liegen die Wurzeln sowohl des Abendmahlsstreits als auch der verheerenden Konfrontationen im Bauernkrieg. Es ist ein selbst- und machtbezogener Luther, der für seine eigene Person und Theologie außergewöhnliche Wahrheitsansprüche zu formulieren beginnt (S. 323, 403f. und öfter).

Schließlich nimmt diese Biografie auch deshalb eine Sonderstellung ein, weil sie – als Luther-Biografie – die Fixierung des Jubiläums, ja des Nachdenkens über die Reformation überhaupt, auf Luther und die sächsische Provinz um Wittenberg löst, indem sie ihn in Beziehung bringt mit jenen Reformatoren, die einen eigenen alternativen Weg entwickelten, zentrale Überlieferungen des Christentums theologisch zu deuten, rituell zu inszenieren und in Kirchenordnungen zu verräumlichen. Wie in keiner der jüngeren Luther-Biografien bislang betont Roper, dass sich die Felder der Auseinandersetzung schon nach 1525, spätestens aber nach 1530 markant verschoben. Mit dem »Papismus« glaubte man, spätestens durch die CA theologisch fertig geworden zu sein. Schwerer wog nun, dass nach dem Scheitern des Marburger Religionsgesprächs von 1529 die innerprotestantischen Auseinandersetzungen als zunehmend unüberbrückbar erschienen, ja starke Teile der reformatorischen Bewegung aus dem Konsens und der Anerkennung der CA ausgeschlossen wurden bzw. sich selbst ausschlossen. Die innerreformatorischen Kontroversen konzentrierten sich nicht mehr auf das Thema Rechtfertigung; hier herrschte zwischen Wittenberg, Oberdeutschland und den Schweizern weitgehende Übereinstimmung. Schicksalsbestimmend wurde vielmehr die Abendmahlsfrage. Hier wie oft zeigt sich, wie viel Roper von Theologie versteht. Allerdings wird die theologische Debatte der frühen Reformationszeit und dann auch der Auseinandersetzungen um die Deutung der Eucharistie so in die Geschichte der Beziehungen und Befindlichkeiten hineingeschachtelt, dass man das Buch mit deutlich mehr Gewinn liest, wenn man schon viel weiß. Als erste Studienlektüre taugen die theologiegeschichtlichen Passagen kaum (vgl. z. B. S. 190–219).

Hier zeigt sich aber auch, dass Luther für den Zusammenhang von Abendmahls-theologie und städtischer Identität, der im Süden Deutschlands und in der Schweiz vorherrschte, wenig Verständnis aufbrachte. Der politische Autoritarismus der Grafschaft Mansfeld und des Kurfürstentums Sachsen stattete ihn nur mangelhaft aus, um zu verstehen, warum man in Süddeutschland und in der Schweiz kommunale Politiktheorien, Abendmahlslehren und Zuchtordnungen so eng miteinander verflocht (vgl. S. 114 u. ö.). Luther sollte nicht mehr aufhören, die »Sakramentierer« anzugreifen und seine

Auffassung vom Abendmahl mit starken Symbolhandlungen provokativ zu überdehnen (S. 454f.).

Der Luther der Ehe und der Sexualität, der Familie, der Tischreden und der Körperlichkeit nimmt bei Lyndal Roper ebenfalls breiten Raum ein. Luther war ein Mensch der Psycho-Somatik, im ganz ursprünglichen Sinne des Begriffs. Es war nicht nur sein Geist, sondern auch seine körperliche Gesundheit, die sich seit dem Beginn der innerreformerischen Zerwürfnisse und durch die politischen Zuspitzungen um den Augsburger Reichstag 1530 ständig herausgefordert sah: durch die als Schwärmer oder Papisten denunzierten Gegner, durch den Teufel und zunehmend auch durch die Juden. Luther suchte in alledem die Rolle des Märtyrers, gerade weil er alle asketischen Martyriums-konzepte, die seine frühe Existenz geprägt hatten, als mit seiner Theologie unvereinbar verworfen hatte und seinen Lebensstil entsprechend einrichtete (S. 428).

Roper zeigt, wie 2006 schon Leppin, wie Luther die Kontrolle über die reformatorische Bewegung zunehmend entglitt, er aber sein Leben lang um diese Führungsrolle rang. Der alternde Luther, dem Roper mehr Aufmerksamkeit widmet als frühere Biografen, ist alles andere als rundum sympathisch. Hier verstärkten sich ihrer Ansicht nach Züge, die beim jungen Luther bereits angelegt waren und zunächst seinen Erfolg garantiert hatten: Missionsgeist, Selbstbezogenheit, Überheblichkeit, Schonungslosigkeit, hemmungslose verbale Aggressivität (vgl. S. 143): »Seine Kreativität wurde in vielem von Wut und Hass befördert« (S. 438). Der alte Luther ist auch der, der die Juden in »irrsinnigen Phantasien« (503) ebenso gallig befeuert wie den Papst und sie alle als Instrumente des Satans verdächtigt; seinen Tiraden gilt ein eigenes, »von seinem unerbittlichen Hass« (S. 491) zeugendes Kapitel. »Noch in seinen letzten Atemzügen wog Luther Liebe gegen Ärger ab.« (S. 511)

Fazit: Es ist keine Frage, dass Lyndal Roper Luther bewundert. Sie würdigt den Ausnahmemenschen: den intellektuellen Theologen, die autoritative Leitfigur einer machtvoll wachsenden religiösen Reformbewegung, den unwiderstehlichen Publizisten, den das Leben in vollen Zügen ergreifenden Kraftmeier, den Seelentröster in hunderten von Gesprächen und Briefen. Aber sie würdigt ihn in einer nichts aussparenden Hellsichtigkeit; sie übergeht die Kosten und die Leiden nicht, die dieser Mensch Luther sich selbst und anderen zumutete; sie zeigt die theologische und politische Sturheit, die aus abgrundtiefem Misstrauen resultierte; sie markiert auch die Opfer an seinem sprichwörtlich rücksichtslosen Weg deutlich; sie übergeht nicht das schlussendliche Provinzlerertum dieses auf die kursächsische Residenzstadt Wittenberg und deren unmittelbare Umgebung geradezu festgenagelten Reformators (vgl. z. B. S. 439–441, 466–483). Es »konnte wohl nur jemand, der völlig unfähig war, den Standpunkt eines anderen einzunehmen, den Mut aufbringen, das Papsttum anzugreifen und wie ein Pferd mit Scheuklappen nicht nach rechts oder links zu sehen, sondern schonungslos und ungeachtet aller Konsequenzen vorzupreschen.« (S. 536) Monumentalisierung klingt anders, und noch mit den letzten Absätzen ihrer Bilanz wehrt sich Lyndal Roper gegen das Preisen Luthers und der Reformation als vermeintlichem Vorboden der Moderne. Das klingt sehr anders, aber auch sehr viel ehrlicher als »eine wissenschaftliche Basis für die gedenkpolitische Gestaltung des Reformationsjubiläums 2017« (s. o.). Ein faszinierendes, ergreifend zu lesendes Buch, das nicht nur, aber gerade auch dem- und derjenigen zu empfehlen ist, die mit großem Vorwissen die erste Seite aufschlagen.

Unverständlich ist, warum man für die Übersetzung der lateinischen Zitate Luthers ins Deutsche eine Luther-Ausgabe des 18. Jahrhunderts (Walch) benutzt: wissenschaftlich wesentlich ungenauer als moderne Studienausgaben, erratisch zudem. Und manche Bildinterpretationen dürften wohl noch Diskussionen auslösen (S. 88 Nr. 9, S. 135 Nr. 21).

*Andreas Holzem*

ARMIN KOHNLE, UWE SCHIRMER (HRSG.): Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen. Politik, Kultur und Reformation (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte, Bd. 40). Leipzig: Sächsische Akademie der Wissenschaften 2015. 455 S. m. Abb. ISBN 978-3-515-11282-6. Geb. € 76,00.

Dieser Publikationsband einer großen Tagung des Jahres 2013 gehört in die lange Reihe von Veröffentlichungen, die in Bezug auf das Reformationsjubiläum 2017 entstanden sind und noch entstehen. Die Reformation mit ihrem bekannten Verlauf ist ohne die Persönlichkeit dieses Landesfürsten (und der Potentiale seines Landes – so muss man ergänzen) nicht denkbar. Insofern ist die Beschäftigung mit seiner Person, Politik und Kultur bei jeder eingehenderen Betrachtung der Reformation notwendig. Entsprechend hat Friedrich der Weise auch durchaus Beachtung gefunden, allerdings erst in neuerer Zeit mit eigenen großen Biographien: von Ingetraut Ludolph (1984 u. 1997) und Bernd Stephan (Diss. masch. 1979, Druck 2014), noch 2015 kamen hinzu die Bücher des Amerikaners Sam Wellman und von Armin Kohnle; für 2014 wäre noch ein weiterer Tagungsband sächsischer Provenienz zu erwähnen, hrsg. von Dirk Syndram. Selbst vor dem Hintergrund des nicht selten noch überzeichneten großen Reformators Martin Luther konnte das eigene Profil des Kurfürsten Friedrich nicht wegretuschiert werden – als ein unaufgegriffener, Maß haltender, nach Frieden und Gerechtigkeit strebender Politiker, als persönlich gebildeter, kluger, Bildung und Kunst fördernder Zeitgenosse der Epoche des Humanismus, als Mensch dem Alten verbunden und für Neues aufgeschlossen, nicht zuletzt auch »auf der Suche nach dem gnädigen Gott« (B. Stephan, S. 435).

In drei große, der Sache angemessene Bereiche gliedert nun dieses neue Buch die Fülle der 22 versammelten Einzelbeiträge, die teils umfassende, teils sehr spezielle Themen behandeln: »Persönlichkeit und Politik«, »Kultur und Humanismus« sowie einen kleineren »Frömmigkeit und Reformation«. Dabei wird gleich deutlich, dass mehr oder weniger eine ganze Epoche im Brennpunkt eines ihrer großen Protagonisten betrachtet, eine Verengung auf den Aspekt der Reformation vermieden wird. Gleichwohl sprechen die Herausgeber in aller Bescheidenheit davon, dass »dessen Wirksamkeit hier selbstverständlich nur punktuell in den Blick genommen werden kann« (S. 9).

Im Bereich »Persönlichkeit und Politik« wird neben vielfältigen familiären bzw. dynastischen Aspekten (Iris Ritschel, Christian Winter, Enno Bünz, Michael Scholz) die Reichspolitik dieses zentral wichtigen Kurfürsten kompetent abgehandelt (Armin Kohnle, Heiner Lück), dazu speziellere Themen wie Georg Spalatin (Björn Schmalz), die Reichsstadt Nürnberg (Sina Westphal) und der Deutsche Orden (Stephan Flemmig). Unter »Kultur und Humanismus« findet sich ein breitgefächertes Strauß, in dem Friedrichs so ungeheuer wirkungsmächtiger Universitätsgründung Wittenberg besondere Bedeutung zukommt (Manfred Rudersdorf), weiterhin mit dem zentralen Problemkreis Hof bzw. Residenz (Thomas Lang, Uwe Schirmer, Jürgen Herzog) sowie Themen der bildenden Kunst (Frank Schmidt, Andreas Tacke), der Musik (Matthias Herrmann), des Buchdrucks (Thomas Fuchs) und der Fürstenmemoria (Hans-Peter Hasse). Vier Beiträge betreffen den für das Reformationsjubiläum besonders einschlägigen Komplex »Frömmigkeit und Reformation«: zum berühmten Traum vom 30./31. Oktober 1517 (Martina Schattkowsky) und zum Verhältnis des Fürsten zu Luther (Bernd Stephan). Die bekannte ernestinische Reliquiensammlung (Jürgen von Ahn) belegt dabei die Stellung auf der Wegscheide zwischen alter und neuer Frömmigkeit, während der Beitrag über Fürsten und frühe Reformation (Eike Wolgast) schon wieder stärker allgemeinpolitisch orientiert ist, gleichwohl die immer noch schwer zu verortende persönliche Stellung des Kurfürsten zur Lutherbewegung kurz anspricht (S. 409). Es ist an sich müßig, hier nun Desiderate zu

artikulieren – zumal angesichts des Konzepts einer bewussten Zurückhaltung auf Seiten der Herausgeber. Für das Schnittfeld Kirche/Politik wäre etwa die Frage der kurialen Beziehungen oder der praktischen Ausbreitung der frühen Reformation im gut organisierten und verwalteten sächsischen Herrschaftsbereich besonders interessant gewesen. Auf jeden Fall aber besitzt dieser stattliche Sammelband großen wissenschaftlichen Wert und wird hoffentlich die Forschungen zu Friedrich dem Weisen weiter beflügeln. Ein Register der Personen- und Ortsnamen erleichtert den Zugriff auf seine vielfältigen Inhalte.

*Dieter Stievermann*

VOLKER REINHARDT: Luther, der Ketzler. Rom und die Reformation. München: C. H. Beck 2016. 352 S. m. Abb. ISBN 978-3-406-68828-7. Geb. € 24,95.

Es lohnt einen Blick auf den Untertitel. Wer nur den provokanten Titel liest, könnte dieses Buch unter der Annahme zur Hand nehmen, der Schweizer Historiker habe den vielen Luther-Biographien eine weitere hinzugefügt. Zwar verleiht Luthers Vita dem Buch seinen Rahmen: Es beginnt mit der Geburt Martin Luthers, in römischen Augen als »Sohn eines Mienenknechts und einer Badstubenbedienung« (S. 17) aus dem Rotlichtmilieu, und endet mit seinem Tod, der den Erzketzler in den Augen seiner Gegner endlich dahinbrachte, wo er schon lange schmoren sollte, nämlich in die Hölle. Zwar gibt Luthers Wirken dem Buch seine Gliederung – Luther, der Mönch, der Kritiker, der Barbar, der Vergessene, der Ketzler heißen die einzelnen Kapitel. Trotzdem schreibt Reinhardt keine Biographie Luthers, sondern versucht nachzuholen, was seiner Meinung nach in der Erzählung der *causa Lutheri* bisher zu kurz kam: Er nimmt die kulturellen Prägungsmuster, Wahrnehmungen und Deutungskonzepte der römischen Seite in den Blick. Ziel ist eine »gleichberechtigte Simultanerzählung« (S. 16) der Reformationsjahrzehnte aus römischer und aus Wittenberger Perspektive. Dazu bedient sich der Autor vatikanischer Quellen, die bekannt und bis auf die »Akten der deutschen Reichsreligionsgespräche im 16. Jahrhundert« (2000–2007) auch seit Jahrzehnten publiziert sind. Reinhardts Verdienst besteht darin, aus diesen Quellen eine Gesamtnarration zu produzieren, die die Deutungsmuster der Kurie und der Päpste einfängt. Für die Verlagswerbung kann ein Autor oft nichts; die Ankündigung der »Geheimakte Luther« mit dem Zusatz »Vatikanische Quellen decken auf, was in der Reformation wirklich geschah« leiten aber doch auf die falsche Fährte, dass hier völlig neues Aktenmaterial zugänglich gemacht werde.

Ein »*clash of cultures*« (S. 325), so die These am Ende, hat die Kirchenspaltung und die Reformation verursacht. Die Einheit der lateinischen Kirche zerbrach 1517 am Führungsanspruch des Papsttums und seinem antideutschen Gebaren, an National- und Ehrkonflikten. Wie sehen nun diese Kulturen aus, die in dem Zeitraum von 1517 bis 1546 aufeinanderprallten? Reinhardt verwahrt das Rom der Renaissance gegen den Pauschalvorwurf, insgesamt ein Ort der Ausschweifung, des Nepotismus und der Käuflichkeit gewesen zu sein. Was er dann aber erzählt, geht oft genau in diese Richtung: Die Päpste Leo X. (1513–1521) und Clemens VII. (1523–1534) folgten vor allem einer Logik – den Familieninteressen der Medici und ihrer Vorrangstellung in Florenz. Paul III. (1549–1549) entstammte zwar dem Farnese-Clan, aber auch er konzipierte sein Pontifikat von Familieninteressen her. Einzig Hadrian VI. (1522–1523) wollte die Kurie zu einer Askesegemeinschaft machen, scheiterte in diesem Reformanliegen aber radikal. Zu der dominant politischen Auffassung des Papstamtes gesellten sich die Charakterfehler der einzelnen Päpste – Clemens VII. etwa wird als chronisch unentschlossen, geizig und irrational beschrieben. Die Deutschen wähten in Rom seit Generationen einen Hort der Sittenlosigkeit, des Verfalls

und der Reformunfähigkeit. Luther setzte genau an diesem Narrativ an und baute es am Ende zu seinem Antichrist-Motiv aus: In Rom herrsche mit dem Papsttum eine endzeitliche, dämonische Macht. Was zunächst für das Papsttum im Gesamten galt, baute Luther schließlich auch für einzelne Päpste aus. In einer seiner letzten Schriften, »Wider das Papsttum zu Rom, vom Teufel gestiftet«, geriet Luther in seiner Verbalattacke gegen Paul III. an die Grenzen des Sagbaren und rief offen zum Mord auf.

Für die Römer war Luther bald nach Einleitung des Häretikerprozesses der Prototyp des verstockten Ketzers, der in arroganter Überheblichkeit seine Exegese über eine 1500-jährige kirchliche Tradition der Bibelauslegung stellte. Für den Augustinermönch aber war gerade das päpstliche Bibelauslegungsmonopol ein theologisches Kernproblem. Die Päpste verkannten seine Wirkmacht bis zuletzt und gaben sich lieber einer »bizarreren Verdrängung und grotesken Schönfärbung« (S. 216) der reformatorischen Entwicklungen hin. Die theologischen Anfragen Luthers interessierten die Päpste ohnehin nicht, sondern – je nachdem, wer es gerade war – höchstens ihre Nuntien und Legaten, die im päpstlichen Auftrag im Barbarenland unterwegs waren. Deren Briefen, insbesondere den Briefen Girolamo Aleandros, schenkt Reinhardt in seinem Buch besonderes Gehör. Gerade wo ein doppelter Überlieferungsstrang existiert, in der Beschreibung des Wormser Reichstags 1521, des Augsburger Reichstags 1530 und der Begegnung von Nuntius Vergerio mit Luther 1535, erzählt der Autor beide Sichtweisen hintereinander, die lutherische und die römische Perspektive der Ereignisse. Die Legaten gaben bisweilen auch weiter, welche zentralen Ärgernisse sich in Deutschland aufgestaut hatten und was schnell einer Änderung bedurfte, um die Reformation vielleicht doch noch aufzuhalten: ein reales Ungleichgewicht im Geben und Nehmen zwischen der Kurie und Deutschland (vor allem in der Verteilung einträglicher Pfründen) und der deutsche Ärger darüber, dass die Italiener die Deutschen seit Jahrzehnten als Barbaren verachteten. Diese gegenseitigen Deutungs- und Wahrnehmungskonzepte stellt der Autor ausführlich, gegen Ende hin fast redundant, dar. Die Redundanz mag man dem Buch aber nicht zum Vorwurf machen; vielmehr wird deutlich, dass in all den Jahren des Austausches zwischen Deutschland und Rom überhaupt keine Verständigung, kein Verständnis für die andere Seite zustande kam.

Wenn man die Arbeit forschungsgeschichtlich einordnen möchte, kommt man auf eine Deutung, die der evangelisch-nationalen Interpretation des 19. Jahrhunderts ähnelt: Auf der einen Seite der mutige Strategie Luther, der jederzeit wusste, was er tat, und »den unvermeidlichen Trennungsprozess« (S. 89) bewusst provozierte und voranbrachte, auf der anderen Seite eine Reihe von Päpsten, die ihre eigenen Familienangelegenheiten allen politischen und religiösen Belangen unterordneten und deren Vorurteile über die »tumben Barbaren« ohnehin jedes Verständnis der lutherischen Sache unmöglich machten.

Reinhardt hat für seine Machiavelli-Biographie 2013 den Golo-Mann-Preis für Geschichtsschreibung erhalten. Dass er schreiben kann, zeigt er auch in diesem Buch. Flott führt er seine Leser durch das Rom der Renaissance und die Stätten der Reformationsgeschichte, flott stellt er die römischen Lebenskonzepte und Wahrnehmungsmuster den deutschen gegenüber. Dabei kommt das Buch ohne einen einzigen Verweis auf die Sekundärliteratur aus. Reinhardt arbeitet mit den Quellen; wo nötig, übersetzt er sie. Diese Arbeitsweise evoziert den Eindruck, dass Reinhardt sich nicht in die Forschungsdebatte oder gar in die aktuellen Deutungskonflikte um die Reformation einmischen, sondern seinen Leser/-innen, auch den nicht-wissenschaftlichen, eine andere Erzählung der Reformation bieten will.

*Daniela Blum*

HEINZ SCHEIBLE: Melanchthon. Vermittler der Reformation. München: C. H. Beck 2016. 445 S. m. Abb. ISBN 978-3-406-68673-3. Geb. € 28,00.

Wer sich umfassend, detailgenau und quellenbasiert über das Leben und Wirken Philipp Melanchthons informieren will, greift seit 1997 unweigerlich zu der von Heinz Scheible verfassten Biographie. Für das Reformationsjubiläum ist diese Ausgabe vom wegberreitenden Melanchthonforscher und vielfach ausgewiesenen Melanchthonkenner überarbeitet und aktualisiert worden, wobei mit dieser Neuauflage der Reformator durch einen neuen Untertitel als »Vermittler der Reformation« charakterisiert wird.

In der Struktur ist die Biographie gleich geblieben, wobei ein Blick in das Inhaltsverzeichnis zeigt, dass vor allem der nunmehr über 100 Seiten umfassende Anhang um zahlreiches Material erweitert worden ist. Besonders erfreuen dabei zwei Neuerungen: Der Anhang wird nun mit einer Zeittafel eröffnet, die jedoch vielmehr bietet als eine kleine biographische Tabelle; er präsentiert auf 20 Seiten Melanchthons Aufenthaltsorte auf den Tag genau und kombiniert diesen Lebenslauf mit wichtigen zeitgeschichtlichen Ereignissen. Ebenfalls im Anhang findet sich nun ein Abschnitt »Nachweise«. Wenn die Biographie, die für ein allgemeines Leserpublikum verfasst ist, auch weiterhin ohne Fußnoten arbeitet, werden nun erfreulicherweise zu den jeweiligen inhaltlichen Abschnitten die Quellenbelege geliefert und Literatur angeführt, wobei auf jegliche forschungsgeschichtliche Diskussion bewusst verzichtet wird (vgl. S. 355).

Der Wortlaut des Buches ist hingegen weitestgehend gleich geblieben, wobei sich immer wieder sprachliche Glättungen bzw. kleinere Umformulierungen finden und nur wenige Absätze ergänzt wurden (so z. B. S. 24 oder S. 316f.). Aufgelockert wird das gesamte Buch nun auch durch zahlreiches Bildmaterial wie Stadtansichten von allen für Melanchthon relevanten Orten in zumeist zeitgenössischen Darstellungen, Portraits des Reformators bzw. von vielen Weggenossen, aber auch einige Titelseiten wichtiger Bücher bzw. Handschriften. Dieses sorgfältig ausgewählte Bildmaterial wird durchgängig mit z. T. sehr ausführlichen Erläuterungen dargeboten wie z. B. bei Melanchthons eingeschränkter Unterschrift unter die Schmalkaldischen Artikel (S. 146f.).

Der Vf. stellt mit dieser Neuauflage eine auf vielfältige Weise ausgeschmückte Biografie des bis heute oftmals unterschätzten bzw. falsch eingeschätzten Reformators bereit. Dabei arbeitet er weitestgehend chronologisch, unterbricht den Lauf der Dinge aber immer wieder mit eher systematisch ausgerichteten Kapiteln (z. B. »Philosoph«) – eine komplementär zu lesende Theologie Melanchthons bleibt hingegen, wie der Vf. selbst feststellt, eine noch zu meisternde Forschungsaufgabe (S. 323). In allen Kapiteln verbindet der Vf. sprachlich elegant und kunstfertig zahllose Hintergrundinformationen zu einer eingängig lesbaren Geschichte, in der manchem Leser – wie der Vf. selbst anmerkt – zu viele Gesichter und Namen auftauchen mögen, die aber der weiten Lebenswelt und der großen europäischen Vernetzung des Reformators geschuldet sind: Melanchthons »Briefwechsel dokumentiert die Bekanntschaft mit mehr als siebentausend Personen« (S. 323). Aus der Quellenkenntnis dieses umfangreichen Materials schöpft diese Biographie ebenso wie sie durch fundierte Kenntnis des weit gefächerten Schriftenkorpus Melanchthons besticht. Wer sich beim Lesen nicht alles auf einmal merken kann, dem erschließt sich in dieser Ausgabe die Fülle der Informationen leicht durch den biographischen Index sowie durch ein mit thematischen Schlagwörtern ergänztes Ortsregister.

Wer die Reformationsgeschichte einmal durch die Augen Melanchthons sehen und verstehen will, wird mit dieser Biographie in ein Leben eingeführt, welches sich ganz »der Förderung der menschlichen Gemeinschaft« (S. 311) verschrieben hat. Mit welchem unermüdlichen Einsatz für wissenschaftliche Lehre und allgemeine Bildung, aber auch



für die kirchliche Einheit und europaweite Religionspolitik Melanchthons betrieben hat, weiß der Vf. genauso eindrücklich darzustellen, wie er auch einfühlsam Grenzen und schwer Verständliches beim Namen nennen kann. Wer Melanchthons Leben sowie seine wissenschaftliche und kirchenpolitische Wirksamkeit kennenlernen will, der wird auch in Zukunft zu dieser hervorragenden Lebensbeschreibung des Vermittlers der Reformation greifen.

*Nicole Kuropka*

PETER OPITZ: Ulrich Zwingli. Prophet, Ketzler, Pionier des Protestantismus. Zürich: TVZ 2015. 119 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-290-17828-4. Kart. € 19,90.

Der Anfang des Protestantismus wird – nicht zuletzt im Reformationsjahr 2017 – weitgehend über und mit Luther identifiziert. Dass neben Luther viele Männer und wenige Frauen eine theologische Reform der einen Kirche Jesu Christi vorangetrieben haben, muss vor allem in Deutschland immer wieder neu gezeigt werden. In der deutschsprachigen Schweiz ist das sicher anders. Dort spielt der 1484 geborene Zwingli eine weit größere Rolle – nur weiß man auch dort in der Regel nicht viel von ihm. Aber mit der kleinen Einführung von Peter Opitz kann sich dies – in Deutschland und in der Schweiz – ändern.

Denn dem Zürcher Reformationshistoriker gelingt es, ein leicht verständliches und zugleich anspruchsvolles Portrait Zwinglis zu zeichnen; das Büchlein ist darüber hinaus durch seine Illustrationen und den schönen Satz gut lesbar; ich habe es gerne in die Hand genommen.

In insgesamt drei Kapiteln stellt Opitz die wesentlichen Akzente Zwinglis dar. Äußerst gelungen sind hier die jeweiligen Überschriften.

»Die Wiederentdeckung des ›Angesichts Christi‹ zeigt knapp Zwinglis eigenen, weitgehend unabhängig von Luther gefundenen reformatorischen Anfang auf. Zutreffend zeigt Opitz, dass die Bibelorientierung bei Zwingli weniger humanistische Renaissance war, sondern darauf zielte, das ›Angesicht Christi, das in Wahrheit das reine Angesicht des gütigen gnädigen Gottes ist, [...] wieder sichtbar‹ (S. 22) werden zu lassen. Opitz liefert aber keine ausführliche Interpretation Zwinglis, sondern entwickelt diese theologischen Erkenntnisse eher beiläufig – und dadurch elegant. Opitz kann überall aus seiner immensen Zwinglikenntnis schöpfen – und durchgehend gelingt es ihm, den spannenden Lebenslauf mit einer gelungenen theologischen Interpretation zu verknüpfen.

»Reformation der Kirche im Zeichen des Evangeliums von der Versöhnung« ist der Entwicklung der Reformation in Zürich gewidmet. Schön geht Opitz den einzelnen Stationen nach (Disputationen, Täufer), in denen deutlich wird, wie sehr sich das kirchliche und soziale Leben in Zürich veränderte: Die Entfernung der Bilder, die Klosterschließungen und die Almosenordnung zeigen auf, wie sehr sich Zwingli darum bemühte, die Gestaltung der »Gemeindereformation« zu steuern (vgl. S. 55). Dass das nicht ohne Rumoren abging, wird gut deutlich, ebenso aber auch, wie sehr Zwingli versöhnungstheologisch argumentierte: Ausgangspunkt ist Gottes Versöhnungsgeschehen in Jesus Christus – diesem versucht die Gemeinde (in diesem Fall: Zürich) entsprechend zu leben. Worum ging es Zwingli? Um die »Durchdringung und Prägung der gesamten Gesellschaft durch das in der Bibel zu findende göttliche Wort.« (S. 68) Das erforderte neue Strukturen, weshalb die Reformation Zwinglis nicht nur als theologische Lehre, sondern als Erneuerung von Kirche und Gesellschaft zu begreifen ist.

»Wenn Gott die Türangel bewegt, wird auch der Türbalken erschüttert« beschreibt die Wirkungen Zwinglis über Zürich hinaus. Hier zeichnet Opitz die Euphorie der frü-

hen 20er-Jahre und die spätere heftige und gewaltsame Ernüchterung bis hin zu den Kappeler Kriegen und Zwinglis Tod 1531 nach. Deutlich macht Opitz, wie sehr der reformatorische »Umbau« (S. 95) in Konflikt mit überkommenen Machtstrukturen kam – und wie sehr auch Zwingli in Fragen des militärischen Handelns »ein Eidgenosse des 16. Jahrhunderts« (S. 105) blieb – Opitz ist aber auch überzeugt: »Zwinglis Überzeugung von der Kraft und Freiheit des göttlichen Geistes hätte sich im Rahmen eines anderen Geschichtsbildes wohl anders auswirken können ...« (S. 104)

Das letzte sehr knappe Kapitel zeigt Wirkungen und Perspektiven auf.

Insgesamt ist die vorliegende Einführung wohl das Beste, was gegenwärtig zur Einführung in Zwinglis Leben und Theologie zu lesen ist. Klar und instruktiv, gut lesbar und theologisch immer wieder in die Tiefe gehend verarbeitet Opitz alle neueren Forschungen zu Zwingli, ohne dass dies jeweils gesagt werden müsste. Ein Buch, das viele Leser und Leserinnen verdient hat.

*Georg Plasger*

REBECCA A. GISELBRECHT, SABINE SCHEUTER (HRSG.): »Hör nicht auf zu singen«. Zeuginnen der Schweizer Reformation. Zürich: TVZ 2016. 268 S. m. Abb. ISBN 978-3-290-17850-5. Kart. € 35,90.

Im Kontext des Reformationsjubiläums 2017 fanden Frauenthemen – vom Katharina-von-Bora-Film einmal abgesehen – bislang nur wenig Beachtung. Der auf einer Tagung im Jahre 2014 basierende Sammelband wendet den Blick erstmals auf Frauengestalten, die im Kontext der Reformation in der Schweiz von besonderer Bedeutung, aber auch aus deutscher, insbesondere süddeutscher Perspektive interessant sind. Acht Autorinnen – Karla Apperloo-Boersma, Christine Christ-von Wedel, Isabelle Graesslé, Rebecca A. Giselbrecht, Elsie [Anne] McKee, Kirsi Stjerna, Urte Bejick, Susan C. Karant-Nunn – stellen insgesamt 22 Frauen der Reformationszeit, überwiegend Anhängerinnen der Reformation vor. Abschließend wirft Helmut Puff einen Blick auf spezifisch die Männer betreffende Aspekte der Reformationsgeschichte.

Die neun Aufsätze haben einen höchst unterschiedlichen Charakter sowohl hinsichtlich des Stils als auch des Inhalts. Nicht alle haben einen fachwissenschaftlichen Charakter, nicht alle bereichern die Forschung. Verdienstvoll ist, dass neben allseits bekannten Gestalten wie Katharina Zell, Marie Dentièrre, Wibrandis Rosenblatt, Katharina von Zimmern, Argula von Grumbach, Katharina von Bora, Anna Reinhart, Jeanne de Jussie auch auf wenig oder bislang gar nicht bekannte wie Adelheid Lehmann, Anna Adlischwyler, Margaret Hottinger, Idelette de Bure, Ursula Jost, Margaretha Prüss, Barbara Rebstock, Anna Rüst, Regula Zwingli, Barbara von Roll, Margarete Blarer, Elisabeth Silbereisen, Anna Alexandria von Rappoltstein, Justina von Lupfen aufmerksam gemacht wird. Bei vielen Frauen stehen die Autorinnen allerdings vor dem Problem, dass es nur wenige Quellen, vor allem nur wenige oder gar keine Quellen aus der Hand der Frauen selbst gibt.

Interpretatorisch wirkt manches reichlich überzogen. In geradezu inflationärer Weise wird den Frauen das Prädikat »Theologin« (z. B. für Marie Dentièrre, S. 76, 134) und »Reformatorin« (z. B. für Anna Alexandria von Rappoltstein, S. 98; für Margarete Blarer, S. 149, 157) verliehen, doch nicht jeder, der sich zu religiösen Fragen äußert, ist damit auch schon Theologe und nicht jeder, der sich für die Reformation engagiert, ist damit auch schon Reformator. Dies ist bei Männern so und sollte auch für Frauen gelten. Einzig und allein Katharina Zell kann meines Erachtens zu Recht als »Laientheologin« (S. 107)

bezeichnet werde. Auch von »Feministinnen« (für Marie Dentièrre, S. 134) würde ich im Rahmen des 16. Jahrhunderts nicht sprechen. Interpretatorisch sehr gedehnt ist auch das schöne Zitat, das den Titel der Veröffentlichung schmückt: »Hör nicht auf zu singen«. Es wird als Wort von Matthäus Zell ausgegeben, gerichtet vor seinem Tod an seine Frau Katharina, überliefert von seiner Frau, überliefert allerdings in folgendem, nur schwer verständlichem Wortlaut: »wan du nun nit singest/ wie es einem jeden gefalt/ so wurt eß anders werden«. Es gehört schon viel Interpretationsgabe dazu, daraus »Hör nicht auf zu singen« zu machen und dies auch noch in Anführungszeichen zu setzen, aber ganz falsch ist es sicher nicht.

Interessant und eine neue Perspektive auf den Humanisten-Papst eröffnend ist Christ-von Wedels Aufsatz »Erasmus als Promoter [sic!] neuer Frauenrollen«; gemeint ist wohl »Promotor«. Interessant – auch methodisch, weil nicht mit Ego-Dokumenten gearbeitet werden kann – ist auch Bejicks tiefe Einblicke gebender Bericht über Margarete Blarer, den die Autorin allerdings schon mehrfach andernorts in vergleichbarer Weise präsentiert hat. Und interessant ist auch Puffs kleiner Einblick in maskuline Homoerotik des 16. Jahrhunderts.

Der an sich sorgfältig gestaltete und auch mit zahlreichen ansprechenden Abbildungen geschmückte Band offenbart gravierende Mängel im Literaturverzeichnis. Nicht nur fehlen für das Frauenthema wichtige Titel wie Halbach, Matheson, Kobelt-Groch, Kommer (und bei Baintons Pionierarbeit wäre die deutsche Ausgabe zu nennen gewesen), nicht nur wird Melanchthon falsch, ohne H geschrieben (S. 254), sondern konsequent wird bei unselbstständigen bibliografischen Einheiten auf die Angabe der Seitenzahlen verzichtet. Ferner erscheint »Wikipedia« als Autor (S. 262) und »Aquin« als Nachname von Thomas von Aquin. Hier war offenbar leider ein Dilettant am Werk.

Das Buch enthält ein Bild- und Autorenverzeichnis, auf ein Personenregister wurde leider verzichtet.

*Martin H. Jung*

ANNE BEZZEL: Caritas Pirckheimer. Äbtissin und Humanistin (Kleine bayerische Biographien). Regensburg: Pustet 2016. 128 S. m. zahlr. Abb. ISBN 978-3-7917-2751-6. Kart. € 12,95.

Die Pocket-Buchreihe der »kleinen bayerischen biographien« wendet sich dezidiert an allgemein interessierte, aber nicht speziell vorgebildete Leser. Ihnen wollen Fachleute in verständlicher Sprache wissenschaftlich fundierte Lektüre im Umfang von etwa 100 Seiten für »Zwischendurch« bieten. Im vorliegenden, Caritas Pirckheimer (1467–1532) gewidmeten Band gelingt dies der evangelischen Kirchenhistorikerin Anne Bezzel, die 2015 bereits mit einem historischen Roman über die Nürnberger Klarissin (»Jenseits der Mauern die Freiheit«, 2015) hervorgetreten ist, vorzüglich. Die Autorin schreibt flüssig und ausgesprochen gut; selbst komplexe Zusammenhänge vermag sie klar und verständlich auszudrücken. Gelegentlich wäre allerdings eine zumindest teilweise Übersetzung oder Paraphrasierung der frühneuhochdeutschen Quellenzitate sinnvoll gewesen.

Die Konzeption der Buchreihe setzt auf kurze Kapitel (hier sind es neun), die ihrerseits nochmals unterteilt und durch hilfreiche Informationskästen aufgelockert werden. So werden hier Hintergrundinformationen beispielsweise über die Nürnberger Patrizier oder den Humanismus in der Reichsstadt sowie insbesondere Kurzbiographien wichtiger Persönlichkeiten im geistigen Umkreis der Protagonistin kompetent vermittelt (Klara von Assisi, Albrecht Dürer, Erasmus von Rotterdam, Philipp Melanchthon u. a. m.). Zur

didaktisch durchdachten Ausstattung gehören außerdem Schwarz-Weiß-Abbildungen, eine Zeit- und Stammtafel sowie ein Verzeichnis ausgewählter Quellen und Literatur. Auf einen Anmerkungsapparat wird verzichtet.

Caritas Pirckheimer ist als außergewöhnlich gebildete Humanistin bekannt, anerkannt von den bedeutendsten Humanisten ihrer Zeit; zugleich aber war sie eine unbeugsame Streiterin für ihre klösterliche Lebensentscheidung, für ihren Konvent und für ihren katholischen Glauben, als sie, 1503 zur Äbtissin des renommierten Konvents gewählt, mit der reformatorischen Klosterpolitik des Nürnberger Rates konfrontiert wurde. Ihrem Einsatz und der Vermittlung Melanchthons war es zu verdanken, dass St. Klara »nur« zum Aussterbekloster wurde, das erst nach dem Tod der letzten Nonne 1596 aufgehoben wurde. Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, wenn ihre Geschichte in die jeweiligen konfessionellen Narrative eingefügt wurde und ihre Darstellung bis ins 20. Jahrhundert hinein zwischen unbelehrbarer Reformationsverweigerin und heldenmütiger Heiliger schwankte. Die Geschichte ihrer Vereinnahmung ist dabei keineswegs ans Ende gekommen: Im 500. Gedenkjahr der Reformation steht sie im Zeichen der »freundlichen Übernahme«, wenn das »Weißburger Tagblatt« am 31.1.2017 Caritas kurzerhand zur »Reformatorin in Nürnberg« erklärte, die »mehr Selbstbestimmung der in evangelischen Klöstern lebenden Nonnen [!] forderte«.

Anne Bezzels Auseinandersetzung mit Caritas Pirckheimer ist demgegenüber aufgrund ihrer konfessionellen Sensibilität und vor allem wegen ihres besonders ausgeprägten Alteritätsbewusstseins zu würdigen. Selbst das der Äbtissin 1503 von den männlichen Franziskaneroberen auferlegte Verbot, lateinisch zu korrespondieren, versucht die Autorin aus der Zeit und aus geistlichen Motiven heraus plausibel zu machen. Dabei ist es eine nicht immer leichte Gratwanderung, die Distanz zur »Heldin« des eigenen Buches zu wahren. So mögen der verbindliche Ton, den Caritas in ihrer Auseinandersetzung mit dem Rat der Stadt anschlägt, und die reformatorischen Codes (biblisches Wort, Christus allein, Gnade statt Werke usw.), derer sie sich bedient, weniger einem friedfertigen Naturell bzw. einer konfessionsverbindenden humanistischen Theologie geschuldet, sondern angesichts der Bedrohungslage Teil ihrer rhetorischen Verteidigungsstrategie gewesen sein.

Worüber sich im Gegensatz dazu aber nicht streiten lässt: Ungeachtet ihrer Kürze ist Anne Bezzels Caritas-Biographie eine der besten Einführungen, die es derzeit über die Nürnbergerin zu lesen gibt, und sie vermittelt darüber hinaus auch eine lesenswerte altgläubige, weibliche Perspektive auf die Zeit der Reformation – nicht nur in Nürnberg.

*Dietmar Schiersner*

MICHAEL WELKER, MICHAEL BEINTKER, ALBERT DE LANGE (HRSG.): *Europa reformata. Reformationsstädte Europas und ihre Reformatoren*. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2016. 503 S. mit zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-374-04119-0. Kart. € 29,90.

Eine Dokumentation von reformatorischen Städteprofilen und Reiseführer in eins, das sind die Ansprüche des Sammelbandes *Europa reformata. Reformationsstädte Europas und ihre Reformatoren*. Die erste Zielsetzung ist durchaus erreicht, die zweite nur bedingt.

Was die Städteprofile angeht, so ist die europaweite Orientierung des Bandes sehr zu begrüßen. Der Bogen reicht von Spanien über Zentraleuropa bis Estland und Finnland, von Schottland und England bis nach Rumänien. Bretten (Philipp Melanchthon) und Wittenberg (Martin Luther) sind bekannt, aber wie viele Leser kennen Renée de France und Olympia Morata aus Ferrara und Dr. Egidio aus Sevilla? Wegen der internationalen

Konzeption verwundert es nicht, dass der Band auch ins Englische und sogar ins Koreanische übersetzt wurde.

Da das Buch auf eine Initiative der Gemeinschaft der Evangelischen Kirchen Europas (GEKE) zurückgeht, lässt es sich verstehen, dass es sich auf die »protestantische« Reformation konzentriert. Dennoch wird das Phänomen der Reformation hier sehr weit gefasst: nicht nur die lutherische und reformierte, sondern auch die radikale Reformation der Spiritualisten (Mühlhausen in Thüringen: Thomas Müntzer; Orlamünde: Andreas Karlstadt) und Täufer (Münster: Bernhard Rothmann, Jan Matthys und Jan van Leiden; Witmarsum: Menno Simons) wie auch der Humanismus (Basel: Erasmus von Rotterdam) und »vorreformatorische« Bewegungen wie die Waldenser (Lyon), Lollarden (Oxford) und Hussiten (Prag) werden behandelt. Die Herausgeber möchten »der Polyzentrik und der Vielschichtigkeit der tatsächlichen Entwicklung« gerecht werden, so Michael Beintker im Vorwort (S. 9).

Die einzelnen Artikel skizzieren für die jeweiligen Städte maßgebliche Entwicklungen und Protagonisten (auch: Protagonistinnen, wie die erwähnte Renée de France oder Katharina Zell aus Straßburg) der Reformation, dies auf etwa zehn Seiten. Dies verleiht dem Band ein hohes Maß an Einheitlichkeit. Die Beiträge sind von Experten verfasst worden. Für eine weiterführende Lektüre haben sie die wichtigste Forschungsliteratur aufgezeichnet. Die Einleitung des Buches hat den Mehrwert, dass es anhand von Einzelaspekten einen Querschnitt der Städteprofile vermittelt. Hier werden Voraussetzungen (Buchdruck und Bildung) sowie religiös-theologische, kulturelle (Bildung), mediale (Predigt, Disputationen) politische (die Rolle der politischen Akteure), lebenspraktische (Katechismen, Kirchenordnungen) und internationale Dimensionen der Reformation sachgerecht skizziert. Fotos und Illustrationen (u. a. Ausschnitte aus zeitgenössischen Städteplänen) verstärken den positiven Gesamteindruck des Buches.

Was die touristische Zielsetzung betrifft, so wird in einigen – leider nicht in allen – Artikeln (Kronstadt/Braşov, Memmingen, Neuenburg/Neuchâtel, Sevilla, Venedig) den Spuren der Reformation im heutigen Stadtbild nachgegangen. Am Ende aller Artikel finden sich die Websites der Touristenämter und der evangelischen Kirchen. Praktisch ist die im Vorder- und Rückendeckel abgedruckte Karte, wo Stationen und Protagonisten abgebildet sind. Um als Reiseführer dienen zu können, hätte man den Reisenden aber noch weitere Hilfsmittel an die Hand geben sollen. Möglichkeiten wären u. a. das Zusammenstellen von thematischen Routen entlang einiger Städte (z. B. zum Bauernkrieg, zur Reformation in den Hansestädten), Kurzangaben zu den Längen der Strecken zwischen den Städten, Listen der wichtigsten Stationen in den Städten gewesen. Ein Musterbeispiel dafür sind die Luther-Routen, welche die Deutsche Zentrale für Tourismus in einer Broschüre (*Luther 2017. 500 Jahre Reformation*), wie auch auf ihrer Website (<http://www.germany.travel/de/specials/luther/luther-routen/luther-routen.html>) zusammengestellt hat.

*Jan van de Kamp*

MARIANO DELGADO: Das Spanische Jahrhundert (1492–1659). Politik – Religion – Wirtschaft – Kultur (Geschichte kompakt). Darmstadt: WBG 2016. VII, 148 S. ISBN 978-3-534-23953-5. Kart. € 17,95.

Eine Überblicksdarstellung zu schreiben, die Studierende, Lehrende und historisch Interessierte gleichermaßen anspricht, ein bisschen klingt das nach der Quadratur des Kreises. Diesem Anspruch will die Reihe »Geschichte kompakt« der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft gerecht werden und dieser Herausforderung stellt sich der Au-

tor Mariano Delgado, und das mit Erfolg, wie sich zeigt. Delgado, ein Experte u. a. für die Missionsgeschichte und Professor für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Universität Fribourg in der Schweiz, orientiert sich dabei an den Kontroversen, die in dem von ihm bearbeiteten Zeitraum besonders virulent waren.

Die Überblicksdarstellung bezieht sich auf die spanische Geschichte in der Frühen Neuzeit – genauer auf das »Spanische Jahrhundert« – das Delgado im Gegensatz zu Eberhard Straub mit den Grenzdaten 1492 beginnen und 1659 enden lässt. Straubs »spanischem Jahrhundert« liegen stattdessen als Zäsuren der Spanisch-Amerikanische Krieg und damit Spaniens Ende als Kolonialreich 1898 und der Tod Francos 1975 zugrunde (Eberhard STRAUB, *Das spanische Jahrhundert*, München 2004). Zudem setzt sich Delgado bewusst gegen den für seinen Betrachtungszeitraum gern verwendeten Begriff *Siglo de Oro*, das goldene Zeitalter, ab, den er eher auf die Kunst- und Kulturblüte der Zeit gemünzt sieht. 1492 vereint gleich drei für die spanische Geschichte zentrale Ereignisse und zwar, wenn man von der Veröffentlichung der ersten spanischen Grammatik durch Antonio Nebrija einmal absieht, die Entdeckung der Neuen Welt durch Kolumbus, die Vertreibung der Juden und die Eroberung Granadas im Zuge der Reconquista. Für 1659 spricht der Abschluss des Pyrenäenfriedens zwischen Frankreich und Spanien. So nutzt Delgado zwei Daten, die über die spanische Geschichte hinausweisen und internationale Bedeutung erlangten. Dieses Einbetten in ein größeres Ganzes und damit zudem die Berücksichtigung Spaniens als ein Weltreich tritt immer wieder in den einzelnen Kapiteln zutage, sei es bei der Frage nach der Stellung der Indios (Kap. V), bei der Analyse der von der Kirche als subversiv empfundenen Bibelübersetzungen (Kap. VIII) oder bei der Darstellung der spanischen Missionierungsbestrebungen (Kap. XI), um nur einige Beispiele zu nennen. An dieser Stelle lässt sich bereits ein weiteres Merkmal der Überblicksdarstellung ausmachen.

So zeichnet sich das Buch durch einen klaren religionshistorischen Schwerpunkt aus. Dabei werden diverse Themen wie die dynastische Politik oder die Neue Welt in den Blick genommen, aber eben durch die religionsgeschichtlich gefärbte Brille betrachtet. Da sich generell die Geschichte der Frühen Neuzeit und speziell die Geschichte Spaniens in der Frühen Neuzeit nicht ohne ein Verständnis der religiösen Entwicklungen und Kontroversen ergründen lässt, ist dieser Ansatz durchaus von Vorteil und macht meines Erachtens den Erfolg dieser Überblicksdarstellung aus. Nur die letzten beiden Kapitel – Kapitel XIII über die Finanzpolitik seit den Katholischen Königen bis Philipp II. und Kapitel XIV über die künstlerischen Errungenschaften des *Siglo de Oro* – fallen hier etwas aus dem Rahmen. Man kann sich beim Lesen dieser beiden Kapitel des Eindrucks eines Schnelldurchlaufs nicht erwehren, der zwar gespickt ist von Fakten, bei dem die sonst so gelungenen Analysen aber zu kurz kommen, wie im Fall des gerade einmal eine Seite umfassenden Überblicks zur erzählenden Literatur in Kapitel XIV (S. 128).

Delgados Strategie, sich im restlichen Buch den Themenschwerpunkten über die Frage nach den ihnen zugrunde liegenden religiösen Entwicklungen und Kontroversen anzunähern, bietet ihm die Möglichkeit, auch tiefergehende Analysen vorzulegen, die sich wiederum für andere Konstellationen fruchtbar machen lassen. So führt Delgado beispielsweise in die religionstheologischen Voraussetzungen der Missionierungsbestrebungen in Spanisch-Amerika ein, deren theoretische Grundlagen sich zum Teil auf andere koloniale Missionierungsprojekte übertragen lassen (S. 91–93). Auch die Beschreibung der zentralen geistigen Strömungen des 16. Jahrhunderts liefert eine gelungene Übersicht (S. 28–33). Zudem zeigt Delgado parallel verlaufende Entwicklungen auf, beispielsweise zwischen der Verfolgung der *Conversos* und der Kryptoprottestanten um die Mitte des 16. Jahrhunderts (S. 47). Er verweist auf über Europa hinausgehende Zusammenhänge, z. B. im Fall der Moriskenvertreibungen (S. 23), womit er seinen anvisierten Leserkreisen eine entsprechende Kontextua-

lisierung der spanischen Begebenheiten ermöglicht. Selbst aktuelle Forschungsdebatten, die in Überblicksdarstellungen leider oft ausgeblendet werden, bleiben bei Delgado nicht unerwähnt, wie im Fall der Statuten der Blutreinheit (*limpieza de sangre*), deren Wirkweise – als »(religiös begründetes) sozial-juristisches Diskriminierungsprinzip« oder als »Rassismus in der Vormoderne« – bis heute kontrovers diskutiert wird (S. 43).

Insgesamt fällt allerdings auf, dass Frauen in dieser Überblicksdarstellung eher unterrepräsentiert sind. Zwar werden Teresa von Ávila, ihr Werk und ihr Wirken, vor allem auch ihre Möglichkeiten und die ihr gesetzten Grenzen, untersucht (S. 81–85). Zudem wird aufgezeigt, dass als wesentliches Argument gegen die Übertragung der Bibel in die Volkssprache angeführt wurde, dass damit dem gemeinen Volk, aber vor allem den Frauen die Lektüre ermöglicht würde, was Theologen wie Melchor Cano als zu gefährlich einstufte (S. 32). Andere zentrale Themen, z. B. die Rolle, die man den Conversas in der Verbreitung des Kryptojudaismus zuschrieb, oder für die Thematik naheliegende, weibliche Persönlichkeiten werden hingegen nicht analysiert. So hätte es sich – um nur einen Vorschlag zu nennen – bei der Vorstellung der Bibel von Ferrara (S. 69f.) angeboten, auf die Mäzenin dieses Werkes, die Sephardin Gracia Mendes Nasi (Beatrice de Luna Miques), hinzuweisen.

Auf der formalen Ebene zeigt sich, dass oftmals Begrifflichkeiten wie »wiederversöhnt« oder »Erasmianer« erst ohne weitere Erklärung eingebracht und später ausführlich dargestellt und definiert werden (z. B. »wiederversöhnt« genannt auf S. 29, erklärt auf S. 56). An dieser Stelle hätten sich Querverweise zur Orientierung angeboten, gerade für das Zielpublikum der Studierenden und der historisch Interessierten. Sehr gelungen für die Orientierung sind hingegen die immer wieder eingeschobenen Periodisierungen und Darstellungen zentraler Persönlichkeiten, z. B. eine Liste der Generalinquisitoren und ihrer Amtszeiten (S. 55).

Sprachlich ist die teils saloppe Art für die Leserschaft sehr erfrischend und unterhaltsam, so z. B. der leicht ironische Hinweis auf den einen oder anderen Missionar, »dem der Kulturschock beim Kontakt mit manchen indianischen Stämmen nicht gut bekam«, sodass diese »keine Gelegenheit [versäumen], die abscheuliche ›Barbarei‹ der Indianer zu beschreiben, um die spanische Eroberung zu rechtfertigen« (S. 99). Manchmal fehlt bei diesen Formulierungen jedoch die Distanzierung des Autors zu damaligen Wahrnehmungen, beispielsweise wenn davon die Rede ist, dass »die Entstehung eines Kryptojudaismus zu befürchten war« (S. 58). Wegweisend scheint mir, dass Delgado bei der indirekten Wiedergabe von Zitaten darauf achtet, zentrale Begriffe in der Originalsprache in Klammern beizufügen.

Delgados Buch über das »Spanische Jahrhundert« wird mit Sicherheit die Erwartungen der anvisierten Leserkreise größtenteils erfüllen und so manche gar übertreffen. Insgesamt lässt sich für diese Überblicksdarstellung – trotz kleinerer Unstimmigkeiten – festhalten, dass die zunächst von mir stark bezweifelte Möglichkeit der Quadratur des Kreises sehr gut geglückt ist.

*Julia Gebke*

PETER WALTER, GÜNTHER WASSILOWSKY (HRSG.): Das Konzil von Trient und die katholische Konfessionskultur (1563–2013) (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Bd. 163). Münster: Aschendorff 2016. X, 569 S. m. Abb. 978-3-402-11587-9. Geb. € 69,00.

Seit geraumer Zeit findet das Konzil von Trient in den historischen Wissenschaften neue Beachtung. Galt lange Zeit das epochale Werk von Hubert Jedin als »klassische« Ereig-

nisgeschichte des Konzils (5 Bde., Freiburg u. a. 1950–1975), haben sich im Zuge der Frühneuzeitforschung und ihren Debatten um Strategien von Konfessionalisierung und Modernisierung neue Zugänge zu dieser bedeutenden Kirchenversammlung und ihrer Wirkungsgeschichte erschlossen. Längst sind in umfangreichen Spezialstudien die zum Teil lang andauernden Reflexe der vom Tridentinum ausgehenden Bemühungen um eine Erneuerung der katholischen Glaubensverkündigung und -praxis untersucht worden. Dabei fanden gerade die vielschichtigen Auswirkungen dieser disziplinär-pastoralen Prozesse auf Gesellschaft, Kultur und Bildung breite Aufmerksamkeit.

Der hier aus dem Freiburger Symposium zum 450. Jahrestag des Abschlusses des Konzils von Trient (4. Dezember 1563) hervorgegangene Sammelband bietet ein Kaleidoskop der internationalen, inzwischen interdisziplinär vernetzten Tridentinumsforschung und lenkt den Blick auf die Impulse, die das Tridentinum in die sich ausprägende katholische Konfessionskultur vermittelte. Die insgesamt 23 Beiträge gliedern sich in vier Sektionen: »Trient als Erinnerungsort« fragt nach den (Um-)Deutungskategorien des Konzils im Katholizismus und im Protestantismus (Joachim Schmiedl, Hubert Wolf, Andreea Badea, Herman J. Selderhuis); »Trient als theologisches Ereignis« weist auf die Rezeption der mittelalterlichen Theologien in den verschiedenen (Ordens-)Schulen hin, wie sie sich in den theologischen Disputen des Konzils niedergeschlagen haben (Ulrich G. Leinsle, Matthijs Lamberigts, Volker Leppin, Nicolo Steiner). Unter »Trient und die römische Kurie« werden die Wahrnehmung des Tridentinums durch die römischen Dikasterien beleuchtet und ihre Auswirkungen auf Index und Inquisition, Nuntiaturwesen und Bischofsbild diskutiert (Claus Arnold, Christian Wiesner, Alexander Koller, Rainald Becker). Die vierte Sektion ist mit »Trientrezeptionen« überschrieben und untersucht verschiedene Felder religiöser Kultur und kirchlich-politischen Lebens, so z. B. Liturgie, Bilderverständnis, Jurisdiktionskonflikte oder die Wirkungen in Aufklärung und Josephinismus (Benedikt Kranemann, Philipp Zitzlsperger, Klaus Unterburger, Julia Zunckel, Maria Teresa Fattori, Anton Schindling, Dennis Schmidt).

Den Sektionsbeiträgen voraus gehen die konzise Einführung von Günther Wassilowsky, die Predigt des damaligen Freiburger Erzbischofs Dr. Robert Zollitsch und die Deutung des Tridentinums im Blick auf Theologie und ökumenischen Dialog von Kurt Kardinal Koch, dem Präsidenten des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen. Ergänzend treten hinzu eine Disputation zwischen Peter Hersche und Wolfgang Reinhard über die Frage: »Wie modern ist der Barockkatholizismus? oder: Wie barock ist der moderne Katholizismus?« (mit Fragen rund um den Epochenbegriff »Barock«, die kirchengeschichtlichen »Wellenbewegungen« der Frühneuzeit, die Durchsetzung der Reform und die Entwicklungen von Papalismus und Zentralisierung) und der abschließende Beitrag von Peter Walter, der die Jubiläen des Konzils von Trient vom 19. Jahrhundert (erstmalig 1845 begangen) bis 2013 untersucht.

Es liegt nahe, dass hier eine ausführliche Besprechung der einzelnen Beiträge nicht erfolgen kann. Deshalb seien aus subjektiver Sicht des Rezensenten nur einige wenige Aufsätze exemplarisch hervorgehoben. Bereits die Einführung von Günther Wassilowsky (Das Konzil von Trient und die katholische Konfessionskultur [S. 1–29]) macht auf die Vielschichtigkeit des Konzils (»päpstliche Haussynode und bischöfliches Kirchenparlament« [S. 10]) und seiner Rezeptionsgeschichte aufmerksam. Er verweist darauf, dass die Konzilsbeschlüsse oft sehr eigenständig sowie zeitlich und regional höchst unterschiedlich aufgenommen wurden, vielfach bestimmt und geformt von den zeitgenössischen Dynamisierungsprozessen und der barockzeitlichen Repräsentationskultur. Hubert Wolf (Trient und »tridentinisch« im Katholizismus des 19. Jahrhunderts [S. 67–82]) untersucht das »Trient-Bild« im 19. Jahrhundert und stellt fest, dass was seither als »tridenti-



nisch« gilt, »hat historisch gesehen wenig bis gar nichts mit dem Konzil zu tun, sondern stellt eine Instrumentalisierung des Tridentinums dar« (S. 79). Er spricht deshalb für die Zeit von 1814 bis 1959 von einem »19. Jahrhundert der erfolgreichen Trient-Imagination« (S. 82). Nicolo Steiner (Jesuitentheologen in Trient. Ihr Beitrag zur *extrema unctio* [S. 185–204]) macht am Beispiel der Debatte um die »Letzte Ölung« deutlich, wie sich allmählich eine jesuitische »Theologenwerkstatt« (S. 186) etablierte, die auf der Basis von Schrift, Kirchenvätern und Scholastik Konturen einer Jesuitentheologie entwickelte. Dass Trient dem Amt und der Figur des Bischofs hohe Bedeutung zumaß, exemplifiziert Rainald Becker (Posttridentinische Bischofsernennungen [S. 275–300]), wenn er die Bischofskreation nach Trient analysiert. Verschiedene Impulse wirkten hier zusammen: die konkordatären Regelungen, der bürokratisch normierte Informativprozess und die »Theologisierung« der Bischofsbildung vor allem durch die Jesuiten. Dies alles führte zu einer nachhaltigen Implementierung eines tridentinisch verstandenen Bischofsideals. Die Liturgiegeschichtsforschung hat seit geraumer Zeit die Vorstellung einer »tridentinischen Einheitsliturgie« nachdrücklich korrigiert. Benedikt Kranemann (Liturgiereform nach Trient. Dynamiken eines Erneuerungsprozesses [S. 303–333]) zeigt, wie differenziert die nachtridentinischen Entwicklungen zur Reform der Liturgie betrachtet werden müssen. Denn hier sind nicht nur die unterschiedlichen ortskirchlichen Prozesse in Europa und den Missionsgebieten in Asien und Lateinamerika mittels Synoden, Visitationen und Liturgiebüchern zu berücksichtigen. Auch die sich wandelnden kulturellen Kontexte, das inszenierte Handlungsgeschehen der Liturgie wie die Rezeption beim Klerus und den Gläubigen auf der Ebene der pfarrlichen Gottesdienstpraxis sind hier einzubeziehen, so dass Kranemann zu Recht resümiert: »Die Liturgie bleibt nach Trient viel stärker in Bewegung, als man lange Zeit eingeräumt hat« (S. 330).

Die hier knapp angedeuteten Beiträge lassen bereits erkennen, dass insgesamt ein äußerst anregender Sammelband entstanden ist, der zahlreiche Anstöße zur weiteren Erforschung des Tridentinums und seiner Wirkungsgeschichte bietet und speziell für die interdisziplinäre Arbeit fruchtbare Ansätze liefert.

Jürgen Bärsch

DANIELA BLUM: Multikonfessionalität im Alltag. Speyer zwischen politischem Frieden und Bekenntnisernst (1555–1618) (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Bd. 162). Münster: Aschendorff 2015. X, 411 S. ISBN 978-3-402-44586-2. Geb. € 56,00.

In der freien Reichsstadt Speyer kam die Reformation eher schwerfällig in Gang: Sympathien für die reformatorischen Bewegungen gab es im Rat, teils im Klerus und vor allem im Milieu der Bürger zwar seit den 1520er-Jahren, doch erst 1540 erfolgte die formelle Anstellung eines lutherischen Prädikanten und damit ein »entscheidender Schritt« in die Reformation (S. 1). Nach 1555 war fast die gesamte Bevölkerung lutherisch, allerdings gab es weiterhin zwar sehr kleine, zugleich aber auch sehr einflussreiche katholische und calvinistische Minderheiten, die im katholischen Domkapitel bzw. beim reformierten pfälzischen Kurfürsten ihren Rückhalt hatten.

Die damit gegebene »multikonfessionelle« Situation bildet die Ausgangslage für Daniela Blums Untersuchung, die 2014 an der Katholisch-Theologischen Fakultät Tübingen eingereicht und inzwischen mit mehreren Preisen ausgezeichnet wurde. In der Tat handelt es sich um eine gut geschriebene, detailreiche, gründliche mikrohistorische Studie, die durch ihre »lokative Herangehensweise« (S. 367) genaue Einblicke in das konfessionelle Mit- und Gegeneinander im 16. Jahrhundert erlaubt.

Methodisch ist die Arbeit von drei Voraussetzungen geprägt: erstens von der kritischen Auseinandersetzung mit dem traditionellen Konfessionalisierungsparadigma, zweitens – entsprechend der Einbindung des Dissertationsprojekts in das gleichnamige Tübinger Graduiertenkolleg – von der Frage nach »religiösem Wissen«, verstanden als enge Verzahnung von (theoretischen) konfessionellen Bekenntnissen und konfessionellen rituellen Praktiken, und drittens schließlich vom immer noch aktuellen »*spatial turn*« der Geschichts- und Kulturwissenschaften. Die Frage nach den lokalen »Räumen« innerhalb des städtischen Raumes Speyer gibt denn auch die Gliederung der Arbeit vor. Die an die instruktive Einleitung (Kap. 1) anschließenden thematischen Kapitel bieten Fallstudien zu einzelnen Kirchen bzw. religiösen Institutionen Speyers: die dem reformierten Kurfürsten unterstehende Kirche St. Ägidien als calvinistische Enklave (Kap. 2), die im katholisch-lutherischen Kontext sich positionierende Dominikanerkirche (Kap. 3), der die (»überkonfessionelle«?) städtische Identität repräsentierende Dom (Kap. 4), das durch einen »neuen« Katholizismus weithin »Hass« (S. 330) auf sich ziehende Jesuitenkolleg (Kap. 5) und die wiederum zwischen Lutheranern und Katholiken lavierende Kirche St. Georg (Kap. 6). Der Schlussteil führt die gewonnenen Erkenntnisse zusammen, hebt besonders die »plurale Koexistenz und Konkurrenz von Gruppen und Institutionen« (S. 367) sowie die »Verschränkung von normativem Bekenntnis und sozialer Praxis« (S. 368) hervor und kommt zu dem ernüchternden Schluss, dass die »gegenseitige extreme Ablehnung der Konfessionen« im 16. Jahrhundert durchweg bestehen blieb und trotz aller »alltagstauglichen Pragmatik« keine langfristige Lösung der Konflikte möglich war. Diese »konfessionelle Unbedingtheit« habe so »neben und in Verflechtung mit vielen anderen Faktoren in den Krieg« geführt (S. 374).

Daniela Blums Studie bewegt sich methodisch und inhaltlich auf hohem Niveau. Umso irritierender ist, dass Ansätze der historisch-theologischen Geschlechterforschung, die insbesondere bei einer Fokussierung auf den »Alltag« einer Stadt mehr als naheliegend gewesen wären, vollständig außen vor bleiben. Die androzentrische Perspektive wird an keiner Stelle relativiert; sämtliche »Räume« in Speyer scheinen männlich besetzt gewesen zu sein. Lediglich im Zusammenhang mit dem Jesuitenkolleg kommen einzelne Frauen am Rande – als Adressaten der Seelsorge – vor (S. 321); das Dominikanerinnenkloster wird nur in einer Fußnote erwähnt (S. 95). Gab es keine weiblichen Konvente oder Kommunitäten in Speyer? Engagierten sich keine Frauen in den reformatorischen Bewegungen? Dies wäre – im Vergleich zum »Alltag« in anderen Städten – ein eigenartiger Befund.

Anne Conrad

THOMAS POSCH: Johannes Kepler. Die Entdeckung der Weltharmonie. Darmstadt: Theiss 2017. 264 S. m. Abb. ISBN 978-3-8062-3452-7. Geb. € 24,95.

Wieder gibt es ein neues Buch über Johannes Kepler, diesmal verfasst vom Wiener Physiker Thomas Posch. »Die Entdeckung der Weltharmonie«, so der Untertitel, war jedoch keine Erkenntnis des deutschen Gelehrten, sondern schon der Pythagoreer und wird gelegentlich bemüht, allein 2017 gleichzeitig von Dieter B. Hermann (»Die Harmonie des Universums«).

Ein bunter Einband mit dem Bild des Astronomen verspricht im Klappentext des »konkurrenzlos aktuellen« Buches »berührende Einblicke in sein Innerstes«. Dies lässt zunächst auf einen avisierten Leserkreis schließen, der sich eher auf unterhaltsame Weise mit Kepler beschäftigen will.

Nun handelt es sich aber keineswegs um einen eher historischen Roman mit Krieg und Hexerei, sondern um sehr gehaltvolle und akademische Lektüre. Autor und Verlag versuchten anscheinend den Spagat, ein inhaltsschweres Buch für ein möglichst breites Publikum herauszubringen. Gut daran getan hätte man deshalb, wenn alle (Schwarz-Weiß-)Bilder Qualität aufweisen würden, manches Mal sieht man nur Grautöne, etwa bei einer Aufnahme der Milchstraße oder einer Handschrift Keplers.

Gegliedert hat der Autor sein Werk nach den Hauptwohnsitzen Keplers in nur fünf Abschnitte, dazu kommen ein Vorwort und ein Anriss der Rezeptionsgeschichte. So erscheint das Buch romanartig, da der Lesefluss nicht durch Unterkapitel gestört wird. Inhaltlich verzichtet der Autor dabei aber auf keinen Aspekt aus Keplers Vita; seine Lebensbeschreibung wie seine wissenschaftliche Arbeit werden zugleich intensiv beleuchtet. Das bedeutet nun andererseits, dass der interessierte Leser klare Strukturen vermisst. Durch die beständige Vermischung von Biografie und Werk, wissenschaftlichem wie weltanschaulichem Ansatz und Meinung (des Astronomen selbst wie des Autors) fehlen am Ende Klarheit und Überblick. Wer etwas mehr über Keplers Haltung zur Astrologie wissen möchte, muss im Inhaltsverzeichnis unter dem Stichwort nachsehen und dann im Text auf 13 verschiedenen Seiten einzelne Sätze suchen. Als Werk, das man immer wieder aus dem Regal nimmt, um über eine Besonderheit oder ein spezielles Thema nachzulesen, wird es deshalb nicht dienen. Verdient hätte es mehr Belege, denn Posch schreibt durchaus dicht und mitunter auch apodiktisch. Man möchte das überprüfen können: etwa warum er Kepler als den Begründer der Optik sieht und Alhazen oder Roger Bacon völlig ignoriert. Ob und wie viele neue Zitate oder Erkenntnisse im Text vorkommen, wird kaum jemand eruieren können, denn hinreichend viel Literatur über den Protagonisten gibt es ja bereits. Dass einmal seine Brieftasche gestohlen wurde, war mir etwa neu, andere Zitate aber sind regelrechte Klassiker, wie das Tönen der Erde in den Tonsilben »Mi Fa Mi«, was Kepler als »Miseria et Fames« interpretiert.

Ein bisschen Ökumene muss im Lutherjahr wohl sein und erklärt vielleicht auch den Satz, in dem als Zahlenspiel Keplers Geburtsjahr 1571 mit dem Reformationsjahr 1517 in Beziehung gesetzt wird. Welche wichtigen neuen Informationen zum Astronomen uns der Autor damit gibt, hat sich mir danach nicht erschließen können. Eine Reminiszenz an das Erscheinungsjahr seines eigenen Buches? Denn die Zeit von Luthers Thesen und damit der Keim für die Religionskriege, in deren Wirren Kepler leben musste, wäre wohl allzu bekannt. Ob Kepler ein »ökumenischer« Christ war, wie es im Buch mitunter und verstreut anklingt? Diese Bewegung der Moderne einer ganz anderen Zeit überzustülpen, sähe ich als problematisch an, doch lässt Posch sich nicht wirklich zu starken Aussagen verleiten. Es erkannten auch andere, wie der Kartograph Philipp Apian, die Trennung der römischen Kirche vom Luthertum und danach die Aufspaltung der reformatorischen Kirchen voneinander nicht an. Sie hielten an der Einheit der Kirche fest. Die Spaltung war für sie ein Politikum, über das sich die Theologen selbst stritten. Wenn sich nun schon die Gelehrten uneinig waren, wie nun eigentlich die Bibel zu verstehen sei und welche dogmatischen Schlüsse man daraus ziehen konnte, würde man sich doch nicht aufgrund politischer Willkür verleiten lassen, seinen Glauben anzupassen. Bei explizitem Interesse daran kann Keplers theologische Haltung andernorts (etwa bei Jürgen Hübner, der sich intensiver mit diesem Thema befasst hat) nachgelesen werden. Dass der Astronom durch seine Erkenntnisse über die vernünftige Ordnung des Weltalls dessen Urheber Gott loben wollte, ist als früher Fall von Physikotheologie (ein Ausdruck, der im Buch allerdings fehlt) ebenfalls bekannt.

Einzelne zitierte Sätze bringen bei einem derart umfangreichen Œuvre wie dem Keplers wenig Beweis. Die Crux ist ja, dass man daraus nahezu alles konstruieren kann, man

wird für vielerlei Theorien einen entsprechenden Satz finden. Gerade deshalb bedarf es der genau belegten Einzeluntersuchung jeder spezifischen Idee, jeden Aspekts. Diese Abhandlungen existieren bereits zahlreich und sind auch in Zukunft wichtig und notwendig. »*All in one*« informierende Bücher über Kepler haben kein so rasches Verfallsdatum, dass alle paar Jahre ein neues herausgebracht werden müsste. Man ist bisher gut bedient mit den Klassikern von Max Caspar, den auch der Autor mehrmals zitiert (auch Kepler nach Caspar), Volker Bialas oder etwa Fritz Krafft. Zur Einführung für den interessierten Laien gibt es das rororo-Büchlein von Mechthild Lemcke.

Posch hat sich nun der großen Herausforderung gestellt, erwünschten Verkaufszahlen wie dem eigenen hohen Anspruch gerecht zu werden, ein nahezu ungegliedertes Buch mit einem sachlichen Inhalt zu schreiben und eine wahrscheinlich hunderte Regalmeter fassende Rezeptionsgeschichte Keplers in den vernünftigen Rahmen von 240 Seiten zu konzentrieren.

*Doris Becher-Hedenus*

ALKUIN VOLKER SCHACHENMAYR: *Sterben, Tod und Gedenken in den österreichischen Prälatenklöstern der Frühen Neuzeit*. Heiligenkreuz: Be&Be 2016. 363 S. m. Abb. ISBN 978-3-903118-16-4. Geb. € 36,27.

In seiner Habilitationsschrift vertritt Schachenmayr die Annahme, die Beschäftigung mit dem Tod habe sich in dem von ihm behandelten Zeitabschnitt gewandelt. Als diesen definiert er die Frühe Neuzeit oder, noch genauer eingegrenzt, die Zeitspanne zwischen dem Konzil von Trient und den Josephinischen Dekreten, in welcher der Tod im sakralen klösterlichen Raum einen Sonderstatus errungen hatte. Schachenmayr begründet seine These mit der vermehrten Schaffung von Totenkapellen und Krypten, dem Entstehen neuartiger Aufzeichnungen wie Professbüchern und Gräberverzeichnissen, wie auch mit der Prägung des Ordenslebens nach der spirituellen Schule Ignatius von Loyolas. Sein Untersuchungsgebiet schränkt er nicht nur zeitlich, sondern auch geographisch in den Grenzen des heutigen Österreichs ein, wie auch personell, indem er die Tode der Präläten selbst vorgibt nicht zu bearbeiten, sondern nur jene der einfachen Mönche. An diese Vorgabe kann er sich jedoch des Öfteren nicht konsequent halten und weicht in seiner Darstellung immer wieder auch auf die Tode der Oberen aus. Methodisch analysiert Schachenmayr in einfacher, verständlicher Sprache den Tod im Prälätenkloster chronologisch mit Betrachtung, Erfahrung und Gedenken des Toten. So filtert er den Gegenbeweis zu der These, in der Frühen Neuzeit stehe der Tod des Anderen vor dem eigenen, heraus. Dies belegt Schachenmayr beginnend mit der Einkleidung des ins Kloster eintretenden Mönchs, welche einen Tod des weltlichen Lebens bedeutete. Im weißen Habit der Zisterziensernovizen sieht Schachenmayr ein symbolisches Leichenkleid, welches ab der Frühen Neuzeit mit einem Novizentestament beim Eintritt ins Kloster untermauert wurde. Ein von ihm erstellter Vergleich solcher Novizentestamente symbolisiert einen rhetorischen Tod wie auch die Bereitschaft, sich von allem Weltlichen zu trennen, selbst wenn der Schreiber des Testaments es letztlich doch nicht tun sollte, wie Schachenmayr gleichfalls nachweisen kann. Den Übergang zum tatsächlichen biologischen Tod erfährt der Konventuale *in infirmario*. Die damit beauftragten Berufsgruppen betten den in Agonie Liegenden vom Bett auf die Sterbematte um. Dabei geht Schachenmayr auch auf die Möglichkeit einer bereits existierenden »milden« Sterbehilfe wie auch den Nichtgebrauch von Särgen ein. Diese Feinheiten zeichnen seine Thesen aus, da er immer wieder aus der methodischen Chronologie ausschert und sich Randgebieten widmet. Anschließend an den

tatsächlichen Tod werden die Exequien innerhalb der Mönchsgemeinschaften detailliert beschrieben, jedoch ohne Vergleich zu den sepulkralen Gewohnheiten der Zivilbevölkerung. Auch bei den Bestattungsorten, ob Friedhof, stiftseigene Krypta oder Kirchhof, verbleibt Schachenmayr vage. Die politisch-religiösen Umbrüche der frühen Neuzeit nur am Rande erwähnend, zeigt er mit den Beschreibungen der Krypten von Heiligenkreuz, Dürnstein und Altenburg zwar Detailkenntnis, doch legt er diese Details dann gerne auf das Gesamtbild um. Diese Praxis der, man könnte unterstellen, »Verallgemeinerung«, findet man immer wieder in seinem Werk. So erklärt er beispielsweise nur anhand einer einzigen Quelle aus dem Schottenstift zu Wien die Agenden der Berufsgruppen rund um die Bestattungstraditionen (S. 240). Als persönliches Spezialgebiet erkor sich Schachenmayr die klösterliche Todesanzeige aus, welche er über mehrere Seiten analysiert. Doch fehlt es auch hier, wie im gesamten Werk, wieder an tiefergehender Betrachtung, sodass dem Leser der Eindruck entsteht, in den behandelten Details zu sehr der Willkür Schachenmayrs ausgesetzt zu sein. Der Band an sich ist sehr ansprechend gestaltet, doch ist der Text ohne Bildlegenden regellos bebildert, wodurch die Abbildungen ohne Zusammenhang erscheinen und tatsächlich nur eine Bebilderung, unabhängig vom Geschriebenen, sind.

*Oskar Tersř*

THOMAS LAU: Die Kaiserin. Maria Theresia. Wien – Köln – Weimar: Böhlau 2016. 440 S. m. farb. Bildteil. ISBN 978-3-205-79421-9. Geb. € 29,99.

In diesem Jahr jährt sich der Geburtstag Maria Theresias zum dreihundertsten Mal – zweifellos ein Anlass für die Publikation neuer biographischer Darstellungen. Im schlechtesten Fall sind derartige Jubiläumsbiographien kommerziell motivierte Zusammenfassungen von Vorgängerwerken, im besten Falle hingegen Neuinterpretationen, in denen aktuelle Forschung und ältere biographische Traditionen unter Einbeziehung der Quellen zu einem gut lesbaren Gesamtwerk verbunden sind. Es sei an dieser Stelle direkt gesagt, dass das Werk von Thomas Lau in die zweite Kategorie einzuordnen ist.

Seine Biographie ist in ihrer Struktur klassisch angelegt und zeichnet ausgehend von den Netzwerken und Rollenerwartungen, in die Maria Theresia hineingeboren wurde, ihr Leben chronologisch nach. Die Studie ist in zahlreiche, teilweise sehr kurze Kapitel und Unterkapitel gegliedert, die überwiegend nach bestimmten Rollen benannt sind, die Maria Theresia für sich beanspruchte oder die ihr in der Geschichtsschreibung zugeschrieben wurden. Dies sind beispielsweise »die Kriegerin«, »die Landesmutter« oder »die Reformerin«. Vorzug dieser Titel ist, dass sie auf den ersten Blick die Vielschichtigkeit der Wahrnehmungen und Deutungen zur Person Maria Theresia aufzeigen; ihr Nachteil hingegen ist, dass sie im Werk voneinander getrennt und jeweils nur einer bestimmten Lebensphase zugeordnet sind. Die Anschaulichkeit dieser Überschriften, farbliche Abbildungen, auf die auch im Text Bezug genommen wird, und insbesondere eine allgemein verständliche sprachliche Gestaltung machen dieses Werk auch für ein breiteres Publikum interessant.

Immer wieder stellt Lau inhaltliche Bezüge zur neueren historischen Forschung her. Er verzichtet dabei, wie in Überblickswerken üblich, auf die Nennung von Autoren und Werken im Text und stellt die notwendigen Verweise durch einen Anmerkungsapparat und ein bis 2014 reichendes Literaturverzeichnis her. Im Text zeigen sich die geschickt in die Erzählung eingewobenen Forschungsbezüge insbesondere in folgenden, von Lau in seinem chronologischen Durchgang mehrfach angesprochenen Themenfeldern: die Inszenierung von kollektiven und individuellen Emotionen; das Spiel mit Rollenerwartun-

gen und Konzepten von Männlichkeit und Weiblichkeit, bei dem Maria Theresias Ehemann eine besondere Bedeutung zukam; die bewusste Kreierung von Mythen um ihre Person; Aspekte der Körperlichkeit, wie die Formung, Inszenierung und Disziplinierung ihres Körpers und der Körper ihrer Familienmitglieder; oder die Geschichte politischer Kommunikation beispielsweise durch das Erlauben oder Verweigern von Nähe und persönlichem Zugang zur Herrscherin.

Unter diesen Themenfeldern nimmt die Mythenbildung einen herausragenden Platz ein, wie sich in Ausführungen Laus zu Bau- und Bildprogrammen der Herrscherin und der Beschreibung der aktiven Gestaltung ihrer eigenen Memoria verdeutlicht. Die wechselseitige Beeinflussung mit den Bildern, die andere Souveräne wie Friedrich II. von sich lancierten, werden im Laufe der Darstellung ebenso mehrfach deutlich, wie die Widersprüche zwischen der Selbstdarstellung Maria Theresias als friedliebende, geradezu bürgerlich lebende Landesmutter und dem Interesse der standesbewussten Monarchin an einem Revanchekrieg gegen Preußen.

Lau hebt mehrfach hervor, dass Maria Theresia von Beginn an ihre Inszenierung kontrollierte und zeichnet nach, wie sie die Regierung führte, dabei aber eine Netzwerkerin blieb, die sowohl mit von ihr protegierten Aufsteigern wie auch traditionellen Eliten zusammenarbeitete, um ihren Herrschaftsverband durch Steigerung der Einnahmen und der Truppenstärke zu sichern. Dabei setzt er sich immer wieder kritisch und an Quellen orientiert mit Anekdoten und Gerüchten über Maria Theresia und ihre Politik auseinander.

Der lobenswerte Fokus auf diese Einbindung der Monarchin in die politischen Netzwerke und ihre Beziehung zu Personen wie Haugwitz, van Swieten oder Kaunitz führt dazu, dass Maria Theresia nach Beginn der Mitregentschaft Josephs II. weniger deutlich im Mittelpunkt steht als zuvor. Dies verwundert nicht, musste sie doch in der Außenpolitik oft auf Initiativen ihres Sohnes reagieren, während beide zugleich offen Meinungsverschiedenheiten über die zukünftige Reform des Staates austrugen, wie Lau detailreich und quellennah schildert.

Lau beendet sein Werk mit dem letzten Atemzug der Monarchin und verzichtet sowohl auf einen Ausblick auf die Erinnerung an Maria Theresia und das Weiterwirken der von ihr kreierte Mythen nach ihrem Tod, wie auch generell auf ein Fazit. Dies ist angesichts der unter Beweis gestellten umfangreichen Kenntnisse des Autors bedauerlich. So wäre gerade im Hinblick auf die mehrfach in unterschiedlichen Zeitabschnitten aufscheinenden neueren Forschungsthemen für ein Publikum, das mit den entsprechenden Debatten nicht vertraut ist, eine Synthese vorteilhaft gewesen. Auch eine abschließende Einschätzung zur behandelten Person – wie sie klassische Biographien auszeichnet – bleibt den Lesern überlassen. Es ist aber festzuhalten, dass Lau ihnen hierfür mit seiner Biographie eine empfehlenswerte Grundlage bietet.

*Simon Karstens*

ALBRECHT BEUTEL, MARTHA NOOKE (HRSG.): Religion und Aufklärung (Colloquia historica et theologica, Bd. 2). Tübingen: Mohr Siebeck 2016. XII, 732 S. ISBN 978-3-16-154355-5. Geb. € 129,00.

Die große Resonanz, die der Münsteraner Aufklärungskongress erfuhr – 180 Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus 14 Ländern nahmen teil –, belegt ein neu erwachtes Interesse an einer historisch-theologischen Aufklärungsforschung; die in den einzelnen Beiträgen genannten Desiderata verweisen auf den großen Forschungsbedarf.

Der gewichtige Tagungsband dokumentiert nun den Eröffnungsvortrag von Hans Joas, sieben der acht Hauptvorträge (von Walter Sparr, Mark Chapman, Alfons Fürst, Hubert Wolf, Richard Crouter, Christian Albrecht, Johann Hinrich Claussen) sowie 41 der 62 Sektionsreferate, gegliedert in fünf Themenblöcke: »Politik und Gesellschaft«, »Literatur und Kultur«, »Philosophie und Wissenschaftstheorie«, »Theologie und Wissenschaft« und »Kirche und Frömmigkeit«. Die hier gegebene Interdisziplinarität ist eine Stärke des Bandes. Wer erwartet, dass, wie es der Titel nahe legt, tatsächlich Religion im überkonfessionellen, religionswissenschaftlichen Sinn im Blick ist, wird allerdings enttäuscht.

Studien zur »Theologie der Aufklärungszeit« wurden bis in die jüngste Zeit weitgehend im Kontext einseitig konfessioneller (meist evangelischer) Kirchengeschichte betrieben, und auch in Münster dominierte das christlich-theologische Forschungsmilieu. Neben einzelnen katholischen Kirchenhistorikern wie Karl-Heinz Braun (mit einem Beitrag zu Lodovico Antonio Muratori, der als katholischer Frühaufklärer den Josephinismus programmatisch vorbereitete) und Bernhard Schneider (über den Armutsdiskurs in spätaufklärerischen katholischen Gebetbüchern) kamen in den einzelnen Sektionen vor allem evangelische Theologen zu Wort. Thematisch geht es u. a. um die bekannten Protagonisten der Aufklärung (von Thomasius und Wolff über Spalding und Kant bis hin zur Rezeption bei Schleiermacher), um regional verschiedene Varianten von Aufklärung (so z. B. Sascha Weber zu Mainz und Kersten Krüger zu Dänemark), immer wieder auch um die Rolle des Pietismus und nicht zuletzt um die theologisch-aufklärerischen Dimensionen von Literatur (so z. B. Christopher Spehr über theologische Rezensionen, Eckard David Schmidt über den »literarischen Jesus« und Christoph T. Nooke über den Romanautor Gottlieb Jakob Planck) und Musik (Ute Poetzsch über Telemann und Kathrin Kirch über Carl Philipp Emanuel Bachs »Passions-Cantate«).

Ungeachtet des breiten thematischen Spektrums fällt allerdings auf, dass Forschungen zu Religion und Aufklärung, wie sie etwa im »profanhistorischen« Milieu des Forschungsschwerpunktes »Aufklärung – Religion – Wissen« in Halle unter der Leitung von Monika Neugebauer-Wölk zwischen 2004 und 2013 mit gut hundert Publikationen überaus ertragreich betrieben wurden, in den einzelnen Beiträgen leider kaum eine Rolle spielen. Die Erkenntnis, dass die »simple Frontstellung Aufklärung versus Religion«, die – was Hans Joas in seinem Einführungsvortrag betont – bereits von David Hume überwunden wurde, sich aufgelöst hat, ist nämlich keineswegs neu – wenn auch offensichtlich noch nicht ins allgemeine Bewusstsein der Aufklärungsforschung gedrungen. Zudem hätte sich eine Orientierung an der in Halle vorangetriebenen »Esoterik«-Forschung angeboten, um in vermeintlich offenen Fragen wie der nach der Origenes-Rezeption in der Neuzeit (Alfons Fürst) oder der nach der Analogie von Physikotheologie und Evolutionsbiologie à la Darwin (Christian Weidemann) einen guten Schritt weiterzukommen. Irritierend ist auch, dass die historisch-theologische Geschlechterforschung in keinen der Beiträge Eingang gefunden hat, obwohl das breite Interesse von Frauen am aufklärerisch-theologischen Diskurs inzwischen gut erforscht ist. Insofern bleibt der Band thematisch recht konventionell, ist aber dennoch wertvoll, weil hier im Kontext der (vorwiegend evangelischen) Kirchengeschichtsschreibung ein maßgeblicher Anstoß für den dringend notwendigen neuerlichen Aufschwung der Aufklärungsforschung gegeben wird.

*Anne Conrad*

## 6. Neuzeit und Zeitgeschichte

HOLGER ARNING, HUBERT WOLF: Hundert Katholikentage. Von Mainz 1848 bis Leipzig 2016. Darmstadt: WBG 2016. 255 S. m. zahlr. Abb. ISBN 978-3-534-26772-9. Geb. € 24,95.

Seit fast 170 Jahren gibt es Katholikentage, letztes Jahr in Leipzig fand das hundertste katholische Laientreffen statt. Anlass für die Münsteraner Kirchenhistoriker Holger Arning und Hubert Wolf zurückzublicken. Dabei sprengt der reichbebilderte und wertig ausgestattete Band den wissenschaftlichen Rahmen in zweierlei Hinsicht. Zum einen verzichten die Autoren auf den fragegeleiteten Zugriff einer zusammenhängenden Darstellung und würdigen stattdessen jeden der hundert Katholikentage gleichgewichtend jeweils auf einer Doppelseite. Erkennbar orientieren sie sich dabei vor allem an den offiziellen Berichtsbänden, in denen im Nachgang jeder Katholikentag von den Veranstalterinnen dokumentiert wurde. Im Vordergrund der Autorentexte steht dabei die Nachzeichnung der Diskussionen um die jeweiligen Schwerpunktthemen der Treffen, die zudem in wenigen Sätzen kenntnisreich in die jeweiligen Zeitkontexte eingeordnet werden. Unter der Überschrift »Was noch?« bündeln Arning und Wolf zu jedem Katholikentag zusätzlich weitere Informationen. Das Spektrum ist dabei denkbar weit: So erfährt der Leser über den Katholikentag 1884 – um nur ein Beispiel herauszugreifen – u. a., dass es zum Frühstück »Bratwurst im Lindenbergwald« gab, der Zentrumspräsident Ludwig Windhorst »die Frauen dafür hochleben [ließ], dass sie ihre Männer anspornen, das Zentrum zu wählen« und die Versammlung die »Kapuziner unterstützte, die Leo XIII. in den Orient geschickt hat« (S. 31). So entsteht ein Kaleidoskop, das weniger zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung und problemorientierten Beschäftigung mit Geschichte als vielmehr zum Blättern und Schmökern anregt.

Vor dem Hintergrund des Verzichts auf einen argumentierenden Zugang im Darstellungsteil bekommt der Band, zweitens, durch seine Rahmung durchaus den Charakter einer Festschrift des deutschen Laienkatholizismus, in dem dieser sich seiner vergangenen Erfolge vergewissert und heutige Identität stabilisiert. Sieht doch Alois Glück, von 2009 bis 2015 Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), in seinem Geleitwort die Chronik als »Beweis«, dass es »Laien waren und sind [...], die in ihrer Eigenverantwortung als getaufte Christen mit oder ohne den ausdrücklichen Segen von Priestern und Bischöfen die Zeichen der Zeit erkannt und gedeutet und in vitale, wirksame und nachhaltige Aktionen umgemünzt haben.« (S. 10) Auch Arning und Wolf stellen diesen Aspekt in ihrem Vorwort heraus. Auf den Katholikentagen hätten katholische Laien Geschichte gemacht und Deutschland geprägt (S. 11). Befunde mithin, die auf der Grundlage des ausgedehnten Materials wohl auch anders hätten ausfallen können und mindestens (u. a. zeitlich) zu differenzieren wären. So bleibt ein zwiespältiges Fazit: Als repräsentatives *Give-away* des ZdK wie als Material- und Kuriositätensteinbruch für die Beschäftigung mit dem Katholizismus dürfte das Buch außerordentlich geeignet sein. Debatten über die Aporien und Bruchlinien von Katholizismus und Kirche, Laien und Klerikern dürfte es aber ebenso wenig anregen wie es neue wissenschaftliche Impulse setzt.

*Christian Schmidtman*



PETER WALTER: Die Jubiläen des Konzils von Trient 1845–2013 (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung, Bd. 75). Münster: Aschendorff 2016. 128 S. ISBN 978-3-402-11093-5. Kart. € 24,80.

Wenn gegenwärtig allerorten der 500. Wiederkehr der Reformation gedacht wird, so kann die Evangelische Kirche das Ereignis im Bewusstsein einer lang gepflegten Tradition von Jubiläumsfeiern begehen. Vergleichbar wäre auf römisch-katholischer Seite wohl nur das Konzil von Trient anzuführen – doch im Gegensatz zu den Reformationsjubiläen feierte man die Konzilsmemoria erst seit dem Jahr 1845. Seitdem gedachte man in gewisser Konstanz sowohl Eröffnung als auch Abschluss des Konzils. Um eben jene Trient-Jubiläen seit dem 19. Jahrhundert geht es in der vorliegenden Abhandlung, die selbst aus dem letzten Jubiläum im Jahr 2013 hervorgegangen ist. Sie wurde auf dem von der Gesellschaft zur Herausgabe des *Corpus Catholicorum* anlässlich des 450. Jahrestages des Konzilsabschlusses veranstalteten Symposiums vorgetragen und im vom Autor mitherausgegebenen Sammelband bereits veröffentlicht (Das Konzil von Trient und die katholische Konfessionskultur [1563–2013], RST 163). Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich nun um eine wesentlich erweiterte Fassung, die zudem die vom Autor verwendeten Quellen mit abdruckt (S. 68–125).

Vor dem Hintergrund, wie die jeweilige Zeit offiziell des Konzils gedachte und wie sich dies zum wissenschaftlich Erforschten verhielt, untersucht der Autor die verschiedenen Jubiläen. Die Frage nach dem Warum des späten Einsetzens der Trient-Jubiläen ist schwierig zu beantworten und kann auch nur umrissen werden. Tatsächlich kannte man auf katholischer Seite neben den jährlich begangenen Herren- und Heiligenfesten lediglich noch die Heiligen Jahre seit 1300. Die Initiative ist auf lokaler Ebene im Umfeld des Trienter Bischofs zu suchen, welches im kleineren Rahmen insbesondere die nähere Umgebung zu Feierlichkeiten, die in Gottesdiensten, Umzügen und Konzerten bestanden, einlud. Es war vor allem aber eine Festveranstaltung, die die Bedeutung des Ortes für den modernen Katholizismus vor Augen führen wollte – mit anderen Worten: »das katholische Tirol feiert sich selbst« (S. 16; 66). Freilich blieben dabei konfessionelle Seitenhiebe nicht aus. Allerdings verschärfte sich der antireformatorische Ton erst maßgeblich mit dem nächsten Jubiläum von 1863. In regelrechter Kulturkampfstimmung feierte man erneut in Trient und verstand sich dabei als Hort gegen Liberalismus, Protestantismus und auch gegen die italienische Einigungsbewegung. Dies wiederum führte zu Gegenreaktionen seitens der italienischen Medien und sogar zu Attentatsdrohungen gegen die in Trient versammelten Bischöfe.

Die Feierlichkeiten des 20. Jahrhunderts waren gänzlich anderer Natur. Sie hatten nicht nur die regionale, sondern auch die ideologische Begrenzung durchbrochen. Sie waren von langer Hand geplant worden und erstmals wurden die Jubiläumsfeiern zudem im größeren Stil wissenschaftlich durch internationale Fachkongresse und europaweite Vortragsreihen begleitet. Die Feier des Jahres 1963 hatte man dabei ganz mit Blick auf das gleichzeitig in Rom tagende Zweite Vatikanische Konzil begangen. Nicht mehr für ein gegenreformatorisches Bollwerk sollte die kleine Stadt im Etschtal stehen, sondern vielmehr wie einst die Wahl auf sie wegen ihrer geographischen Brückenfunktion gefallen war, sollte sie nun dies im übertragenen Sinne der Ökumene sein. Was man damals in Trient nicht erreicht hatte, sollte dem Zweiten Vatikanum gelingen. So hatte es Paul VI. jedenfalls hoffnungsvoll in einer Ansprache formuliert. Johannes Paul II., der 1995 zur 450. Wiederkehr der Konzilsöffnung die Konzilsstadt besuchte, sollte explizit an der ökumenischen Perspektive festhalten.

Das Büchlein bietet einen sehr aufschlussreichen Überblick über die seit dem 19. Jahrhundert zelebrierten Trient-Jubiläen. Insbesondere zeigt sich dabei, »dass jede Zeit sich ihr Trientbild gezimmert hat« (S. 9). Bemerkenswert ist, wie stark doch bei allem Trennenden – wofür das Konzil ja ebenfalls stand – der ökumenische Aspekt im Grunde durch das gesamte 20. Jahrhundert hindurch, dann besonders mit Blick auf das Zweite Vatikanum immer wieder betont wurde und dabei die Ergebnisse der Forschung durchaus miteingeflossen sind. Neben der Vertiefung einiger Aspekte besteht der Mehrwert der erweiterten Fassung in der Edition von acht päpstlichen Dokumenten zu den Trient-Feiern von Pius IX. bis Franziskus. Sie liegen der Publikation mit einer zusätzlichen deutschen Übersetzung bei und erlauben einen differenzierten Einblick in verschiedene Trientbilder seit dem 19. Jahrhundert. Nicht zuletzt deswegen sei der Band zur Lektüre empfohlen.

*Christian Wiesner*

OTTO WEISS: Die Macht der Seherin von Altötting. Geisterglaube im Katholizismus des 19. Jahrhunderts. Kevelaer: Topos plus 2015. 288 S. ISBN 978-3-8367-1054-1. Kart. € 12,95.

Die Geschichte um die »Höhere Leitung« ist immer wieder an- und aufregend. Was Otto Weiss 1983 noch etwas verhalten in seiner weit über 1000 Seiten starken Dissertation »Die Redemptoristen in Bayern (1790–1909). Ein Beitrag zur Geschichte des Ultramontanismus« in Kapitel 7 (Das Geheimnis der Höheren Leitung, S. 552–671) behandelte, wurde 2011 vom Pustet-Verlag in einem eigenständigen Buch »Weisungen aus dem Jenseits? Der Einfluss mystizistischer Phänomene auf Ordens- und Kirchenleitungen im 19. Jahrhundert« dem breiteren kirchenhistorisch interessierten Publikum eigens zugänglich gemacht. Dies war überfällig gewesen, nicht nur, weil die Dissertation längst vergriffen war, sondern auch angesichts der spannenden Lektüre dieser brisanten Geschichte. Das vorliegende Taschenbuch unterstreicht dieses Anliegen, indem es die Ereignisse um die Altöttinger Seherin Louise Beck (1822–1879) einem noch breiteren Publikum nahebringt. Im Unterschied zu seinem Vorläufer wurde diesmal konsequent auf alle Fußnoten verzichtet. Wer Zitate nachprüfen möchte, wird jedoch leicht in den beiden genannten wissenschaftlichen Darstellungen fündig werden.

Es geht um die Geschichte der Seherin Louise Beck, die rund 40 Jahre lang führende Männer der Redemptoristen (bayerische Ordensprovinz) sowie hohe geistliche Würdenträger leitete. Deutlich wird eine vielschichtige Verstrickungsgeschichte aus Liebe, Sehnsucht, Sex, Machthunger, Unterwerfung, Erpressung, Sublimierung, Übertragung und Neurosen – und alles religiös aufgeladen. Man kann mit Otto Weiss festhalten: »Insgesamt aber wird man kaum fehlgehen, wenn man den ganzen Club der »Höheren Leitung« im Lichte heutiger Erkenntnisse als ein »krankes System« bezeichnet« (S. 259).

Aber diese Geschichte ist nicht nur ein abgründiger Sonderfall des 19. Jahrhunderts, sondern sagt auch einiges über den Ultramontanismus der Zeit aus. Sie ist ein Teil der Kultur- und Frömmigkeitsgeschichte, und es ist das große Verdienst von Otto Weiss, dies bereits von Anfang an gesehen zu haben. Übersinnliche Phänomene, Mystik, Seherinnen und Stigmatisierte, Wundersucht und römischer Zentralismus waren Ausdruck eines Weltbildes, das sich selbst als antimodern deutete. Dabei gehörte die Anfälligkeit für spiritistische Phänomene – auch Louise Beck nahm Kontakt zu Toten auf – keineswegs allein dem Katholizismus zu, wie Weiss plausibel erläutert. Nach Diethard Sawicki (Leben mit den Toten, Paderborn 2000) handelte es sich beim Spiritismus sogar eher um ein

protestantisches Phänomen, das aus Amerika nach Deutschland kam, so dass Weiss hier von einem »katholisch getauften Spiritismus« (S. 263) spricht.

Ambivalent erscheint manches in den kirchlichen Strukturen. Immer wieder wurde ein Prozess um Louise Beck und die »Höhere Leitung« verschleppt oder ausgesetzt, weil einzelne kirchliche Würdenträger wie der Münchener Generalvikar Windischmann oder Kardinal Reisach geschützt wurden. Schwache, wankelmütige und leicht erpressbare Männer gerieten unter die Aufsicht von Geistlichen wie P. Schmoeger, der im Glauben, im Namen Gottes zu handeln, eine geradezu sadistische Gewissenstyrannie gegenüber seinen Schutzbefohlenen ausübte – und dies in symbiotischer Verbindung mit Louise Beck. Die Maßnahmen entbehrten nicht einer Logik, galt es doch ein auch nach katholischen Maßstäben verdächtiges System zu stützen. Dass dieses Netzwerk um die Seherin dennoch einen kirchenpolitisch relevanten Einfluss bis nach Rom ausüben konnte, wirft Fragen über die Wirksamkeit obskurer Substrukturen innerhalb der katholischen Kirche auf. Nicht umsonst führt Weiss am Ende des Buches die auffälligen Parallelen zum sog. »Engelwerk« an. Insgesamt handelt es sich daher um ein wichtiges Anliegen, die wissenschaftlich fundierte Darstellung der »Höheren Leitung« einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Dabei geht es nicht um Sensationslust, sondern um eine Warnung im Hinblick auf geistbewegte und wundersüchtige Gruppierungen, die eben nicht immer harmlos sind.

Nicole Priesching

FRANZ XAVER BISCHOF, GEORG ESSEN (HRSG.): Theologie, kirchliches Lehramt und öffentliche Meinung. Die Münchener Gelehrtenversammlung von 1863 und ihre Folgen (Münchener Kunsthistorische Studien. Neue Folge, Bd. 4). Stuttgart: Kohlhammer 2015. 196 S. ISBN 978-3-17-028949-9. Kart. € 39,99.

1863 versammelten sich in München katholische Wissenschaftler, im damaligen Sprachgebrauch »Gelehrte« genannt, um über aktuelle theologische und kirchliche Streitfragen zu diskutieren. Mag man eine solche Versammlung unter heutigen Gesichtspunkten für selbstverständlich halten, schließlich geht der hier zu besprechende Sammelband auf eine Tagung katholischer Theologen zurück, die sich anlässlich des 150. Jubiläums dieser Versammlung am Ort des damaligen Geschehens trafen, so erregte dieses Treffen seinerzeit Anstoß und hatte für katholische Wissenschaftler weitreichende Folgen. Denn noch im gleichen Jahr erschien als Reaktion auf die Versammlung das päpstliche Breve *Tuas Libertas*, das mit einem neuen Begriff zur Definition des kirchlichen Lehramts operierte, dem *magisterium ordinarium*, mit dem der freie theologische Gedankenaustausch fortan unterbunden werden konnte.

Eine Folge war daher sehr konkret: Es war künftig verboten, weitere Veranstaltungen dieser Art abzuhalten. Spätere Versammlungen katholischer Wissenschaftler, wie etwa die fünf internationalen Gelehrtenversammlungen zwischen 1888 und 1900, fanden unter expliziter Ablehnung der Versammlung von 1863, unter demonstrativer und vorbehaltloser Unterwerfung unter die Autorität des kirchlichen Lehramts und unter bewusster Ausklammerung der Theologie aus diesen Veranstaltungen statt. Fortan trafen sich katholische Wissenschaftler, darunter etliche Theologen, die zwar der Glaube an die katholische Kirche einte und zusammenführte, die aber bei diesen Zusammenkünften über Glaubensfragen nicht diskutieren durften, da ihnen von Seiten des Lehramts hierfür jegliche Kompetenz abgesprochen wurde. So erklärte noch 1920 der zweite Präsident der katholischen Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaften, Hermann von Grauert,

dass der Erfolg der Görres-Gesellschaft darin zu sehen sei, dass man sich bewusst von der Gelehrtenversammlung von 1863 abgewandt und die Theologie aus dem Programm der katholischen Wissenschaft ausgeschlossen habe.

Erfährt man im Sammelband über die Folgen, die das Jahr 1863 für die Versammlungen als solche hatten, auch wenig, so bietet dieser gleichwohl einen hervorragenden und in sich konsistenten Überblick über die Folgen, die die Eröffnungsansprache des Präsidenten der Versammlung, des Münchener Kirchenhistorikers Ignaz von Döllinger, für den weiteren Verlauf der Theologiegeschichte hatte. Es ist daher nur konsequent, dass diese Ansprache an den Anfang des Bandes gesetzt wurde. Vor allem Döllingers leidenschaftliches Plädoyer für die zwei Augen der Theologie, die Geschichte und die Philosophie, lässt sich so noch einmal als Quelle studieren. Dem folgt ein informativer Beitrag von Franz Xaver Bischof, in dem die Rede Döllingers kontextualisiert wird. Bischof lotet die Veränderungen des »kirchenpolitischen und theologischen Klimas« jener Zeit aus, zeigt dabei, wie Döllinger von diesen Veränderungen erfasst wird und eine theologische Antwort darauf zu geben versucht. Das Innovationspotential von Döllingers Verhältnisbestimmung von wissenschaftlicher Theologie und kirchlichem Lehramt, bei der erstere als eigenständig und mit der Aufgabe einer »Korrekturfunktion« gegenüber letzterem angesehen wird, wird von Bischof deutlich hervorgehoben. Durch die Analyse der Argumentationsmuster römischer Dokumente jener Zeit gelingt es Hubert Wolf, nicht nur die Erfindung des *magisterium ordinarium* durch das Breve anschaulich zu beschreiben, sondern ebenso die zweifelsohne gravierendste Folge der Gelehrtenversammlung pointiert darzustellen: die strikte Unterordnung der Theologie unter ein solch proklamiertes Lehramt bei gleichzeitiger Bevorzugung der Neuscholastik. Besonderes Interesse verdient der Nachweis, den Wolf hierbei erbringt, dass *Tuas Libenter* auf den – seit »Die Nonnen von Sant’Ambrogio« bestens bekannten – Neuscholastiker Joseph Kleutgen als *spiritus rector* des Breve zurückgeht.

Döllingers Grundanliegen aufnehmend weist Georg Essen nach, weshalb Geschichte Leitkategorie und Grundprinzip einer zeitgemäßen Theologie ist. Dabei stellt er nicht nur eine überzeugende theologische Historik vor, sondern vermag ebenso aus systematischer Perspektive zu zeigen, weshalb es im 19. Jahrhundert so schwer fiel, Theologie und Geschichte zusammenzudenken. Gunda Werner beschreibt in ihrem Beitrag einen weiteren Aspekt aus Döllingers Rede, nämlich das Verhältnis von öffentlicher Meinung und universitärer Theologie in zweifacher Hinsicht: Zum einen stellt sie sich die Frage, wie Döllinger selbst dieses Verhältnis verstanden wissen wollte, zum anderen aktualisiert sie dessen Entwurf auf seine heutige systematisch-theologische Bedeutung. Peter Neuner weist überzeugend nach, dass Döllinger nach 1870 zu einem Wegbereiter der Ökumene wurde, der in interkonfessionellen theologischen Gelehrtenversammlungen – die nun außerhalb des Einflussbereichs der römisch-katholischen Kirche stattfanden – um kirchliche Einheit kämpfte und Entwicklungen antizipierte, die sich, wie Neuner ebenfalls zeigt, in der katholischen Theologie und Kirche erst im 20. Jahrhundert allmählich durchzusetzen begannen. Die Ausführungen enden mit einem interessanten Blick auf die »große Ökumene«, d. h. mit einem Blick auf das Judentum, der die irenische Position des späten Döllinger zu verdeutlichen vermag.

Gregor Klapczynski lotet das Feld der katholischen Kirchengeschichte nach Döllinger aus. Döllingers historisch-theologischer Ansatz fand, so Klapczynski, keine Nachahmung, sondern lediglich recht heterogene Antworten in den unterschiedlichen theologischen Lagern, die sich nach der Münchener Gelehrtenversammlung nicht geeinigt, sondern weiter voneinander entfernt hatten. Die beiden abschließenden Beiträge zeigen, dass die Folgen von 1863 bis in die Gegenwart reichen: Klaus Unterburger durchschreitet

das restliche 19. und gesamte 20. Jahrhundert, um zu zeigen, wie die theologische Wissenschaft seit dieser Zeit – von einem sich neu definierenden Lehramt – »traditionaler Freiräume« beschnitten wurde, was zum Schaden eines innertheologischen Pluralismus geschah. Beachtenswert ist der abschließende kirchenrechtliche Beitrag von Martin Rehak, der darin der Frage nachgeht, wie weit die Unfehlbarkeit des kirchlichen Lehramts reiche. Mit theologie- und rechtsgeschichtlichen Exkursen und Fragen nach dem Verhältnis von Unfehlbarkeit und Lehrkompetenz, Katholischen Wahrheiten und Glaubenswahrheiten, lehramtlichen Urteilen und deren rationaler Nachvollziehbarkeit, bietet er spannungsreiche Erkundungen, die über das Maß der Entscheidungskompetenz des Lehramts in Fragen der theologischen Lehre reflektieren.

In seiner Rede machte Döllinger einen homöopathischen Grundsatz geltend: »Gegen wissenschaftliche Fehler und Verirrungen dürfen nur gleichartige Mittel angewendet werden. Wer anders verfährt, schädigt die Theologie und die Kirche«. Um aber Theologie wissenschaftlich betreiben zu können, sei Freiheit »so unentbehrlich als dem Körper die Luft zum Athmen«. Dem interdisziplinären Ansatz des vorliegenden Bandes gelingt es überzeugend, diese Urteile Döllingers zu bestätigen: Es gereichte der Kirche und ihrer Theologie zum Schaden, dass diese Freiheit übermäßig beschnitten wurde. Zudem macht der Band deutlich, dass 1863 nicht nur Folgen für die damalige Theologengeneration hatte; mit anderen Worten: dass für den katholischen Theologen die Geschichte seiner Wissenschaft, vor allem die des 19. Jahrhunderts, nicht nur Geschichte, sondern auch Gegenwart ist.

*Markus Thurau*

ANDREAS LINSENMANN, MARKUS RAASCH (HRSG.): Die Zentrumspartei im Kaiserreich. Bilanz und Perspektiven. Münster: Aschendorff 2015. 515 S. m. Abb. ISBN 978-3-402-13135-0. Geb. € 49,90.

Für Forschungen zur Zentrumspartei ist das 1932 abgeschlossene Werk von Karl Bachem noch immer ein Referenzwerk – eine jüngere Gesamtdarstellung fehlt trotz breiter Einzelforschungen. Der zu besprechende Band erhebt nicht den Anspruch, dieses Desiderat zu beheben, beleuchtet aber eine Vielzahl von Facetten der Parteigeschichte. Er ist das Ergebnis einer Tagung des Historischen Seminars der Universität Mainz im Oktober 2014, die auf die Belebung der kulturgeschichtlichen Erforschung des politischen Katholizismus angelegt war und zugleich eine Bilanzierung und Neuperspektivierung der älteren Forschung beabsichtigte. Das mit 18 Fachvorträgen und zwei politischen Diskussionsbeiträgen ambitionierte Projekt bietet zunächst eine Hinführung der Tagungsveranstalter (S. 7–24), die eine orientierende Schneise in die Literatur der letzten Jahrzehnte schlägt und die bleibenden Desiderata (Organisationsgeschichte in der Diaspora, Umsetzung des *cultural turn*) aufzeigt. Zahl und Umfang der Beiträge verlangen vom Rezensenten eine möglichst knappe Inhaltsangabe – schwierig, zumal da diese Aufgabe von den Herausgebern vorbildlich gelöst wurde (S. 15–23).

Mit Wilfried Loth eröffnet eine anerkannte Kapazität die erste Sektion mit einer Bilanz: »Die Zentrumspartei und ihr Milieu« (S. 27–40). Nach einer Sammlung von Kritikpunkten am Bild des uniformen katholischen Milieus gelangt Loth zu erheblichen Differenzierungsforderungen und plädiert für den Begriff der Subgesellschaft (S. 35–37). Anzumerken ist, dass es sich offensichtlich um einen aktualisierten Beitrag aus dem Jahr 2009 handelt, was auch auf die Auswertung der jüngsten Forschungsliteratur zurückwirkt – nicht unbedingt zum Schaden des Beitrags an sich, aber zur Begrenzung seiner Reich-

weite als Bilanz. Karsten Ruppert (S. 41–62) widerlegt in seinem Beitrag den aus der zeitgenössischen Polemik tradierten Vorwurf einer Instrumentalisierung der Katholikentage als »Herbstmanöver« des Zentrums. Tatsächlich seien die Laienversammlungen primär Veranstaltungen des Vereinskatholizismus geblieben. Boten sie auch der Parteipolitik ein Forum, entwickelten sie sich trotz personeller Verzahnungen nie zu eigentlichen Parteitagen (v. a. S. 59–61). In Anlehnung an den Bourdieuschen Kapitalbegriff nähern sich Tina Eberlein und Markus Raasch dem »Portfolio der ersten Zentrums männer« (S. 63–92). Als Mitarbeiter der Eichstätter Forschungsgruppe »Adeligkeit, Katholizismus, Mythos« beschränken sie sich dabei im engeren Sinne auf die in der Gründungsphase eminent wichtigen katholischen Adeligen, die einer »kulturalistisch sensiblen Sozialgeschichte« (S. 64) verpflichtet untersucht werden. Für den anschaulichen Zwischenbericht ist ein breites Quellenspektrum nutzbar gemacht worden. Gelegentlich erliegt auch dieser Beitrag der kulturalistischen Bestandsaufnahmen inhärenten Gefahr der Überinterpretation oder Reproduktion von Trivialitäten (S. 70, 73), andererseits bietet er Innovatives wie den Vergleich mit den Prägungen der protestantischen Zentrumshospitanten (S. 74) oder den Nachweis der in diesem Ausmaß überraschenden industriellen Unternehmertätigkeit (S. 84).

Die zweite Sektion »Die Zentrums partei und ihr Gestaltungsanspruch« wird von Winfried Becker mit einem Beitrag zu Georg von Hertling eingeleitet (S. 95–129). Der Biograph des späteren Reichskanzlers behandelt sozialpolitische Ansätze und Bemühungen, die von den grundlegenden Prägungen des konservativen Adelligen nicht unbedingt naheliegend erscheinen. Insgesamt müsse demnach der Einfluss Hertlings und anderer Zentrums politiker erheblich stärker in den Blick genommen werden, als dies bei der Forschung zur deutschen Sozialpolitik im 19. Jahrhundert die Regel sei (S. 126f.). Ingo Löppen berg prüft anhand der Haltung des Zentrums zur Kolonialpolitik, ob sich die Partei vor dem Ersten Weltkrieg am »übergeordneten politischen Konzept eines Zivilismus« (S. 132) gegenüber dem Primat des Militärischen ausrichtete (S. 131–155). Der »Zivilismus« habe sich in Reduzierungsforderungen bezüglich der einseitig militärischen materiellen und immateriellen Lasten niedergeschlagen und sei zu »einem zentralen Kern des politischen Katholizismus« geworden (S. 137f.). Dieses Paradigma habe trotz missionarischer und patriotischer Grundhaltungen auch die Einstellung zur kolonialen Weltmacht politik maßgeblich mitbestimmt, obgleich natürlich in der näheren Beurteilung und in den aufgegebenen Alternativen Differenzierungen erkennbar sind (S. 140f.).

In der dritten Sektion »Die Zentrums partei und ihre »Fraktionen«« geht Michael Kitzing auf die spezielle Entwicklung des Zentrums in Baden ein, wo die Auseinandersetzung mit dem traditionell starken Nationalliberalismus und dessen kirchenpolitischer Unnachgiebigkeit eine große Herausforderung darstellte (S. 159–185). Überblicksartig geht es um das Selbstverständnis, das politische Handeln und vor allem die Strukturen der Partei seit ihrer Gründung aus der Katholischen Volkspartei 1888 bis zum faktischen Rückzug des ersten Parteiführers Theodor Wacker (1845–1921) im Jahr 1917. Einen etwas zwiespältigen Eindruck hinterlässt der Beitrag von Arne Thomsen zum schlesischen Zentrum (S. 187–225). Hier werden die Strukturen, Personen und Ereignisse genannt, die letztlich zu den Differenzen innerhalb des deutsch- und polnischsprachigen Wählerreservoirs in Oberschlesien führten. Allerdings wäre – trotz offenbar intensiver Recherchen – eine klarere Auffassung des Konflikts erforderlich gewesen, die mit dem ereignisgeschichtlichen Referat in Bezug gesetzt wird. Wichtige Grundprobleme wie die Ausprägungen des Nationalismus im katholischen Bevölkerungsteil und im Klerus kommen aber nur isoliert in knappen Resümees vor (S. 207f., 222f.). Gerhard Trautmannsberger stellt die Grundzüge seiner gegenwärtig in Eichstätt entstehenden Dissertation zu Maximilian Freiherr von

Soden-Fraunhofen (1844–1922) vor (S. 227–237). Angesichts der erfreulichen Quellen-situation dürfte hier speziell für das Verhältnis von nord- bzw. westdeutschem Zentrum und den süddeutschen Regionalparteien eine lesenswerte Arbeit entstehen.

Der Bismarck-Biograph Christoph Nonn leitet die Sektion IV »Die Zentrumspar-tei und die Anderen« gewissermaßen unter Umkehrung der Perspektive ein (S. 241–260): Ausgehend von persönlichen Zeugnissen des Reichskanzlers blickt er auf die Partei und streift dabei die einschlägigen Narrative und ihre konjunkturellen Anpassungen (S. 241–243, 254–257). Insgesamt empfiehlt sich der Beitrag allerdings eher durch die konzise Darstellung edierter Quellen als durch neue Entdeckungen. Der Beitrag von Stefan Ger-ber zum Zentrum in Thüringen verlässt gewissermaßen die »Wohlfühlzonen« der Ka-tholizismusforschung und blickt auf die Situation in der Diaspora (S. 261–290). Neben wohl nur wenigen Fachleuten geläufigen Informationen über die dortige Parteiorgani-sation und ihre Vernetzung bietet der Aufsatz Einblicke in das Bemühen des Zentrums um Repräsentanz auch in »hoffnungslosen« Wahlkreisen – durchaus ein Signum des all-gemeinen Geltungsanspruches als reichsweite »Mittelpartei« (S. 263f.). Schwieriges Ter-rain – wenn auch in abgeschwächter Form – fand das Zentrum ebenso im von Ernst Otto Bräuche bearbeiteten »konfessionellen Gefüge der Pfalz« vor (S. 291–316). Bräuche stellt die demographischen und sozioökonomischen Ursachen des unterdurchschnitt-lichen Organisationsgrades in der bayerischen Westprovinz vor, der allerdings bereits ein Erbstück der Bayerischen Patriotenpartei war (S. 294–301). Der Beitrag von Mar-kus Raasch widmet sich einer der kontroversesten Forschungsfragen zur Zentrumspar-tei (S. 317–336). Unter Fokussierung auf den »Zentrumsadel« werden dessen jüdenfeindliche Haltungen mit dem Antisozialismus des gleichen Personenkreises verglichen. Die in verschiedenen Archiven erhobenen Quellenzeugnisse offenbaren mitunter Neues, wenn auch in der Tendenz nicht Unerwartetes: Viele Adelige vertraten eine schärfere Haltung zur Sozialdemokratie als die Mehrheit der übrigen Fraktionsmitglieder (S. 321–328), die Einstellung zu Juden war von »adversativen Argumentationsmustern« (S. 353) geprägt, die traditionell antijudaistische Motive wie auch »Partialrassismus« abdecken. Bei jüden-feindlichen Aussagen sei aber zugleich oft auch ein »ja, aber-Verhalten« (S. 335) zu be-obachten, das wie auch bezüglich der Sozialdemokratie auf die gleichzeitige Bindung an rechtsstaatliche Grundsätze verweise.

Die fünfte Sektion zum Zentrum im internationalen Kontext eröffnet Olaf Blaschke mit einem als ergebnisoffenen skizzierten »Experiment« (S. 339–366). Neben den metho-dischen Vorfragen einer transnationalen Parteiengeschichte behandelt Blaschke dabei die Frage, inwieweit das Zentrum möglicherweise tatsächlich Teil eines Systems war, das sich die zeitgenössische Polemik unter dem Begriff der »schwarzen Internationale« vorstellte. Der breite Problemaufriss zeigt mögliche Ansatzpunkte und liefert *en passant* eine qua-lifizierende Bilanz der bisherigen Forschung. Mitherausgeber Andreas Linsenmann un-tersucht mit Bischof Ketteler einen »Klassiker« der Katholizismusforschung daraufhin, inwieweit französische Einflüsse und sein persönliches Frankreichbild handlungsleitend waren (S. 367–382). In geraffter Form wird dabei deutlich, dass die nationale Provenienz von philosophischen oder politischen Konzepten durchaus ein Ordnungskriterium für Kernbegriffe in Kettelers Gegenwartsanalyse war, wobei »romanisch« oder »französisch« negativ konnotiert war.

In der sechsten Sektion »Zentrumstraditionen und Erinnerung« ist kollektives Erin-nern als Prozess der Selbstvergewisserung das Thema von Christopher Dowe (S. 385–422). Konkretisiert an Adolf Gröber (1854–1919) und Matthias Erzberger (1875–1921) zeichnet er die Entwicklung der jeweiligen Memorialkultur und die damit verbundenen Vergangenheits- und Gegenwartsdeutungen nach. Joachim Kuropka behandelt ausge-

hend von seiner langjährigen Forschung zu Kardinal von Galen (1878–1945) dessen familiären Hintergrund unter dem Stichwort einer »Zentrumsfamilie« (S. 423–435). Kern des Beitrags ist die personelle und programmatische Kontinuität des religiös grundierten Engagements von Angehörigen innerhalb der Partei über den Gesamtzeitraum ihres Bestehens hinweg. Der Beitrag von Christiane Hoth schildert die nationalsozialistische Machtdurchsetzung im katholischen Milieu der Bischofsstadt Eichstätt und dessen relative Stabilität gegenüber dieser Herausforderung (S. 437–456). Die reiche Bebilderung des Textes entspricht dem Ansatz einer Analyse performativer Akte. Die unscharfe Verwendung zentraler Begrifflichkeiten und stellenweise verwirrende redaktionelle Mängel (z. B. S. 444–446, 450f., 454f.) schmälern den Eindruck der ansonsten prinzipiell wertvollen Fallstudie. Barbara Jahn kommt in ihrem Aufsatz nochmals auf den katholischen Adel zu sprechen und untersucht dessen »Einhausung« (S. 460) in die Bundesrepublik (S. 457–482). Die Selbstdarstellung als widerständiges »Gewissen der Nation« (S. 466), die Nähe zu kirchlichen Strukturen und die Übereinstimmung mit der konservativen Grundstimmung der frühen Bonner Republik samt ihrer Aufwertung des Katholischen erleichterten diesen Integrationsprozess. Trotz der vielen erarbeiteten Details wäre der Vergleich mit dem protestantischen Adel eine wertvolle Bezugsgröße für die betonte »nicht zu unterschätzende Rolle« (S. 461) des katholischen Bekenntnisses gewesen. Störend wirken leider Anachronismen bzw. Fehlbenennungen (S. 474, 482).

Der Rezensent kann die Einschätzung der Herausgeber bestätigen, die sich bewusst waren, »mehr Bilanz als Perspektiven« (S. 23) zu bieten. Gerade angesichts der breit angelegten Beiträge fehlt allerdings das synthetisierende Nachwort, das die Einzelerträge in Perspektiven bündeln könnte. Angemerkt werden darf auch, dass sich die längere Vertortung eines Herausgebers in einem Adelsprojekt offenkundig in der Beitragsauswahl bemerkbar macht. Im Hinblick auf die reale Machtverteilung in der Partei während des Kaiserreichs ist dieser Schwerpunkt zweifellos vertretbar – im Hinblick auf die weitere Entwicklung wäre eine »sozial breitere« Aufstellung (Arbeiterschaft, Bürgertum) ebenso wünschenswert gewesen wie die Frage nach den Grundlegungen in der Nachwuchsarbeit einer Partei, die bekanntlich bald mit jugendlichen Herausforderungen konkurrierte. Trotz der anregenden Beiträge bleibt die eingangs erwähnte moderne Gesamtdarstellung noch immer Desiderat. Im Hinblick auf die Nutzung als Nachschlagewerk soll aber das gerade bei einem Sammelband mit großem Aufwand verbundene Personenregister des insgesamt gelungenen Bandes lobend hervorgehoben werden.

*Jürgen Schmiesing*

ROBERT TRABA: Der politische Katholizismus im Ermland. Eine Studie zur deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte 1871–1914 (*Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands*, Beiheft 21). Münster: Aschendorff 2016. VIII, 398 S. m. Abb. ISBN 978-3-402-15715-2. Kart. € 24,80.

Die Geschichte des politischen Katholizismus im Kaiserreich ist breit beforscht worden, indes existieren weiterhin Blindstellen, etwa im Hinblick auf Organisation und Bedeutung der Zentrumspartei in katholischen Diasporagebieten. Auch das Verhältnis der Katholiken zur deutschen Nation war oft Gegenstand der Betrachtung, jedoch mangelt es an Tiefenschürfungen zu Fragen regionaler Identität – zumal für die Peripherie des Reiches. Die an den Grenzregionen interessierte polnische Historiografie wiederum fokussierte zumeist den Kampf der Polen wider die deutsche Germanisierungspolitik, den polnischen Angelegenheiten im deutschen Katholizismus schenkte sie keine Aufmerksamkeit.



Hier setzt die Studie von Robert Traba an, die das deutsch-polnische Verhältnis im katholisch dominierten Ermland, dem knapp zwölf Prozent der Bevölkerung Ostpreußens zuzurechnen waren, hinsichtlich nationaler Haltungen ins Blickfeld nimmt. Trabas Monografie, die vor allem auf einem Studium der regionalen Presseüberlieferung gründet, ist bereits 1994 in polnischer Sprache erschienen, dank dem Historischen Verein für Ermland liegt sie aber nunmehr erstmals in deutscher Übersetzung vor.

Der Autor geht zunächst chronologisch vor: Ein erster Teil behandelt den vom »Kulturkampf« geprägten Zeitraum zwischen 1871 und 1886, ein zweiter nimmt die Jahre 1887 bis 1914 in Augenschein. Dabei wird jeweils die Entwicklung des Katholizismus samt Vereinsstrukturen, Presselandschaft und politischer Organisation nachgezeichnet, um dann den Blickwinkel auf nationale Einstellungen zu richten. Ein dritter Teil versucht sich für die Zeit zwischen dem Ende des »Kulturkampfes« und dem Beginn des Ersten Weltkrieges an einer Periodisierung der deutsch-polnischen Beziehungen im katholischen Lager.

Eindrucksvoll kann Robert Traba deutlich machen, dass sich die deutsche katholische Bewegung in hohem Maße in die Tradition eines preußisch-deutschen Patriotismus einordnete und die Mehrheit der polnischen Bevölkerung als ihr integraler Bestandteil betrachtet werden muss. Prinzipiell existierten zwei Haltungen der deutschen Katholiken gegenüber den polnischen Angelegenheiten: Die Anhänger einer katholisch-nationalen Option, die maßgeblich von der höheren Geistlichkeit befördert wurde, verpflichteten sich dem Primat der deutschen Nation, während eine andere Richtung, zu der auch die meisten Vertreter der Zentrumsparterie gerechnet werden können, lokale Traditionen hochzuhalten suchte und sich trotz nationalpatriotischer Attitüde z. B. für die Verwendung der polnischen Sprache im Religionsunterricht stark machte. *In praxi* verlor letztere nach 1898 zunehmend an Bedeutung, die Fronten zwischen Deutschen und Polen verhärteten sich, wobei die ermländischen Katholiken der staatlichen Germanisierungspolitik bis zuletzt kritisch gegenüberstanden.

Die Stärke des ansprechend aufgemachten Buches, das neben mehreren Abbildungen, Tabellen und Registern auch ein Interview mit dem Autor enthält, liegt vor allem in seiner Belegdichte. Der Wandel des regionalen katholischen Sozialmilieus, das stark von integralistischen Tendenzen bestimmt war, wird minutiös beschrieben. Kein Verein, keine Zeitung bleibt unerwähnt, zudem werden Parteiorganisation und Wahlkämpfe beeindruckend dicht geschildert. Des Weiteren profitiert die Analyse nationaler Haltungen wesentlich vom steten Bemühen um kulturwissenschaftliche Weitungen, wenn z. B. auch auf den Bereich Erinnerungskultur sowie (Vereins-)Feiern, Symbole und Rituale eingegangen wird. Nicht durchgehend überzeugend nimmt sich der Aufbau der Studie aus: Die fehlenden Kapitelüberschriften schaden der Lesbarkeit und der dritte Teil wiederholt vieles vorher Gesagte, so dass er partiell redundant erscheint. Griffiger wäre die Analyse geworden, wenn der Autor zentrale Begrifflichkeiten wie »Identität« oder »Nationalbewusstsein« definiert und methodische Zugriffsmöglichkeiten reflektiert hätte. Unterbelichtet bleiben die wichtigen Aspekte Judenfeindschaft und Haltung zur Sozialdemokratie. Bisweilen finden sich kaum haltbare Aussagen zur allgemeinen Geschichte des politischen Katholizismus (z. B. entwickelte sich das Zentrum nicht erst nach 1890 »zu einer Partei, die die Wirtschafts- und Sozialpolitik mitgestaltete«: S. 28). Zuletzt kommt die Einordnung der eigenen Erkenntnisse in Forschungskontexte deutlich zu kurz, wovon auch die kaum weiterführende Zusammenfassung zeugt.

Das große Verdienst der Studie wird freilich durch diese Monita kaum geschmälert. Es ist wichtig und gut, dass sie jetzt einem nicht-polnischsprachigen Publikum vorliegt.

Markus Raasch

MICHAEL HIRSCHFELD: Die Bischofswahlen im Deutschen Reich 1887 bis 1914. Münster: Aschendorff 2012. 1003 S. ISBN 978-3-402-12963-0. Geb. € 78,00.

Die als Habilitationsschrift 2011 an der Universität Vechta angenommene Studie Michael Hirschfelds untersucht die katholischen Bischofswahlen im Deutschen Reich zwischen 1887 und 1914. Der damit umrissene Anspruch ist wörtlich zu nehmen, es geht um alle Staaten sowie das Reichsland Elsass-Lothringen und um alle Bischöfe in diesem Zeitraum einschließlich der preußischen Feldpropste, der bischöflichen Offiziale in Vechta und der Weihbischöfe, in summa 100 Kleriker, die zu den genannten höheren kirchlichen Würden gelangten. Von Interesse sei das Thema für die historische Forschung, da Bischöfe »als pars pro toto dafür zu sehen [sind], wie in einem postabsolutistischen Staat das Konfliktpotenzial zwischen Kirche und Staat zwischen den beiden Polen nachhaltiger staatlicher Bevormundung und Reklamation der Freiheit der Kirche ausgetragen wurde.« (S. 13)

Ob jemand letztlich Bischof wurde, hing zunächst von der Erfüllung kirchlicher Kriterien ab wie Mindestalter, mindestens sechs Monate zurückliegender Priesterweihe, Moralität der Lebensführung oder dem Vorliegen eines höheren theologischen Abschlusses. Letzterem wurde meist durch die Verleihung eines Ehrendoktorats Genüge getan. Fixiert wurde die Vorgehensweise bei Bischofswahlen durch vertragliche Festlegungen zwischen Staat und Heiligem Stuhl. Im Untersuchungszeitraum erstellten in Preußen die Domkapitel Kandidatenlisten, von denen die staatliche Seite die nicht erwünschten Kandidaten ausschloss. Ausschlaggebend waren die Voten des Kultusministers in Berlin und die der regionalen Behörden, insbesondere des Oberpräsidenten. Der vom Domkapitel anschließend mit Mehrheit gewählte Kandidat musste vom preußischen König und dem Vatikan bestätigt werden. In Bayern fand keine Wahl statt, es ist vielmehr von einem positiven Recht zu sprechen, da der bayerische König die Bischöfe nominierte, *via facti* eigentlich ernannte. Es wurde jedoch vom Vatikan eine Information erbeten, ob Bedenken gegen Kandidaten vorliegen würden. Die Verfahrensweise in Bayern glich damit der in Österreich-Ungarn, beide hatten ihren Grund in der Katholizität der jeweiligen Herrscherhäuser.

Von hohem Interesse ist natürlich, warum welcher Kandidat genommen bzw. ausgeschlossen wurde. Aufgrund der Charakteristika bestimmter kirchlicher Quellen sowie der Unmöglichkeit, alle Diözesanarchive zu konsultieren, ist ein Rückgriff auf Nachrichten in konfessionellen Zeitungen durchaus plausibel, um Interessenkonflikte rekonstruieren zu können. Es handelte sich eben um die Besetzung eines zentralen kirchlichen Amtes, für zeitgenössische Leser wie heutige Historiker finden sich zahlreiche relevante Zeugnisse in den damaligen Printmedien. Die Masse der der Studie zugrundeliegenden Archivquellen finden sich in staatlichen sowie in vatikanischen Archiven. Die Darstellung der auf dieser Basis gewonnenen Ergebnisse erfolgt für die Einzelstaaten des Reiches auf der Ebene der (Erz-)Bistümer in Form eines deskriptiven, Personen und Ereignisse in den Mittelpunkt stellenden Zugriffs. Deutlich ist die Absicht, die jeweiligen Strategien, relevanten Einzelpersonen und Netzwerke der involvierten Stellen narrativ nachvollziehbar zu machen. Vom Ergebnis her gesehen hielt die staatliche Seite anscheinend zielstrebig daran fest, den eigenen Absichten kompatible Bischöfe zu installieren, sie erwies sich dabei aber als durchaus situationselastisch. Von kirchlicher Seite her wurde in der Tendenz den Wünschen des Staates entgegenzuarbeiten versucht, als dezidiert staatsloyal geltende Kleriker hatten ebenso wenig Chancen wie ultramontane Eiferer. *In grosso modo* waren das Ergebnis Bischöfe, »die sich Meriten in der Pastoral erworben hatten, ... kirchlich gesinnt ..., den staatlichen Behörden maßvoll und ausgleichend gegenüber« (S. 817).

Angesichts der Detailergebnisse der Studie fällt es schwer, die Bischofswahlen im Deutschen Reich zwischen 1887 und 1914 so zu lesen, »dass der Konflikt auf dem Feld der kirchlichen Personalpolitik ... unvermindert andauerte.« (S. 833) Deutlich werden innerkirchliche regionale und lokale Konfliktlinien, deutlich wird, welch hohes, von interessiertem Argwohn getragenes Maß an Interesse staatliche Instanzen kirchlich-katholischen Entwicklungen entgegenbrachten. Dennoch sind vor Ort vorfindliche und sich aus Einzelwahrnehmungen natürlicherweise ergebende Auseinandersetzungen wenig überraschend und können den Grundbefund eines konfliktarmen Miteinanders nicht ändern. Die Wertung, es habe sich um eine Fortführung des Kulturkampfes mit »sanfteren Methoden« (S. 41) gehandelt, überzeugt daher insgesamt nicht. Dennoch sollte kein Zweifel daran bestehen, dass aufgrund der zahlreichen, breit ausgebreiteten Detailergebnisse eine für die Geschichte des Katholizismus im Kaiserreich wichtige Studie vorliegt, deren »Handbuchcharakter« (S. 7) weidlich zu nutzen wäre.

*Thomas Schulte-Umberg*

PETER DINZELBACHER (HRSG.): Handbuch der Religionsgeschichte im deutschsprachigen Raum, Bd. 6/1. 20. Jahrhundert – Epochen und Themen (hrsg. v. LUCIAN HÖLSCHER u. VOLKHARD KRECH). Paderborn: Schöningh 2015. 613 S. m. Abb. ISBN 978-3-506-72025-2. Geb. € 128,00.

PETER DINZELBACHER (HRSG.): Handbuch der Religionsgeschichte im deutschsprachigen Raum, Bd. 6/2: 20. Jahrhundert – Religiöse Positionen und soziale Formationen (hrsg. v. LUCIAN HÖLSCHER u. VOLKHARD KRECH). Paderborn: Ferdinand Schöningh 2016. 511 S. ISBN 978-3-506-78213-7. Geb. € 128,00.

1990 erschien unter dem Titel »Arbeitswelt und Bürgergeist« der zweite Band von Thomas Nipperdeys brilliant erzählter »Deutschen Geschichte« des 19. Jahrhunderts. Darin widmete der Münchener Historiker den Religionen gleich zwei Kapitel: das eine dem Judentum und das andere den christlichen Konfessionen sowie den »Unkirchlichen«. Nipperdey verstand »Religion als ein Stück Deutungskultur, die die ganze Wirklichkeit der Lebenswelt konstituiert, das Verhalten der Menschen und ihren Lebenshorizont, ihre Lebensinterpretationen prägt, gesellschaftliche Strukturen und Prozesse, ja auch die Politik« (vgl. T. Nipperdey, Religion im Umbruch, 1988, S. 7). Dass eine solche kulturgeschichtlich geweitete Perspektive auf die allgemeine deutsche Geschichte durchaus umstritten war, machte seinerzeit die »Deutsche Gesellschaftsgeschichte« aus der Feder des Bielefelder Sozialhistorikers Hans-Ulrich Wehler augenfällig. Mittlerweile ist die sozial- und kulturgeschichtliche Relevanz von Religion in den Geschichtswissenschaften allgemein anerkannt. Dies belegt eindrücklich das »Handbuch der Religionsgeschichte im deutschsprachigen Raum«, dessen 6. Band auf über 1.100 Seiten die historischen Entwicklungen im 20. Jahrhundert behandelt.

Der von dem Historiker Lucian Hölscher und dem Religionswissenschaftler Volkhard Krech gemeinsam verantwortete Doppelband profitiert methodisch von der Arbeit einer Forschergruppe, die sich von 2006 bis 2012 an der Ruhr-Universität Bochum mit Fragen der »Transformation der Religion in der Moderne« befasst hat. Der wissenssoziologische Ansatz rückt für den Wandel religiösen Wissens im 20. Jahrhundert die Wechselwirkungen von sozialen Formationen, religiös-sozialen Gruppierungen und religiösen Semantiken in den Mittelpunkt (Bd. 6/1, S. 15f.). Religiöse Semantiken – so die Grundannahme – prägen zutiefst Welt- und Sinndeutungen der Menschen ebenso wie umgekehrt

gesellschaftliche Konflikt- und Differenzerfahrungen nicht ohne Folgen für Religion und Semantik bleiben. Der Autorenkreis aus Historikern (Bösch, Hannig, Hölscher, Kaufmann, Mittmann, Sawicki, Ulbricht, Weichlein, Weir), Theologen (Christophersen, Holzem, Jähnichen, Sarx), Politik- und Sozialwissenschaftlern (Liedhegener, Tezcan), Ethnologen bzw. Religionswissenschaftlern (Auffahrt, Bräunlein, Krech, Schlamelcher), Religionsphilosophen (Kleinert, Schlette) und Soziologen (Gärtner, Sammet) reicht indes über diese wissenssoziologischen Rahmenvorgaben hinaus.

Existieren im »kurzen 20. Jahrhundert« Brüche in den religiösen Formationen und Sinndeutungen von Wirklichkeit? Oder überwiegen doch eher Kontinuitäten und Übergänge? Die sieben entlang der politik- und sozialgeschichtlichen Einschnitte 1914/18, 1933/45, 1960/70 und 1989/90 verfassten Beiträge (Bd. 6/1, S. 21–266) halten sich mit dezidierten Urteilen zurück. Sie stimmen jedoch darin überein, dass sich die religiösen Verhältnisse vor allem in Deutschland, aber auch in Österreich und der Schweiz weder nach 1918 noch nach 1933, sondern erst nach 1945 grundlegend zu verändern begannen. Liedhegener spricht von der »Sattelzeit« der 1950er-Jahre (Bd. 6/1, S. 142). Für Bräunlein und Mittmann kommt dem politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Umbruch in den 1960er/70er-Jahren zumindest eine Katalysatorfunktion für die Transformationen des religiösen Feldes zu (Bd. 6/1, S. 209f., 220, 242–244). Dem ist zuzustimmen, doch: Was verbirgt sich qualitativ hinter religionssoziologischen Prozessbegriffen wie »Individualisierung« und »Pluralisierung«?

Liedhegeners vorzüglicher Beitrag macht deutlich, dass der Wandel nach 1945 einsetzt mit der Integration der christlichen Kirchen und ihres konfessionsbezogenen Denkens in den demokratischen, religionspolitisch wohlwollenden Weststaat der Bundesrepublik. Der Flüchtlings- und Vertriebenenstrom und die politische Neugründung einer christlichen – also beide Konfessionen umfassenden – Volkspartei setzten Fakten. Dass die Katholiken am Aufbau der auf religiöser Freiheit basierenden Zivilgesellschaft erheblichen Anteil hatten, und dass der noch zu Beginn des Jahrhunderts mächtig tönende, von Holzem in seinen Verschränkungen vor allem mit protestantischem Christentum ausgezeichnet analysierte, säkulare »Glaube an die Nation« (Bd. 6/1, S. 21–60) nach 1945 unter den Vorzeichen des »Kalten Krieges« und der »geteilten Nation« immer weniger ohne gesamtgesellschaftliches Echo in West wie Ost blieb – dies war ein religiöser Transformationsprozess, der insbesondere den Protestanten einiges abverlangte. Zurecht bezieht Liedhegener zusätzlich den fundamentalen Wandel der westdeutschen Sozialdemokratie ein: Sie schwor am Ausgang der 1950er-Jahre in Abgrenzung zur SED in der DDR ihrem säkularen »Revolutionsglauben« ab, bestimmte im Godesberger Programm ihren Standort in der Demokratie neu. Sie schuf damit die entscheidende Voraussetzung für eine machtpolitische Alternative zur christlich-konservativen Adenauer-CDU.

Indes wird der tiefe Einschnitt, den die nationalsozialistische Vernichtung des Judentums in der deutschen Religionsgeschichte hinterließ, nur unzureichend deutlich. Hier ist in Auffahrts Beitrag über religionsähnliche und -unähnliche Züge des Nationalsozialismus (Bd. 6/1, S. 113–134) eine Fehlstelle zu konstatieren. Sie fällt umso stärker ins Gewicht, als die christlichen Kirchen auch nach 1945 diesen religionsgeschichtlichen Bruch erst sehr spät als Teil ihrer eigenen Vergangenheit aufarbeiteten und anerkannten.

Den eigentlichen religiösen Umbruch machen die meisten Autoren in den »langen 1960er Jahren« aus: Hinter der Fassade gesicherter Kirchenstrukturen begann sich im Christentum die religiöse Tiefengrammatik grundlegend zu verändern. Legt man – wie die Herausgeber – einen weiten Religionsbegriff zugrunde, so gelangen für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts über die Entkirchlichung hinaus zahlreiche neue soziale Formationen des Religiösen in den Blick. Sie werden in ihren verschiedenen Erscheinungs-

formen beschrieben. Die Autoren betreten hier Neuland, denn die tieferen Ursachen dieses bis heute nicht abgeschlossenen Umbruchs sind bislang nur unzureichend erforscht. Bemerkenswert erscheint in diesem Zusammenhang der Hinweis auf den Wandel des »Sakralen«: Eine auf religiöse, das postmortale Seelenheil gerichtete Kommunikation der Kirchen verlor ihre sinnstiftende Plausibilität und wurde durch diesseitige Pastoral lebensbegleitender Hilfen ersetzt – ein Prozess, dessen Beginn Schlamelcher spätestens in den 1960er-Jahren ausmacht (Bd. 6/1, S. 256f.). Damit ist ein wesentlicher Punkt des »religiösen Gezeitenwechsels« (W. Damberg) berührt, welchem künftig noch größere Aufmerksamkeit geschenkt werden muss.

Systematisch abgehandelte, mit dem religiösen Feld verschränkte Themen unterstreichen die diachron erhobenen Befunde. Es wird erkennbar, dass im 20. Jahrhundert religiöse Deutungen noch tief mit der Lebenswelt der Menschen verschränkt waren, aber auch, wie vielgestaltig bzw. ungleichzeitig Prozesse der Anverwandlung der »Moderne« verliefen:

- die Abwanderung eschatologisch-apokalyptischer Deutungen erlebter (Natur-)Katastrophen in Deutungen, die diese Ängste nicht mehr religiös, sondern naturwissenschaftlich und als Bestandteil menschlicher Zivilisation begriffen (Bd. 6/1, S. 281f.) (N. Hannig);
- die bemerkenswerte Präsenz und Bereitschaft, mit der sich die christlichen Kirchen trotz Skandalisierungen medialer Neuerungen gegenüber öffneten, was sich milieustabilisierend und transformierend zugleich auswirkte (Bd. 6/1, S. 286–311) (F. Bösch);
- sodann die beidseitige Annäherung von Kunst und Religion an eine Ästhetisierung der Transzendenz, welche das Verhältnis als ambivalent, von Anziehung und Abstoßung zugleich, erscheinen lässt (Bd. 6/1, S. 341–345) (M. Kleinert/V. Krech/M. Schlette);
- schließlich die zunehmende konfessionsübergreifende Konvergenz religiös-ethischer Diskurse in Fragen sozialer und politischer Verantwortung im öffentlichen Raum bei gleichzeitig wachsender Divergenz zwischen »liberalen« und »orthodox-konservativen« Wertebegründungen der privaten »Lebensführung« (Bd. 6/1, S. 379) (T. Jähnchen);
- und endlich der lange und dornige Weg, auf dem zwischen demokratischem Staat und Kirchen das Verständnis von Freiheit und Gleichheit der Religion verfassungs- und verwaltungsrechtlich ausgehandelt wurde (Bd. 6/1, S. 389–414) (S. J. Jahn).

Zurecht ziehen einige Autoren historische Kontinuitätslinien bis in das 19. Jahrhundert zurück. Zugleich wird noch einmal deutlich, wie sehr die Transformationen und Neupositionierungen etwa in Fragen von öffentlicher Moral und Recht insbesondere in Deutschland von den Diktaturerfahrungen des »Dritten Reichs« und der DDR mitbestimmt waren. Allerdings erscheint die thematische Auswahl eher kontingent. So hätte man sich beispielsweise Beiträge über die »Arbeit« und die »Familie« vorstellen können – jene bürgerlichen Grundwerte, die bereits von Nipperdey als »praktische säkulare Sinnstiftungen, ja Quasireligionen« eingestuft werden, und gerade in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts grundlegende Wandlungen erfuhren.

*Der zweite Teilband* behandelt unter der Überschrift »Religiöse Positionen« zunächst die einzelnen religiösen Bekenntnisse und Denominationen selbst (Bd. 6/2, S. 15–216). Wenn der Protestantismus vor allem als ideen- und theologiegeschichtliche Auseinandersetzung über das »Wesen des Christentums« von Adolf von Harnack über Max Weber und Karl Barth bis in die Gegenwart zu Charles Taylor skizziert wird, so spiegelt dies zutreffend einen Kern protestantischer Identität wider (A. Christophersen). Demgegenüber

wird das Selbstverständnis des Katholizismus als konfessionell formierte Sozialgestalt beschrieben, dessen binnenkirchliche Transformationen bis heute zwischen päpstlich-ultramontanem Erstem und global-episkopalem Zweitem Vatikanischem Konzil eingespannt sind (T. Mittmann). Beide christlichen Kirchen bewegen sich dabei in einem erweiterten religiösen Feld, dessen Herausforderungen mit Jürgen Habermas als »Situationen immaterieller Enteignung« und »Revitalisierung der Weltreligionen« in einer »postsäkularen Gesellschaft« markant umrissen werden (Bd. 6/2, S. 50f.).

Das Judentum wird nur auf einigen wenigen Seiten abgehandelt. Wie tief der antisemitische Zivilisationsbruch nach 1933 für das jüdische Selbstverständnis war, lässt sich andeutungsweise daran ablesen, dass »Judaistik« in Deutschland nach 1945 von Christen zwar international erfolgreich, aber ohne Beziehung zur kleinen, im deutschsprachigen Raum insgesamt nur 140.000 Mitglieder umfassenden jüdischen Gemeinschaft betrieben wurde (Bd. 6/2, S. 149) (U.-R. Kaufmann). Der Abschnitt über die Völkische Religiosität (J.H. Ulbricht) überschneidet sich in manchem mit den Ausführungen im 1. Teilband über die Religion im Dritten Reich (Ch. Auffahrt); hier hätten – auch gemessen an der nach 1945 marginalen Relevanz dieses säkular-religiösen Phänomens – Redundanzen vermieden werden können. Demgegenüber wird dem »Islamfeld« schon aus aktuellen Gründen größere Aufmerksamkeit zuteil. Dessen Geschichte nahm in Deutschland erst seit den 1960er-Jahren mit der Arbeitsmigration aus der Türkei und Südosteuropa nennenswerte Gestalt an. Den religiösen Transformationsprozess vom Exil- über den Diasporaislam (insbesondere der Aleviten) zum »Islam als Public Religion« und als zentriertes, gesellschaftsfähiges Subjekt vergleicht L. Tezcan mit einer »funktionalen Verkirchlichung« des Katholizismus seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Bd. 6/2, S. 165, 176) – eine Beobachtung, die (unbeschadet aller Schwierigkeiten eines solchen Vergleichs) etwa durch historische Studien über den Antikatholizismus im 19. Jahrhundert gestützt wird. Der Überblick über das religiöse Feld wird abgerundet durch Ausführungen über den schon im 19. Jahrhundert wachsenden »Säkularismus« (Bd. 6/2, S. 190) (T.H. Weir) (Nipperdey spricht für die Kaiserzeit von »Atheismus«) sowie die Esoterik (D. Sawicki). Im Blick auf die Entwicklung in der DDR bleibt offen, ob die SED weltanschaulich nicht vielmehr mit der »linken« Freidenkertradition der Weimarer Republik brach als diese parteiideologisch zu integrieren.

Der Doppelband schließt mit einem (vierten) Teil über die Wechselwirkungen zwischen klassen-, schichten-, geschlechter- bzw. generationenbezogenen Formationen einerseits und religiösen Formationen andererseits (Bd. 6/2, S. 217–337). Die semantischen Beobachtungen zu »Arbeiterschaft« und »Bürgertum«, zur Bedeutung des Geschlechts im Bereich der Religion und zum Generationenwandel und seinen Folgen für religiöse Bindungen fokussieren wiederum die 1960er/70er-Jahre als Phase eines grundlegenden religiösen Umbruchs. Im Protestantismus bewirkte der langfristige Entkirchlichungsprozess, dass sich sowohl Wirtschafts- und Bildungsbürgertum als auch Arbeiterschaft von kirchengebundenen Glaubensüberzeugungen abwandten. Alte Vorstellungen von »proletarischem Glauben« und »bürgerlicher Religiosität« lösten sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts weitgehend auf. Eine »bürgerliche Bildungsreligiosität« ohne innere kirchliche Zugehörigkeit zur rechtlich verfassten Kirche (»säkulare Religiosität«), wie sie sich bereits um 1900 abzuzeichnen begann und sich später mit »vagierender Religiosität« der Lebensreform-Bewegungen verband, setzte sich unter dem Druck des fundamentalen Traditionsbruchs in Familie bzw. Jugendgeneration spätestens seit den 1960er-Jahren durch – mit nachhaltigen Auswirkungen sowohl auf die religiösen Sozialisationsprozesse als auch die Klerus- und Gemeindeidentität. Der umgekehrte, bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts durchaus erfolgreiche Versuch im Katholizismus, die sozialen

Ausdifferenzierungen kirchenautoritativ und religiös-kulturell zu überwölben, stieß in den 1960er-Jahren ebenfalls an seine Grenzen; in der Hochzeit der Moderne wurde das katholische Milieu als überholt wahrgenommen und gesellschaftlich verabschiedet. Trotz des in Deutschland verbreiteten »*believing without belonging*« verschwand jedoch die christlich-religiöse Kultur als Teil gesellschaftlicher und individueller Lebenskultur nicht einfachhin.

Fazit: In den religionssoziologischen Debatten ist die Fragwürdigkeit der Säkularisierungsthese alten Zuschnitts längst Gemeingut, ebenso die mit ihr verknüpfte Rede von der »Pluralisierung« religiöser Formationen und »Individualisierung« religiösen Verhaltens. Die qualitative und quellenbasierte Erforschung dieser komplex verschränkten religiösen Umbruchprozesse hat erst begonnen. Herausgebern und Autoren sind eindrucksvolle Längs- und Querschnitte durch die Religionsgeschichte des 20. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum gelungen. In ihrer Zusammenschau lassen die breit angelegten, methodisch hoch reflektierten Zugänge erkennen, dass es auf die drängenden gegenwärtigen wie zukünftigen »Säkularisierungsfragen« gerade keine einfachen historischen Antworten gibt. Ein geschlossenes historisches Gesamtbild, wie es Nipperdey für das Deutsche Kaiserreich gezeichnet hat, steht noch aus. Es war möglicherweise auch gar nicht intendiert. Man kann sich deshalb fragen, ob die Veröffentlichung der Ergebnisse als »Handbuch« angemessen ist. Einen bedeutsamen »Meilenstein«, auf den sich weitere sozial- und kulturwissenschaftliche Studien zur Religion und Religiosität werden beziehen müssen, bilden sie allemal.

*Christoph Kösters*

JAN DIRK BUSEMANN: Katholische Laienemanzipation und römische Reaktion. Die Indexkongregation im Literatur-, Gewerkschafts- und Zentrumsstreit (Römische Inquisition und Indexkongregation, Bd. 17). Paderborn: Schöningh 2017. X, 402 S. ISBN 978-3-506-77789-8. Geb. € 68,00.

Die vorliegende Arbeit ist im Rahmen des Forschungsprojekts »Römische Inquisition und Indexkongregation« entstanden. Sie untersucht Kontroversen um die Laienemanzipation in der katholischen Kirche im Rahmen der Auseinandersetzungen um den Modernismus am Beginn des 20. Jahrhunderts. Arbeiten zum Modernismus sind niemals allein historisch orientiert, sondern bieten auch einen Schlüssel zum Verstehen der gegenwärtigen Kirche – rund 100 Jahre nach dieser Kontroverse.

Die Auseinandersetzung um den Modernismus betraf vor allem den katholischen Klerus. In der Enzyklika *Pascendi* und im Anti-Modernisteneid wurden in erster Linie die Bischöfe in die Pflicht genommen, Kleriker mussten vor dem Empfang der höheren Weihen sowie vor einer theologischen Promotion oder der Übernahme einer Professur den 1910 eingeführten Anti-Modernisteneid ablegen. Papst Pius X. sah im Modernismus jedoch nicht allein eine Irrlehre, das »Sammelbecken aller Häresien«, sondern er erachtete ihn als umfassende Verschwörung gegen die Kirche und die gottgewollte Ordnung. Folglich galt es, auch Spuren eines »praktischen Modernismus« aufzudecken. Der römische Prälat Benigni hielt den »politischen, sozialen und literarischen Modernismus für noch viel gefährlicher ... als die offene Irrlehre« (S. 60). Die Ungeklärtheit des Begriffs Modernismus machte es möglich, den Häresievorwurf auf alle Neubesinnungen und Reformvorschläge anzuwenden. Damit gerieten auch Laien unter Modernismusverdacht, selbst wenn sie sich in Bereichen engagierten, die nicht die katholische Lehre betrafen. Felder, in denen derartige Kontroversen im Pontifikat Papst Pius X. besonders virulent wurden,

waren der Literaturstreit, der Gewerkschaftsstreit und der Streit um die Zentrumspar-  
tei. Integralistische Kreise erachteten die Bücherzensur als das bevorzugte Instrument  
ihre Ziele durchzusetzen, sie wurde als »wichtige Waffe des Lehramts angesehen« (S. 25).  
Folglich bieten die Dokumente der vatikanischen Indexkongregation eine hervorragende  
Quelle zur Erforschung der Kontroversen. Sie werden in der vorliegenden Arbeit ebenso  
ausgewertet wie Dokumente aus verschiedenen weiteren Archiven.

»Im Literaturstreit wurde debattiert, inwieweit eine vorsichtige Öffnung katholischer  
Autoren für die Errungenschaften der literarischen Moderne notwendig sei, oder ob ka-  
tholische Autoren nicht katholische Tendenzliteratur zu schreiben hätten, die gleichsam  
als Werbung für die katholische Kirche fungieren sollte« (S. 25). Im Fokus der Index-  
kongregation war insbesondere die von Karl Muth begründete Zeitschrift »Hochland«,  
in der dieser eine »Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland« anstrebe-  
te. Als Gegenpol tat sich die Zeitschrift »Der Gral« hervor, die dem Hochland vorwarf,  
modernistisch zu sein, weil es, wie Kardinal Georg Kopp (1837–1914) formulierte, »die  
gebildeten Kreise dekadentisiere« (S. 58). Anzeigen gegen das Hochland führten zu dessen  
Verurteilung, die allerdings nicht veröffentlicht wurde, um eine befürchtete Reaktion in  
der Öffentlichkeit zu vermeiden. Worin der »Modernismus« des Hochlands bestanden  
haben soll, wird allerdings in den Akten der Kongregation nicht deutlich. Sicher spielte  
der Roman Fogazzaros »Der Heilige«, in dem ein Laie dem Papst Vorstellungen über die  
Reform der Kirche vorträgt, eine wichtige Rolle.

»Im Gewerkschaftsstreit stand die Frage im Mittelpunkt, ob katholische Arbeiter  
unabhängig von der kirchlichen Hierarchie ihre Arbeitnehmerinteressen in interkon-  
fessionellen »Christlichen Gewerkschaften« vertreten dürfen, oder ob sie sich allein in  
den katholischen Arbeitervereinen organisieren sollten, die der unmittelbaren Kontrol-  
le der Kirche unterstanden« (S. 25). Ausgangspunkt waren hier die Kontroversen zwi-  
schen der Kölner Richtung, die unter dem Patronat von Kardinal Fischer christliche  
Gewerkschaften propagierte, in denen Arbeiter um ihre sozialen und wirtschaftlichen  
Interessen kämpfen sollten, und der Berliner Richtung, in der Kardinal Kopp (Breslau)  
die religiöse Dimension sozialer Probleme unterstrich und damit die gesellschaftspol-  
itischen Fragen der Autorität der Kirche zuwies. Als exemplarisch für diese Kontro-  
verse stellt die Arbeit den Indexprozess gegen den Münsteraner Moraltheologen Jo-  
seph Mausbach dar, der in seiner Schrift »Die katholische Moral und ihre Gegner« die  
Kölner Richtung theologisch legitimierte. Daraufhin wurde seine Rechtgläubigkeit in  
Frage gestellt, während er fast zeitgleich mit dem Titel eines päpstlichen Hausprälaten  
ausgezeichnet wurde. Mausbach wurde eine Indizierung angedroht; er konnte ihr durch  
eine Überarbeitung seines Werkes entgehen, ohne dass er seine Auffassung grundlegend  
geändert hätte. Die offizielle kirchenamtliche Position lautete, die Organisation der ka-  
tholischen Arbeiter solle in katholischen Arbeitervereinen erfolgen, jedoch seien in der  
gegebenen Situation christliche Gewerkschaften tolerabel, wegen ihres Interkonfessio-  
nalismus aber nicht wünschenswert.

Im Zentrumsstreit »bestanden kontroverse Ansichten darüber, wie das Verhältnis der  
politischen Arbeit in Deutschland zu den Weisungen der römisch-katholischen Kirche zu  
sehen sei. Begriff man sich als unabhängig vom Einfluss von Bischöfen, Kurie und Papst  
oder als deren Interessenvertretung?« (S. 25). Ähnlich wie beim Gewerkschaftsstreit stan-  
den auch hier die Probleme der Interkonfessionalität, durch die protestantische Prinzi-  
pien in den Katholizismus hineingetragen würden, sowie die Autorität der Hierarchie  
zur Debatte. Dem im Zentrum einflussreichen Julius Bachem wurde von integralistischer  
Seite vorgeworfen, den Katholizismus zugunsten einer vagen christlichen Weltanschau-  
ung preiszugeben. Vor allem beschäftigte sich die Indexkongregation mit einem Vortrag



von Theodor Wacker, der in einer Broschüre des Zentrums veröffentlicht worden war. Wacker, Pfarrer in Zähringen und Führer der badischen Zentrumspartei, betonte entschieden den nicht-konfessionellen Charakter der Partei und ihre Unabhängigkeit von der Hierarchie. Politiker des Zentrums seien allein ihrem Gewissen verpflichtet, kirchliche Autoritäten könnten lediglich um unverbindliche Gutachten gebeten werden. Diese Broschüre wurde bei der Indexkongregation angezeigt, weil sie der Enzyklika *Pascendi* widerspreche. Übelwollende Gutachten, die auf Betreiben von Thomas Esser, dem Sekretär der Indexkongregation eingeholt wurden, bildeten die Basis für die Verurteilung von Wackers Rede. Dieser hat sich letztlich unterworfen, ohne dass er seine Position grundlegend geändert hätte.

Mit dem Tod von Papst Pius X. am 20. August 1914 und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs endeten die Streitigkeiten um den Integralismus. Im März 1917 wurde die Indexkongregation als eigenständige Behörde aufgelöst und Esser verlor seinen einflussreichen Posten.

Im Mittelpunkt der Arbeit stehen nicht die Ereignisse in den umrissenen Kontroversen, sondern deren Behandlung durch die römische Indexkongregation. Sie hat neue wichtige Quellen erschlossen, die bisherige Urteile zu bestätigen oder zu modifizieren vermögen. Vor allem aber wirft die Arbeit ein Licht auf die theologische und kirchenpolitische Einstellung von Papst Pius X. und der römischen Kurie zum Laien in der Kirche und der Forderung zu dessen Unterordnung unter den Klerus und die Reservierung aller Autorität für die Hierarchie.

Selbst wenn in der Arbeit nicht ausgeführt: Man kann die in ihr erschlossenen Dokumente heute nicht zur Kenntnis nehmen, ohne die Aussagen des II. Vatikanischen Konzils über die Laien und das Volk Gottes ebenso mitzubedenken wie die nachkonziliaren Bestrebungen, diese Neuaufbrüche wieder in Bahnen zu lenken, die von den Urteilen der Indexkongregation gar nicht weit entfernt zu sein scheinen.

*Peter Neuner*

DAVID I. KERTZER: Der erste Stellvertreter. Papst Pius XI. und der geheime Pakt mit dem Faschismus. Darmstadt: Theiss 2016. 607 S. m. Abb. ISBN 978-3-8062-3382-7. Geb. € 38,00.

David I. Kertzer untersucht in seinem 2014 unter dem Titel »The Pope and Mussolini – The Secret History of Pius XI and the Rise of Fascism in Europe« erschienenen Buch die Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und der italienischen faschistischen Regierung in der Zwischenkriegszeit. Letztlich legt er damit eine Doppelbiographie von Papst Pius XI. (1922–1939) und Benito Mussolini (1922–1945) vor.

Mit dem Titel »Der erste Stellvertreter« spielt die deutsche Übersetzung auf das Theaterstück »Der Stellvertreter« an, in dem der Dramaturg Rolf Hochhuth 1963 Eugenio Pacelli vorwarf, als Papst Pius XII. (1939–1958) aus Gründen der Staatsraison zum Holocaust geschwiegen zu haben. Pius XI. hingegen erschien bisher häufig als Papst, der Faschismus und Nationalsozialismus konsequent zurückgewiesen habe. Seit der Öffnung der Bestände aus seinem Pontifikat in den vatikanischen Archiven 2003/2006 geriet dieses Bild vermehrt ins Wanken – und Kertzer bringt es nun endgültig zu Fall. Er sieht in Pius XI. den ersten Stellvertreter, der den Aufstieg des Faschismus maßgeblich begünstigte, in der Hoffnung auf einen dominierenden Einfluss der katholischen Kirche auf Staat und Gesellschaft in Italien. So sei 1923 »aus der faschistischen Revolution eine klerikal-faschistische Revolution geworden« (S. 87), resümiert Kertzer.

Das Kalkül des Papstes schien vorerst aufzugehen. Die Unterzeichnung der Lateranverträge im Februar 1929 machte den Katholizismus zur italienischen Staatsreligion, löste die Römische Frage und begründete den Staat der Vatikanstadt. Sie stellte sicherlich den Höhepunkt der trotz zahlreicher Spannungen anhaltend guten Beziehungen zwischen Papst und Duce dar. Erst als Mussolini mit den italienischen Rassengesetzen ab 1938 offen auf Konfrontationskurs zum Papst ging, zweifelte der alternde Pius XI. zunehmend an ihrem Pakt. Doch nun war es maßgeblich Kardinalstaatssekretär Eugenio Pacelli, der den eingeschlagenen Kurs fortführen wollte. So war das Ableben Pius' XI. dann auch in Kertzers Lesart ein »willkommener Tod« (S. 361) für all diejenigen, die den Bruch zwischen Kirche und Staat unbedingt verhindern wollten. Die Papstwahl Pacellis versteht Kertzer wiederum als den entscheidenden Schritt auf dem »Weg in die Katastrophe« (S. 390), also zum Schweigen Pius' XII.

Kertzer ist nicht nur ein ausgewiesener Historiker, der zahlreiche Archive besucht, neue Quellen erschließt und die Forschungsliteratur gekonnt aufgreift, er erweist sich auch als ein meisterhafter Schriftsteller, der nicht umsonst den Pulitzer-Preis für dieses Buch erhielt. Auch in der deutschen Übersetzung geht von dieser Erzählkunst nichts verloren, was die Lektüre zum reinsten Lesevergnügen werden lässt. Dabei lagert Kertzer viele Hintergrundinformationen in die Endnoten aus, um seine breite Leserschaft nicht durch ausufernde Fußnotenapparate abzuschrecken. Wer mehr über die agierenden Personen, Forschungsdebatten oder Quellen erfahren möchte, ist deshalb zum permanenten Blättern gezwungen. Eine Würdigung der benutzten Quellen findet sich erst im Nachwort – und das aus Fachperspektive allzu knapp. Natürlich ist es richtig, dass die offiziellen kirchlichen Dokumente »nicht die ganze Geschichte« (S. 410) erzählen. Doch auch die unzähligen Berichte von faschistischen Spitzeln, die Kertzer aus Polizeiakten recherchiert hat und in denen von vatikanischen Gerüchten über homosexuelle oder pädophile Neigungen und Verbrechen hochrangiger Kirchenfürsten bis hin zu einem Mordversuch berichtet wird, müssen einer quellenkritischen Lektüre unterzogen werden. Der Historiker Kertzer hätte über den Quellenwert der ein oder anderen einschlägigen Aussage sicherlich gründlicher abwägen können. Für den Schriftsteller Kertzer hingegen sind diese Spitzelberichte ein wahrer Segen, ermöglichen sie doch einen spannenden Blick über die hohen Mauern des Vatikans auf die Intrigen und Skandale der Römischen Kurie. Nicht nur deshalb ist das Buch durchweg zu empfehlen.

*Sascha Hinkel*

STEFAN GERBER: Pragmatismus und Kulturkritik. Politikbegründung und politische Kommunikation im Katholizismus der Weimarer Republik (1918–1925). (Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte, Neue Folge, Heft 26). Paderborn: Schöningh 2016. 418 S. ISBN 978-3-506-78267-0. Kart. € 54,00.

Die jüngst vorgelegte Habilitationsschrift des Jenaer Historikers Stefan Gerber befasst sich mit dem »Boden der Tatsachen« als dem zentralen Phraseologismus in der politischen Kommunikation der Zentrumsparterie in der ersten Hälfte der Weimarer Republik. Gerber untersucht die Auseinandersetzungen um den darin ausgedrückten politischen Pragmatismus der Partei in ihrer Reaktion auf den revolutionären Umbruch von 1918/19 und den damit verknüpften katholischen »Vernunftrepublikanismus« und die Integrationsbemühungen angesichts der verbreiteten Muster von Kulturkritik und politischen Ängsten. Die Politikbegründung des Zentrums war dabei in der unglücklichen Lage, einerseits der traditionellen moraltheologischen Verurteilung von Revolutionen an sich ge-

recht werden zu müssen und andererseits den Vorwürfen opportunistischer Machtpolitik von »rechtskatholischer« Seite ausgesetzt zu sein. In einer scharf umrissenen Problemstellung erfährt der Leser, dass diese Form apologetischer Kommunikation mit dem Aufstieg des Zentrums zur maßgeblich mitgestaltenden Kraft immer wichtiger wurde, da sowohl das katholische Wahlvolk wie auch die kirchliche Hierarchie von der Legitimität dieses Handelns überzeugt werden mussten, um mit dieser »Plausibilitäts- und Akzeptanzsicherung« die notwendige Geschlossenheit zu erhalten (S. 10–12). Die unter dem Ereignis- und Handlungsdruck der ersten Revolutionstage schnell feststehende »formelhafte Apologie« (S. 37) vom Mitarbeiten auf dem »Boden der Tatsachen« konnte dabei an eine lange diskursive Vorgeschichte innerhalb des politischen Katholizismus anknüpfen, die insbesondere in ihrer Bindung an die Person Wilhelm Emanuel von Kettlers dargelegt wird (S. 37–65). Überzeugend legt der Autor dar, inwiefern die Umbrüche des 19. Jahrhunderts (v. a. 1848/49 und 1866/71) bereits ein pragmatisches Vorgehen des erwachenden politischen Katholizismus erforderlich gemacht hätten, das sich schon damals als mit den »Denkhorizonten der katholischen Moral- und Gesellschaftslehre« (S. 56) vereinbar zeigen musste: Die für den gläubigen Katholiken unzulässige amoralische »Realpolitik« wie auch die sichtlich mit Nachteilen behaftete Option der Totalverweigerung schieden aus. Ein gangbarer Weg war stattdessen die Überlegung, dass in den von Gott zugelassenen tadelnswerten Tatsachen auch die Möglichkeit ihrer Besserung stecken müsse und dass das Mitarbeiten an dieser Besserung nicht die Anerkennung ihres moralisch falschen Zustandekommens beinhalte. Zentral war demnach das auch später immer wieder angeführte »Providenzvertrauen«: »Innerweltliche Rationalität und die Akzeptanz einer ›Vernünftigkeit‹ des Bestehenden, auf deren Grundlage für die ›katholische Politik‹ eine Kooperation mit verschiedensten politischen Kräften möglich schien, waren nur auf dem prinzipiellen Fundament der Überzeugung vom Handeln Gottes in der Geschichte und durch die Geschichte möglich.« (S. 40f.)

Dass der so von Kettler mit Bedeutung aufgeladene »Boden der Tatsachen« in der Revolutionszeit von 1918/19 in den Äußerungen vieler katholischer Parteipolitiker und politischer Intellektueller begegnet, weist Gerber auf der Basis breiter Recherchen nach (S. 67–72) – der Leser vermisst allerdings einen kommentierenden Überblick zur Rezeption dieser maßgeblichen Gedanken in der langen Zwischenzeit. Spätestens dieses Kapitel lenkt den Blick auch auf ein weiteres Monitum: Die Erstellung eines Registers wäre absolut wünschenswert gewesen, nicht etwa um durch selektive Lektüre die Gedanken der zahlreichen zitierten Autoren und Politiker aus ihrem Zusammenhang reißen zu können, sondern vielmehr, um spätere zielgerichtete »Nachlesen« zu erleichtern. Insgesamt bleibt auch die Erschließung der meisten genannten Personen auf knappe Verweise beschränkt.

Anknüpfend an seine diskursgeschichtliche Analyse behandelt Gerber auch die Kettler-Rezeption in der Weimarer Republik, die immer auch zu einem Gutteil eine Auseinandersetzung über den »Boden der Tatsachen« gewesen sei (v. a. S. 101–129). Ein eingeschobenes Kapitel informiert dabei v. a. anhand des später als »Brückenbauer« zwischen Kirche und Nationalsozialismus bekanntgewordenen Augsburger Diözesanpriesters Philipp Haeuser über die »rechtskatholische« Kritik am »Pragmatismus« des Zentrums, die sich im Vorwurf eines prinzipienfernen und machtorientierten »Opportunismus« äußerte und die Legitimität der politischen Vertretungsansprüche des Zentrums bestritt (S. 77–101).

Diese Kritik begleitete den politischen Katholizismus auch in der weiteren Entwicklung nach dem »Schritt von der unmittelbaren Plausibilität des politischen Pragmatismus angesichts der Unsicherheit und des ›Chaos‹ der Revolution hin zu einer auf der Behauptung neuer republikanischer Legitimität fußenden Begründung pragmatischer Mitarbeit« (S. 72) in den relativ stabilen Jahren der Republik. Der Diskurs über die Mitarbeit auf dem

revolutionär geschaffenen »Boden der Tatsachen« befasste sich mit Überlegungen zur Legitimitätssteigerung. Die Trennung von Revolution und republikanischer Staatsform vertraten dabei – trotz der schwierigen Abgrenzung – viele katholische Intellektuelle als gangbaren Weg. Unter Schwerpunktsetzung auf die mögliche konservative Gestaltung des neuen Staates taten dies namentlich Konrad Beyerle (S. 139–142) oder im wirkungsmächtigen Anschluss an den aus der Staatslehre Leo XIII. übernommenen Gedanken des Gemeinwohls Joseph Mausbach und Peter Tischleder (S. 144–153). Die Auseinandersetzung mit diesen bereits von Rudolf Uertz behandelten Ansätzen führt Gerber zur Frage, wie der Gedanke einer Trennung von Revolution und Republik popularisiert und damit politikapologetisch nutzbar gemacht werden konnte. Maßgebend für entsprechende Vermittlungsversuche sei das in Katechesen wie in politischen Versammlungen immer wieder ins Feld geführte Vertrauen auf die göttliche Vorsehung gewesen (S. 155–173).

Das umfangreiche Kapitel »Politische Ängste« (S. 174–222) bemüht sich erneut um eine Differenzierung der bisherigen Forschungssicht. Betrachtete Gerber schon die von Rudolf Uertz eher als Ausdruck des »Dilemma[s] christlicher Demokratiebegründung« (S. 153) interpretierte Adaption der leonischen Staatslehre stärker unter dem Gesichtspunkt ihrer kommunikativen Funktion, so geht es dem Autor auch bei den Ängsten (Kulturkampf, Laizismus, Bolschewismus) mehr um deren handlungsstimulierende Wirkung als um ihr desintegrierendes Moment. Gerber, der für die Bolschewismusfurcht ein etabliertes »Narrativ[s] von den [...] verpassten Chancen« (S. 201) in der deutschen Geschichtsschreibung konstatiert, will aber auch »kontraproduktive Folgen der metaphorischen Dämonisierung« (ebd.) des Kommunismus nicht unterschlagen. Neben der »Senkung der Akzeptanzschwelle für physische Gewalt« (ebd.) gehören in diesem Zusammenhang die bekannten Konstrukte jüdisch-freimaurerisch-bolschewistischer Verschwörungstheorien, die auch im Katholizismus der Weimarer Zeit auftraten (S. 202, 207). Gerade angesichts der einschlägigen großen Forschungskontroversen fällt hier der in einem Großteil der Arbeit zu beobachtende eher sparsame Nachweis von Sekundärliteratur auf, ähnlich bei der ohne entsprechende Problematisierung vorgenommenen Abgrenzung von Antijudaismus und »biologischem Antisemitismus« (S. 202). Tatsächlich werden die negativen Auswirkungen dieses Angst-Diskurses breit thematisiert. Für die Bolschewismusfurcht kommt Gerber insgesamt zu einem ambivalenten Ergebnis. Demnach lag ein »beträchtliches desintegratives, ja womöglich destruktives Potenzial in dieser Angst. Auf der anderen Seite beinhaltete sie politische Mobilisierungsmöglichkeiten, die sich positiv auf die Bereitschaft zur Akzeptanz pragmatischer Mitwirkung in der neuen politischen Ordnung auswirken konnten.« (S. 220f.) Zweifellos ist dieses äußerst vorsichtige Urteil anschlussfähig, während über Qualität und Wirkung der jeweiligen Potenziale weiter mit Recht gestritten werden darf.

Eine effektive Popularisierung des Pragmatismus konnte auf die »apologetische Inszenierung verfassungspolitischer Erfolge« (S. 222) nicht verzichten. Gerber verweist daher auf die entsprechenden Kommunikationsstrategien des politischen Katholizismus, wie etwa den historischen Vergleich oder die Kontrastierung zur Situation des Katholizismus im Kaiserreich, die die neue Schlüsselstellung des Zentrums hervorhob (S. 224–229). Interessante Perspektiven eröffnen hier vor allem die Ausführungen zur »Republik der Frauen«: Die neu erworbenen Partizipationsmöglichkeiten boten dem Zentrum reichlich apologetisches Material zur Politikbegründung gegenüber Frauen, denen die neuerworbenen Rechte als Verpflichtung zur Mitwirkung vermittelt wurden (S. 241f.). In der Frage des Frauenwahlrechts zeigte sich die Partei recht pragmatisch, da man sich des darin liegenden eigenen Vorteils beim Urnengang bewusst war (S. 244). Dennoch wurden Frauen auf ihre traditionellen Rollen und Tätigkeitsbereiche verwiesen – zugleich bemühte man

sich aber zumindest rhetorisch um eine politische Aufwertung dieser meist häuslichen Arbeit und der Rolle der Frau als Erzieherin (S. 245–248).

Als ein Extrem katholischer Politikapologie werden auch »Anverwandlungen« der Revolution geschildert (S. 255–271). In einem breiten Spektrum von Max Buchner über Friedrich Dessauer bis Vitus Heller wurden verschiedenste Konzepte entworfen, von denen speziell Ansätze einer generellen Kulturkritik Bedeutung erlangten: Die Revolution wurde umgedeutet zur »*restitutio*« einer viel früher, etwa mit der Aufklärung oder der Reformation, beschädigten »richtigen« Ordnung (S. 265–269).

Diese »Kulturkritik« ist dementsprechend Hauptaspekt eines eigenen Kapitels, in dem die Herausstellung von Defekten des untergegangenen Kaiserreichs als Mittel zur Legitimation der Mitarbeit im neuen System dargestellt wird (S. 271–297) – es drängt sich dabei die Frage auf, ob die mithin titelgebende »Kulturkritik« gegenüber dem »Pragmatismus« nicht etwas ungleichgewichtig behandelt wird. Die häufig mit der Kulturkritik verbundene umfassende Anklage gegen die Moderne sieht Gerber in direkter Auseinandersetzung mit Fritz Stern und Kurt Sontheimer als ein durchaus politisch produktives Element: »Indem diese Kulturkritik Distanz zu einer als vermeintlicher neuzeitlich-säkularer Irrweg erfassten unmittelbaren Vergangenheit schuf, baute sie für viele deutsche Katholiken tragfähige Brücken zur sozialen und politischen Neugestaltung, auch wenn sie mit der aufklärerisch-emanzipatorischen Traditionslinie der liberalen Demokratie kaum in Einklang zu bringen war.« (S. 272) Praktisch nicht diskutiert wird allerdings die naheliegende Frage, wer diesen katholischen Sonderweg zu neuer Staatlichkeit anhand kulturkritischer Traditionen mit welchem Ziel hätte mitgehen können und wollen.

Die Arbeit schließt mit der Frage nach theologischen und philosophischen Entwürfen, die »eine Verbindung zwischen den Kategorien »praktischer« Politikapologie und einer prinzipiell begründeten »Weltanschauung« zugelassen hätten (S. 299–340). Gerber zeigt hierzu die Konjunktur des Weltanschauungsbegriffs im Katholizismus auf und dessen Prägung durch das Sendungsbewusstsein einer Neugestaltung aus katholisch durchdrungenem Denken heraus, das sich »in seinen konkreten Formen auf säkulare Logiken und Eigengesetzlichkeiten« (S. 302) einstellen kann und in dieser Form von Karl Adam und Max Scheler propagiert wurde. So naheliegend die Beschäftigung mit Romano Guardini hinsichtlich der theoretischen Grundierung einer Weltanschauung zunächst erscheinen mag, so ungewöhnlich dürfte seine Nennung angesichts der verbreiteten Kritik an Guardini als Vertreter von Führeridealen und antiparlamentarischen Konzeptionen im Zusammenhang mit einer Weltanschauung des politischen Pragmatismus sein. Dementsprechend findet Gerber auch nur in der Quickborn-Arbeit des Professors vage Bezüge zur Frage nach dem Pragmatismus – sein Versuch, Guardinis Bedeutung für den Vernunftrepublikanismus in der katholischen Jugendbewegung darzulegen, überzeugt allerdings nicht vollständig (S. 306–320). Insgesamt bleibt beim Kapitel zur Weltanschauung der tatsächliche »Dreh« hin zum Kern der Untersuchung aus. Gerber behandelt allerdings mögliche Anschlussmöglichkeiten für das Thema Pragmatismus wie den Ganzheitsgedanken Guardinis und – unter Kenntnisnahme der virulenten Adam-Kritik – die von Peter Lippert und Karl Adam geforderte Orientierung an einer trotz ihrer Unvollkommenheit bejahten »Wirklichkeit« (S. 321–333). Etwas verwirrend sind allerdings die Sprünge zwischen den jeweiligen »weltanschaulichen« Denkern.

Neben den bereits angesprochenen Fragen der Gewichtung in Behandlung und Bewertung dürfte auch ansonsten die Strukturierung zu den hauptsächlichen Kritikpunkten an der Arbeit zählen: Neben dem fehlenden rezeptionsgeschichtlichen Überblick wird man mit Recht fragen dürfen, ob nicht z. B. eine Behandlung der »Ängste« vor der »Apo-  
logetik« verständnisförderlich gewesen wäre. Leider nicht zu übersehen und bei dem all-

gemein hohen sprachlichen Niveau besonders ärgerlich sind auch die wiederholt durch das Korrektorat gefallenen Grammatik- und Syntaxfehler (S. 38, 64, 130, 136, 223, 232, 254, 260, 267, 271 u. ö.). Unter dem Strich bietet die äußerst informative Untersuchung aber eine in tiefgreifendem Quellenstudium fundierte Analyse eines zentralen Diskurses im politischen Katholizismus der Weimarer Zeit, mit der Stefan Gerber ein beachtenswerter Beitrag zur differenzierten Betrachtung dieser vielschichtigen Bewegung gelungen ist.

*Jürgen Schmiesing*

GUDRUN SAILER: Monsignorina. Die deutsche Jüdin Hermine Speier im Vatikan (Epiphania, Bd. 6). Münster: Aschendorff 2015. 382 S. m. Abb. ISBN 978-3-402-13079-7. Geb. € 19,80.

Obwohl es der eingegrenzte Titel des Buches nahelegt, behandelt das Werk von Gudrun Sailer nicht nur den »vaticanischen« Lebensabschnitt der jüdischstämmigen Archäologin Hermine Speier. Sailer hat eine beeindruckende Biographie vorgelegt, die durch Materialreichtum, akribische Quellenarbeit und durch einen vergleichsweise umfangreichen Anmerkungsapparat hervorsteht. Trotz dieser Fülle lassen sich die über 300 Seiten im großen Buchformat angenehm lesen. Sailer schreibt flott und unkompliziert. Es zahlt sich auf beinahe jeder Seite aus, dass die Autorin im journalistischen Metier arbeitet. Der Text leidet dabei nicht an Tiefe und Differenzierung. Die Lebensabschnitte Hermine Speiers sind umfangreich recherchiert und mit zahlreichen Quellenzitaten illustriert. Wenn die Autorin Ereignisse oder Lebenswendungen reflektiert, bleibt sie erfreulich zurückhaltend, aber klar. Spekulationen sind begrenzt und als solche gekennzeichnet.

Der Aufbau der Biografie ist chronologisch strukturiert und mit einem detaillierten Inhaltsverzeichnis versehen. Auch untergeordnete Ereignisse lassen sich schnell auffinden und einordnen.

Hermine Speier wurde 1898 in Frankfurt geboren, machte Abitur in Wiesbaden und kam nach Schnupperstudien in Geschichte und Philosophie (Frankfurt a.M./Gießen) nach Heidelberg, wo sie endgültig zur klassischen Archäologie wechselte und darin 1925 promovierte. Im fernen und »kalten« Königsberg erhielt sie eine Assistentenstelle. Doch bald wollte sie nur weg – zurück nach Heidelberg oder noch besser: nach Rom. Als ihr verehrter Heidelberger Lehrer, Prof. Curtius, Leiter des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom wurde, ergriff Speier die Chance und bewarb sich erfolgreich um eine Anstellung an dieser begehrten Außenstelle in der Ewigen Stadt.

Von 1928 an wird Speier bis zu ihrer Pensionierung in Rom arbeiten – überwiegend in vatikanischer Anstellung. Der Wechsel in die Dienste des Vatikans, genauer: der Vatikanischen Museen, erfolgte 1934. Als Jüdin konnte Speier nach der Machtergreifung Hitlers nicht mehr lange am Institut arbeiten; eine Rückkehr nach Deutschland war ziemlich ausgeschlossen. Trotz eines strikten Sparkurses im Vatikan in den 30er-Jahren konnte Speier mit Unterstützung aus dem Institut und vor allem durch den Leiter der Vatikanischen Museen, Bartolomeo Nogara, eine Teilanstellung in der bis dato vernachlässigten Fotothek erhalten. Da Speier Jüdin war, brauchte sie eine Sondergenehmigung für die Anstellung durch das Governatorat. Es traf sich, dass Museumsleiter Nogara mit Papst Pius XI. befreundet war und bei ihm persönlich ein »*nihil obstat*« für Speier einholte. Die Autorin unterliegt nicht der Versuchung, diesen Vorgang als ganz besondere Ausnahme darzustellen. Auch andere Beschäftigte des Governatorats waren Juden und genossen Arbeitsschutz im Vatikan.

Nach Erlass der Rassengesetze in Italien und nach Ausbruch des Krieges wurde es wieder gefährlich für Speier. Mit Hilfe des Vatikans konnte sie zwar eine begrenzte Aufenthaltserlaubnis erwirken, doch während der deutschen Besetzung Roms (1943/44) musste Speier untertauchen. Ihre (kath.) Taufe im Mai 1939 änderte nichts an ihrer Gefährdung. Wie viele Juden fand Speier Zuflucht in einem Kloster: bei den Benediktinerinnen der Priscilla-Katakomben. Nach der Befreiung arbeitete Speier wieder im Vatikanischen Museum, weiterhin nur als Honorarkraft. Die Neueinstellung in das wiedererrichtete Archäologische Institut Rom Anfang der 1950er-Jahre scheiterte. Ein kleiner Trost: Nach 25 Dienstjahren erhielt Speier 1959 die Vollarstellung im Vatikan – bis zur Pensionierung 1965.

Das ausgezeichnet recherchierte Werk macht die Biographie Hermine Speiers zu einem wertvollen Nachschlagewerk für den einen oder anderen Zweck. Nur bezüglich der Rolle Pius' XII. während der großen Judenrazzia im Oktober 1943 wäre eine objektivere Beurteilung angemessen gewesen. Die Autorin bezieht sich in diesem Punkt wesentlich auf die umstrittene Meinung des Münchener Kirchenhistorikers Samerski (Pater Pfeiffer-Studie). Eine kritische Zweitmeinung, wie z. B. bei Susan Zuccotti oder auch nur eine sehr zurückhaltende Meinung wie z. B. bei Andrea Riccardi, werden nicht angeführt. Das soll jedoch nur eine Randbemerkung sein. Insgesamt bleibt das Werk über Speier ein inhaltlich und sprachlich sehr gelungenes Werk.

*Klaus Kühlwein*

KRISTIAN BUCHNA: Im Schatten des Antiklerikalismus. Theodor Heuss, der Liberalismus und die Kirchen (Kleine Reihe Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus, Bd. 33). Stuttgart: Eigenverlag Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus 2016. 128 S. m. Abb. Kart. ISBN 978-3-942302-10-4. € 6,00.

Zum religiösen Profil von Theodor Heuss ist gemeinhin nur die Charakterisierung Konrad Adenauers präsent, seine »sehr christlich denkende Frau« sei schon ausreichende Gewähr für den Präsidentschaftskandidaten. Der hier zu besprechende Band von Kristian Buchna bietet in konziser Form eine wertvolle Vertiefung dieses Persönlichkeitsaspekts. Zwar sind aufgrund der eher populären Anlage des Werks einige Verkürzungen nicht zu übersehen (z. B. die auffällig knappe Einführung des titelgebenden Terminus »Antiklerikalismus« und die Ausführungen zum Ultramontanismus bzw. katholischen Antimodernismus [S. 11f.]; zum Komplex Kirchen und Weimarer Reichsverfassung [vgl. S. 28, 57]), zugleich ist die intensive Quellenarbeit aber über einen umfangreichen Endnotenapparat hervorragend nachzuvollziehen – (leider) nicht selbstverständlich für eine Arbeit dieses Zuschnitts.

Der Leser erfährt in der gerafften Darstellung viel über die religiöse Prägung von Theodor Heuss. Zugleich soll der Band aber auch über die wechselseitigen Wandlungen im Verhältnis von »Liberalen wie auch ihren kirchlich-konservativen Gegnern« (S. 9) informieren. Entscheidend war für den – trotz eines freidenkerischen Vaters und einer kurzen monistischen Phase – zeitlebens lutherisch geprägten Heuss der Kontakt zu Friedrich Naumann. Die Auseinandersetzung mit dem Denken Naumanns und mit dem liberalen Kulturprotestantismus im Rahmen der Evangelisch-Sozialen Kongresse verfestigte Heuss' Überzeugungen von einer durch religiöse Institutionen nicht zu bedrängenden Gewissensfreiheit und damit auch seine Abneigung gegen »klerikale« Übergriffe auf außerreligiöses Gebiet (S. 17–19). Namentlich die kirchenamtliche Disziplinierung evangelischer Pfarrer hatte demnach Einfluss auf Heuss: Wegen seiner Stellungnahmen

kritisierten konservative Kirchenkreise Heuss' erste Landtagskandidatur (1912). Buchna sieht darin eine Wegmarke: »Seither sollten die strikte Zurückweisung einer solchen Vermengung von Religion und Politik, Kirche und Staat den Politiker und späteren Staatsmann Heuss auszeichnen. Mit einem religions- oder kirchenfeindlichen Antiklerikalismus altliberaler Prägung hatte diese Haltung indes nichts gemein. Vielmehr fühlte er sich explizit im Einklang mit der lutherischen Zwei-Reiche-Lehre und wandelte auch in dieser Hinsicht unverkennbar auf den Spuren Friedrich Naumanns.« (S. 22) Anschaulich zeigt Buchna, wie Heuss an der Überführung dieser Gedanken in die Verfassungsrealität und politische Praxis der Weimarer Republik mit ihrer »hinkenden« Trennung von Staat und Kirche mitarbeitete (S. 24–39).

In der NS-Zeit hatte sich Heuss kirchenpolitisch neu zu positionieren. Neben Heuss' kirchlichen Kontakten behandelt der Band vor allem seine Tätigkeit als Herausgeber der Zeitschrift »Die Hilfe«, in der sich evangelisches Leben zeitweise eine Nische im aufziehenden totalitären Staat zu schaffen suchte. Heuss blieb dabei antiklerikalen Überzeugungen treu, indem sowohl Übergriffe zur staatlichen Instrumentalisierung der Kirche wie auch kirchliche Anbiederungs- oder Eingliederungsversuche (»Deutsche Christen«) zurückgewiesen wurden. In Naumannscher Tradition blieb die »freie Kirche« das Ideal (S. 44–49).

Die flüssig geschriebene Überblicksdarstellung spannt den Bogen bis weit in die Nachkriegszeit: »Die Erfahrungen des Nationalsozialismus scheinen in ihm [sc. Heuss] die Überzeugung genährt zu haben, dass ein staatlicher wie auch gesellschaftlicher Wiederaufbau der Fundierung auf christlichen Werten bedarf.« (S. 54) Nach 1945 mahnte Heuss zu christlichen Werten und rekurrierte häufig auf »das ›Abendland‹ als sinn- und gemeinschaftsstiftende Idee [...]. Doch das Heuss'sche ›Abendland‹ war von einem liberalprotestantischen Werthimmel überwölbt – ein markanter Unterschied zu den katholischen Forderungen nach einer umfassenden, kirchlich angeleiteten Rechristianisierung der deutschen Gesellschaft.« (S. 51) Der liberale Spitzenpolitiker wurde zum Vertreter eines »geläuterten Liberalismus« und bemühte sich, die Vereinbarkeit von Liberalismus und Christentum zu vermitteln: »In allen Ämtern hatte Heuss die richtige Balance zu finden zwischen *klassisch* liberaler Zurückweisung kirchlich-konfessioneller Machtansprüche und *geläutert* liberaler Anerkennung bzw. Förderung kirchlicher Anliegen und christlicher Wertevermittlung.« (S. 52, Hervorhebungen im Original) Bleibende Vorurteile galt es dabei besonders auf katholischer Seite abzubauen. Angesichts altliberaler Aversionen gab es jedoch auch innerhalb der neugegründeten FDP noch erhebliche Überzeugungsarbeit zu leisten (S. 54).

Als Kultminister von Württemberg-Baden (S. 56–60), als Abgeordneter des Parlamentarischen Rates (S. 60–66) wie auch als Bundespräsident (S. 66–82) verteidigte Heuss trotz grundsätzlich kirchenfreundlicher Haltung die Überkonfessionalität und die religiöse Neutralität des Staates in den heftigen Debatten der Nachkriegszeit. Die zeitweilig bedrohlich aufscheinende konfessionelle Spaltung der Gesellschaft habe der Bundespräsident durch verschiedenste Appelle an die gemeinsamen christlichen Grundprägungen zu entschärfen versucht. In den Kontext dieser »Entkrampfung« (S. 66) gehört etwa auch der bekanntlich gescheiterte Versuch zur Einführung einer neuen Nationalhymne (S. 69). Obwohl die FDP ab 1950 kulturpolitisch auf den Kurs des »geläuterten Liberalismus« einschwenkte, scheiterten die Versuche zur Überwindung der Kluft zur katholischen Kirche dennoch bis in die 60er-Jahre hinein (S. 78–80). Noch 1974, als sich die Partei mit dem »Kirchenpapier« wieder auf einen laizistischen Standpunkt stellte, argumentierten die innerparteilichen Gegner dieser Pläne mit der Berufung auf Theodor Heuss. Im Hinblick auf diese partei- wie republikprägende Wirksamkeit des ersten Bundespräsidenten



ist dem thesenhaften Schlusssatz der Untersuchung zweifellos zuzustimmen: »Wer von Heuss, dem Liberalen, spricht, kann von Heuss, dem Protestanten, nicht schweigen.« (S. 87) Wer sich in diesem Sinne über die Person des großen liberalen Politikers und seine Position in den weltanschaulich-kirchenpolitischen Auseinandersetzungen informieren möchte, ist mit dem vorliegenden Band nicht nur wegen des äußerst günstigen Preises gut beraten.

*Jürgen Schmiesing*

CHRISTIANE HOTH, MARKUS RAASCH (HRSG.): Eichstätt im Nationalsozialismus. Katholisches Milieu und Volksgemeinschaft. Münster: Aschendorff 2017. 189 S. m. Abb. ISBN 978-3-402-13202-9. Kart. € 19,90.

Mittelfranken zwischen 1933 und 1945: ein Gebiet, in dem nicht nur über 70 Prozent der Bevölkerung evangelischen Glaubens waren, sondern auch der für seine antisemitischen Hetzpublikationen bekannte Julius Streicher seine Heimat hatte (»Der Stürmer«). Wie verortet sich unter solchen Voraussetzungen die katholische Kleinstadt Eichstätt im Nationalsozialismus? Dieser Frage widmete sich ein studentisches Projekt an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt – fortgeschrittene Studierende der dortigen Geschichtswissenschaft legten im Oktober 2016 einen Sammelband vor. Um es gleich vorweg zu sagen: Das Ergebnis kann sich sehen lassen.

Dabei ist das Thema nicht unbedingt neu. Grundlegende Untersuchungen zu Eichstätt im so genannten »Dritten Reich« sind bereits in den 1970er- und 80er-Jahren erschienen; erinnert sei nur an das »Bayern«-Projekt des Münchner Instituts für Zeitgeschichte, zu dessen damaligen Mitarbeitern etwa der spätere Hitler-Biograf Ian Kershaw gehörte. Dieser Vorarbeiten sind sich die Autorinnen und Autoren bewusst und fragen nicht so sehr nach den lokalen Abwehrkämpfen der katholischen Kirche gegenüber dem Hitler-Regime, sondern verfolgen die Frage, wie sich das von den Nationalsozialisten forcierte Konzept der Volksgemeinschaft in einem vom Katholizismus zutiefst geprägten Lebensraum entfalten konnte. Gefragt wird nach einer »Sozialgeschichte des Alltags« (S. 17), die sich aufgrund der lokalen Quellenvielfalt erstaunlich gut rekonstruieren ließ.

Die chronologisch angeordneten Aufsätze widmen sich der »Machtergreifung« 1933, der Hitlerjugend (HJ) und dem Bund Deutscher Mädel (BDM) vor Ort, der lokalen SA und SS, der Judenverfolgung, dem Verhalten von Kirche und Bevölkerung sowie dem Kriegsende und der unmittelbaren Nachkriegszeit in der kleinen Stadt im Altmühltal. So zeichnet sich ein differenziertes Bild ab: Eichstätt war nicht in jeder Hinsicht untypisch (Kleinöder 1979), sondern ebenso wie die meisten anderen deutschen Städte von einer Konzessionspolitik gekennzeichnet. Die Nationalsozialisten nutzen geschickt die sich ihnen bietenden Nischen und inszenierten sich als Teil katholischer Lebenswelten: Wie selbstverständlich nahmen auch HJ-Buben und BDM-Gruppen an Fronleichnamsprozessionen teil. Noch heute zeugen die Ruinen einer quasireligiösen »Thingstätte« nahe Wintershof von der Prominenz eines neuheidnischen Kultes, den auch SA und SS zelebrierten. Sturmabteilung und Schutzstaffel wurden ebenso geächtet wie ob ihres sozialen Engagements für das Winterhilfswerk und die Volkswohlfahrt geachtet. Ebenso wurde auch in Eichstätt die Judenverfolgung für eine Mehrheit des Katholizismus nie zu einem Problem mit absoluter Priorität erhoben. Der Stadtpfarrer Johannes Kraus – in den Augen der Nationalsozialisten der mutmaßlich gefährlichste Geistliche der gesamten Diözese – bekämpfte bspw. antisemitische Artikel des »Stürmer«, seine Energie galt aber vor allem dem Schutz katholischen Lebens. Besonders stark konturiert die Narrative

von katholischer Resistenz einer- und Anpassung, ja Denunziantentum andererseits der Beitrag von Evi Wimmer und Markus Raasch. Sie tun dies, um auf ein *tertium comparationis* hinzuweisen: Neben einem breiten Spektrum an Widerstandsfähigkeit lässt sich für Eichstätt auch ein Maß an Angst, Opportunismus und Nationalismus ausmachen. In der Nachkriegszeit schließlich sollten die amerikanischen Besatzer die Katholizität der Stadt positiv anerkennen, gleichzeitig aber den Umstand beklagen, dass offenbar auch der immense kirchliche Einfluss die Einwohner nicht vor antidemokratischer Indoktrination hatte schützen können.

Insgesamt wird man folglich konstatieren müssen, dass die NSDAP auch in Eichstätt eine »Entkonfessionalisierung des öffentlichen Lebens« (Reichsinnenminister Frick 1935) erfolgreich vollziehen konnte – trotz des engagierten Entgegentretens von Einzelpersonen. Gegenüber früheren Arbeiten wird ausdrücklich festgehalten, dass sich ein Erblühen des katholischen Lebens parallel zu einer Nazifizierung des öffentlichen Raumes vollziehen konnte (S. 23).

Die Herausgeber Christiane Hoth und Markus Raasch haben mit dem vorliegenden Sammelband nicht nur exemplarisch gezeigt, wie wissenschaftliche Nachwuchsförderung aussehen kann, sondern auch die übergeordnete Frage nach katholischem Milieu und Nationalsozialismus weiter schärfen können. Insofern erscheint der Selbstanspruch, mit dem vorliegenden Buch lediglich einen »Aufschlag« für weitere Forschung machen zu wollen (S. 23), als zu bescheiden.

Florian Bock

HANNA-BARBARA GERL-FALKOVITZ: Unerbittliches Licht. Versuche zur Philosophie und Mystik Edith Steins. Dresden: Text & Dialog 2015. 278 S. ISBN 978-3-943897-19-7. Kart. € 26,64.

Es ist kein Nachdruck der bereits 1991 unter demselben Titel im Grünewald Verlag erschienenen philosophischen Biografie, den die Philosophin Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz (seit 2011 emeritiert, jetzt Phil.-Theol. Hochschule Heiligenkreuz/Wien) vorlegt, auch keine leicht veränderte Neuauflage. Vielmehr handelt es sich um eine komplett überarbeitete Einführung in Edith Steins Denken und hätte einen neuen Titel verdient. In den 24 Jahren, die zwischen den beiden Ausgaben dieser Monographie liegen, erschien unter Leitung von Gerl-Falkovitz und ihres Lehrstuhls für Religionsphilosophie (TU Dresden) die wissenschaftliche Edith-Stein-Gesamtausgabe (ESGA 1–28, 2000–2017). ESGA 28 ist für Ende 2017 geplant: »Über die sogenannte Judenfrage« und weitere Übersetzungen. Anhang: Neuaufgefundene Korrespondenz. Dieser aktuelle Forschungsstand und der lebendige Diskurs der Autorin aus Phänomenologie-Seminaren und internationalen Konferenzen finden sich in einer hellstichtig angelegten gründlichen Skizze der »Bürgerin Jerusalems in Babylon« (S. 19–28). Steins intellektuelles und religiöses Leben wird kenntnisreich mit Perspektiven auf das geistesgeschichtliche und zeitgenössische Umfeld dargestellt. Scheinbar lose aneinander gereihte Zitate enthüllen treffend zeitgenössische Mentalitäten. Historische Details sind zuverlässig. Nur war der Ort der Taufe nicht Speyer, sondern Bergzabern (S. 23), anders als in Mussinghoffs Kurzbiographie (Edith Stein, 32009), der einen falschen Zusammenhang zieht zwischen dem Selbstmord ihres jüdischen Onkels und dem Verlust ihres Glaubens (S. 10) und bei dem die Autobiografie Teresa von Avilas nicht aus dem Bücherschrank Anne Reinachs (wie durch deren Schwester Pauline bezeugt), sondern wie oft falsch überliefert aus dem von Conrad-Martius stammt (S. 16); und anders als in Zieglers Kurzbiographie (Edith Stein. Suchend, wachsam und

entschieden, 2017), in der Pauline Reinach, die Schwester Adolf Reinachs, zu seiner Tochter wird (S. 110).

Steins Geschlechter-Anthropologie (Frauenfrage, gendersensible Mädchen-Pädagogik, Frau und Theologie, S. 177–204) rückt gegenüber der ersten Ausgabe ins hintere Drittel, während die Sozialphilosophie und frühe Phänomenologie erstmalig und zentral gewürdigt werden (S. 58–81), in Bezug zu Husserl wie auch über Husserl hinaus. Bevor ihr Hauptwerk »Endliches und ewiges Sein« (1935–1937) in Grundlinien nachgezeichnet wird (in Absetzung zu Heidegger und Thomas, mit der Wende zu Augustinus, S. 112–166), wird Steins Bekehrung zum Christentum in zeitgenössische Aufbruchs- und Konversionsbezüge gestellt (S. 91–111), bis hin zum Eintritt in den Karmel-Orden (1933). Die Forschungen von Gerl-Falkovitz zu J. H. Newman und R. Guardini fließen harmonisch ein, H. Conrad-Martius, E. Lévinas (S. 167–176) und J. L. Marion (S. 64–70) kommen als philosophische Gegenüber neu hinzu, was sowohl Steins Philosophie der Person als auch ihre Ontologie in deutlicherem Licht erscheinen lässt. Hier vermisst, für weitere Forschungen empfohlen wird der Vergleich mit Merleau-Ponty zur Leibphänomenologie. Den Primat des Lebens, der Begegnung, des personalen Seins vor der Erkenntnis desselben (S. 73–76), den Ereignis-Charakter, der sich im empfangenden, nicht allein zeugenden Denken erfassen lässt und zugleich eine Verdinglichung bzw. Idolisierung Gottes verhindert, all diese Facetten hebt Gerl-Falkovitz erhellend hervor. Durch Brüche in ihrem Leben drang Stein in verschiedene Bereiche der Philosophie ein: als Lehrerin in die Pädagogik, als Referentin der Erwachsenenbildung in die Anthropologie, ab 1917/18 als gläubige Christin, ab 1.1.1922 Katholikin in die Religionsphilosophie christlicher Theologen (Newman, Thomas von Aquin, Augustinus, Pseudo-Dionysius Areopagita). Noch in der Theorie der Mystik (Ps-Dionysius Areopagita, Teresa von Avila, Johannes vom Kreuz, S. 220–246) bleibt Stein als Karmelitin philosophisch fragend nach Erkenntnis oder nach dem Zusammenhang von Leib, Seele, Geist, Ich. Im Kapitel »Verzeihung des Unmöglichen« flicht Gerl-Falkovitz die Debatte zwischen Jankélévitch, Derrida und anderen ein, ob es eine Versöhnung der Enkel von Tätern und Opfern von Auschwitz geben darf. Am Tod Edith Steins in Auschwitz, den sie im Vorhinein bewusst »für Deutschland« auf sich nimmt, werden einzigartige Antworten sichtbar: »Im Absoluten gibt es auch Absolution« (S. 256): die theologische Bedeutung von inklusiver Stellvertretung. Interessant ist auch der in der Theologie des 20. Jahrhunderts seltene Blick auf den Heiligen Geist (S. 215–219). Im Anhang finden sich durch Gerl-Falkovitz geistreich verbundene Zeugnisse, die eher ins Edith-Stein-Jahrbuch (Würzburg) gehört hätten, unter anderem ein Gedicht von Paul Celan (Benedicta) und eine Reflexion auf »Karmel und Holocaust« des jüdisch-stämmigen Ordensmannes Paulus Gordan. Als Standardwerk zu Leben und Werk Edith Steins wird Gerl-Falkovitz' Monographie wärmstens empfohlen.

*Beate Beckmann-Zöller*

JOHN CONNELLY: Juden – vom Feind zum Bruder. Wie die Katholische Kirche zu einer neuen Einstellung zu den Juden gelangte. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2016. 310 S. ISBN 978-3-506-78090-4. Geb. € 39,90.

Es gehört zu den Binsenwahrheiten des jüdisch-katholischen Dialogs, dass das Zweite Vatikanische Konzil mit seiner Erklärung »*Nostra Aetate*« vom 28. Oktober 1965 ein neues Kapitel im Verhältnis dieser beiden Buchreligionen aufgeschlagen hat. Statt katholischem Antijudaismus, dem kollektiven Vorwurf des Gottesmordes, Ritualmordlegenden und der Botschaft vom Ende des Bundes zwischen Gott und Israel wird jetzt die geistli-

che Verbindung des »Volkes des Neuen Bundes mit dem Stamme Abrahams« hervorgehoben. »Die Juden ... sind nach dem Zeugnis des Apostels immer noch von Gott geliebt ... unwiderruflich.« Man dürfe daher nicht länger »die Juden als von Gott verworfen oder verflucht darstellen« (NA Nr. 4). Nicht selten wird diese Wende des Zweiten Vatikanums auf einen schmerzlichen Lernprozess der katholischen Kirche im Gefolge der Shoa, der Ermordung von sechs Millionen Juden und dem »Schweigen« Pius' XII. zum Holocaust, zurückgeführt.

Hier setzt die These von John Connelly von der Universität Berkeley, Kalifornien, an. Er ist von der Macht theologischer Argumente zutiefst überzeugt: die Kehrtwende von 1965 – so schreibt er – »erwuchs allmählich aus einem Kampf der Theologen, der sich von den 1930er bis in die 1960er Jahre hinzog« (S. 14). Deshalb ist der Untertitel der deutschen Ausgabe auch unpräzise, weil hier eine lange Geschichte des Ringens um das rechte Verhältnis von Juden und Katholiken, die dann weit in die Frühe Neuzeit hineinreichen müsste, insinuiert wird. Der Untertitel der englischen Originalausgabe ist hier präziser: »The Revolution in Catholic Teaching on the Jews 1933–1965.« Und – das ist der zweite Teil von Connellys These – alle theologischen Protagonisten eines neuen, positiven katholischen Judenbildes waren Konvertiten. Allen voran Johannes M. Oesterreicher, der 1924 vom Judentum zum Katholizismus konvertierte (einer seiner wichtigsten Mitstreiter war der vom Protestantismus zum Katholizismus konvertierte Historiker Karl Thieme). Dazu kamen Pater Paul Demain, Geza Vermes, René Bloch, Gregory Baum und Bruno Hussar.

Ausgehend von einem dominierenden katholischen Rassismus und Antijudaismus in der Zwischenkriegszeit versucht das Buch in immer neuen Anläufen, »die Gedankenhorizonte« (S. 13) Oesterreichers und seiner Mitstreiter, die das gängige negative Judenbild nach und nach theologisch aufbrechen, zu rekonstruieren. Dabei sind Connelly's Denkbewegungen oft johanneisch-kreisend, was sein Werk nicht unbedingt zu einer leichten Lektüre macht. Die »Solidarität« der jüdischen Konvertiten zu ihren Herkunftsfamilien (S. 255) macht der Verfasser als eine Haupttriebfeder ihres theologischen Denkens aus. »Der Holocaust hat aber die neue Interpretation nicht zwingend notwendig gemacht: Ohne die Solidarität und das Engagement einer Handvoll Konvertiten hätte die Kirche nicht zu einer neuen Sprache gefunden« (S. 257).

Es ist das Verdienst Connellys, auf diesen unterbelichteten Aspekt der »Revolution der katholischen Lehre über die Juden«, wie sie 1965 stattfand, hingewiesen zu haben. Die Rolle Oesterreichers für die Entstehung von *Nostra Aetate* ist indes lange bekannt (vgl. dazu nur seine ausführliche kommentierende Einleitung zur Erklärung in den Ergänzungsbänden der 2. Auflage des LThK: Das Zweite Vatikanische Konzil, Teil III, Darmstadt 2014, S. 406–477). Noch so gute theologische Argumente brauchen jedoch den Kairos und den kirchenpolitischen Willen der Verantwortlichen, um Wirkung entfalten zu können, wie jeder kurze Blick in die katholische Kirchen- und Theologiegeschichte lehrt. Und wenn theologische Konvertiten wie Oesterreicher schon so wichtig sind, warum verzichtet der Verfasser dann auf jegliche biographische Angaben seiner Hauptprotagonisten? Wären hier einige Seiten wirklich zu viel verlangt gewesen? Aber Connelly gönnt Johannes Oesterreicher nicht einmal Lebensdaten in Klammern. Ich hätte auch gern mehr über Gregory Baum und Bruno Hussar erfahren, die mit Oesterreicher an der Erklärung *Nostra Aetate* mitarbeiteten. Auch welche Passagen genau auf wen zurückgehen, hätte man gerne gewusst. Aber prosopographische Recherchen und textgenetische Arbeit sind aufwändig und manchen Autoren reichen halt »Gedankenhorizonte«, um ein Buch zu schreiben. Um der Bedeutung der Sache willen: Schade.

Hubert Wolf

## 7. Orden, Klöster und Stifte

BERNHARD LÖFFLER, MARIA ROTTLER (HRSG.): Netzwerke gelehrter Mönche. St. Emmeram im Zeitalter der Aufklärung (Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte, Beiheft 44). München: C. H. Beck 2015. VIII, 399 S. ISBN 978-3-406-10727-6. Geb. € 48,00.

Der vorliegende Sammelband geht auf eine 2012 in Regensburg stattgefundene Tagung zurück, die an den 250. Jahrestag der Wahl von Frobenius Forster zum Fürstabt und den 200. Jahrestag des Auszugs der Konventualen aus dem Kloster erinnerte. Mit einer Ausnahme haben alle Konferenzteilnehmer ihre Beiträge für den vorliegenden Band zur Verfügung gestellt, zu denen noch fünf weitere Beiträge hinzugewonnen wurden. Die Zahl der Beiträge liegt mit der Einleitung bei insgesamt vierzehn mit sehr unterschiedlichem Umfang.

Die Einleitung von Maria Rottler führt beispielhaft in den Band ein. Sie gibt nicht nur einen Überblick über dessen Inhalt, sondern stellt den Band in das Netzwerk der Forschung der vergangenen Jahre. Alois Schmid zeigt die Wirkung der Aufklärung in den Konventen Oberdeutschlands. Dabei wird die lange vernachlässigte Rolle der Prälatenorden als Träger der Aufklärung hervorgehoben. Die Theologie stand naturgemäß im Mittelpunkt, dazu werden auch die Ergebnisse im Bereich der verschiedenen Wissenschaftszweige gewürdigt. Eine besondere Rolle spielte die Volksaufklärung, wobei diese über die inkorporierten Pfarreien in die Gesellschaft getragen wurde. Stefan Benz wendet sich der Geschichtsschreibung in den Regensburger Klöstern und Stiften nach dem 30-jährigen Krieg zu. Dabei geht er von der »*Ratisbona illustrata*« aus, die Eberhard Wassenberg bald nach dem Westfälischen Frieden im Auftrag des Fürstbischofs Wilhelm von Wartenberg verfasste. Die Klöster Weltenburg, Prüfening, St. Emmeram und das Ober- sowie Niedermünster versuchten die Öffentlichkeit über den Druck zu erreichen. Thomas Stockinger geht über den Besuch der Brüder Pez in St. Emmeram 1717 hinaus auf die Arbeitsweise und Ziele antiquarischer Ordensgelehrsamkeit ein. Irene Rabl stellt Abt Frobenius Forster von St. Emmeram den beiden gelehrten Brüdern Bernhard und Hieronymus Pez an die Seite. Franz Stephan Pelgen untersucht die Formen wissenschaftlichen Publizierens im 18. Jahrhundert bei dem gelehrten Stephan Alexander Würdtwein und im Kloster St. Emmeram. Antonín Kostlán wendet sich der *Societas eruditorum incognitorum in terris Austriacis* und der Haltung der Benediktiner zu.

Das Werk der benediktinischen Gelehrten war aber nicht nur ein Zeugnis für die hohe barocke Gelehrsamkeit, sondern hat auch entscheidend dazu beigetragen, den Grundstein für die künftige nationale Wiedergeburt der Tschechen zu legen. Ein Wissen, das den verbrecherischen Geheimdienstlern und staatlich sanktionierten Räubern der Auflösungskommissionen der Klöster 1950 in der Tschechoslowakei vollständig abgegangen ist. P. Stephan Haering OSB befasst sich mit der Abtei St. Emmeram und ihren Beziehungen zu den Universitäten Ingolstadt und Salzburg im 18. Jahrhundert mit Rückgriffen auf die vorausgehende Zeit. Dabei scheint St. Emmeram mehr gegeben als empfangen zu haben, obwohl sich auch ein geistiger Strom feststellen lässt, der von den Universitäten nach St. Emmeram geflossen ist und die dortige Bildung maßgeblich gefördert hat. Georg Schrott wendet sich der Naturaliensammlung und der St. Emmeramer Sammelkultur unter den Äbten Frobenius Forster und Cölestín Steiglehner zu. Die klösterlichen Naturalienkabinette hatten eine besondere Bedeutung. Abt Frobenius Forster hat das Naturalienkabinett entstehen lassen und in seinem Aufbau nachhaltig gefördert. Es ist dabei keine Verschränkung naturkundlicher Aktivitäten mit der monastischen Lebensform feststellbar, was auch über St. Emmeram hinaus für andere Konvente gilt. P. Amand Kraml OSB

wendet sich den mathematisch-physikalischen Museen und Naturaliensammlungen niederbayerischer Klöster in den »Beichtväterreisen« von P. Laurenz Doberschitz OSB zu. P. Laurenz war ein aufgeklärter Ordensmann seiner Zeit, was in seinen Stellungnahmen zu Wundergeschichten deutlich wurde. Auf seinen »Beichtväterreisen« hat er zahlreiche Sammlungen besucht und darüber für die heutige Forschung aufschlussreiche Berichte hinterlassen. Er hat neben Kloster Fürstenzell die Klöster und Stifte Niederaltaich, Aldersbach, Metten, Suben, Asbach und Ranshofen besucht, wozu noch Angaben aus seinem eigenen Kloster Kremsmünster hinzukamen. Maria Rottler stellt den Katalog der St. Emmeramer Abtsbibliothek aus der Zeit von Frobenius Forster vor, wobei sie auch gewichtige Aussagen zu den neueren Beständen der Emmeramer Hauptbibliothek machen kann. Die Trauerrede von Rupert Kornmann auf Abt Frobenius Forster untersucht Manfred Knedlik. Kornmann hat in seiner Rede Forster als Beispiel für einen aufgeklärten Menschen vorgestellt, der dem Bild von Jean-Jacques Rousseau entsprach. Ulrich L. Lehner behandelt die Benediktiner und die Aufklärung, wobei er Beobachtungen aus dem süddeutschen Raum zusammenfasst. Nach der Darstellung der Aufklärung als kulturellen Prozess geht er auf die Voraussetzungen und Gründe für die benediktinische Aufklärung mit der wissenschaftlichen Kommunikation und Vernetzung der Klöster untereinander ein. Er weist dabei auf eine Reihe von Biographien bedeutender Mönche im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert hin. Nach seiner Untersuchung war Aufklärung keineswegs mit Religionsfeindlichkeit identisch. Ob das Papsttum im 19. Jahrhundert der Totengräber der katholischen Aufklärung war, wie Lehner behauptet, sollte in der weiteren Forschung noch näher untersucht werden, wie er denn auch die aufklärerischen Mönche des späten 18. Jahrhunderts lobt, die aber ihr gerütteltes Maß von Schuld an der Zerstörung der Klosterkultur des 18. Jahrhunderts tragen. Im vorliegenden Werk ist auf den dasselbe abschließenden Beitrag von Maria Rottler über die Erfahrungen mit dem Tagungsblog »Frobenius Forster« und dem Gemeinschaftsblog »Ordensgeschichte« hinzuweisen. In ihrem Resümee weist die Verfasserin darauf hin, dass nach ihren Erfahrungen künftig darauf hingearbeitet werden muss, dass Bedenken bei denjenigen zerstreut werden, die noch aufgrund der vermeintlichen komplexen Technik an einer Mitarbeit zögern. Sie hebt die zahlreichen guten und wertvollen Erfahrungen mit dem Bloggen heraus und sieht dieses als wertvolles Ergebnis wissenschaftlicher Arbeit. Bloggen soll ihrer Ansicht nach an der Gestaltung der künftigen wissenschaftlichen Kommunikation mitwirken.

Der Band ist ein umfassender Beitrag über die Geschichte von St. Emmeram und seinen Konvent im Zeitalter der Aufklärung. Herausgeber und Mitarbeiter haben eine weiterführende Publikation geschaffen, die nicht nur für die Geschichte der Benediktiner und des Klosters St. Emmeram, sondern auch für die Aufklärung bedeutsam ist.

*Immo Eberl*

INGE STEINSTRÄSSER: Im Exil 1940–1945 – Die Benediktinerinnen von Kellenried während des »Dritten Reichs« (Beiträge zu Theologie, Kirche und Gesellschaft im 20. Jahrhundert, Bd. 25). Berlin: LIT 2015. 328 S. m. Abb. ISBN 978-3-643-13090-7. Geb. € 29,90.

Mit ihrer Studie über die Geschichte der Benediktinerinnen von Kellenried im »Dritten Reich« legt die Bonner Historikerin Inge Steinsträsser die erste wissenschaftliche Untersuchung über ein Frauenkloster in der NS-Zeit vor. Als Hauptquelle dienten ihr dabei die ausführlichen Annalen des Klosters. Darüber hinaus hat die Autorin unveröffentlichte Quellen aus 15 überwiegend klösterlichen und kirchlichen Archiven zusammengetragen und durch Zeitzeugengespräche ergänzt.

Die seit 1924 bestehende Abtei St. Erentraud im oberschwäbischen Kellenried fiel im November 1940 dem nationalsozialistischen »Klostersturm« zum Opfer. Sie wurde von der Volksdeutschen Mittelstelle beschlagnahmt und diente bis zum Sommer 1945 als Lager für rund 300 slowenische Umsiedler. Die Zeit des »Exils« der meisten der rund 60 Schwestern bildet den Schwerpunkt der Untersuchung, die aber zusätzlich die Vorgeschichte der Vertreibung sowie die Rückkehr der Schwestern und ihre Bemühungen um Wiedergutmachung des erlittenen Unrechts nach 1945 in den Blick nimmt.

Nach der Vertreibung der Schwestern stand die Abtei – wie viele andere beschlagnahmte Klostergebäude – zunächst ein Jahr lang leer. Um die Landwirtschaft aufrechterhalten zu können, durften zumindest einige Konventualinnen in Kellenried bleiben. Für die meisten galt es jedoch, neue Unterkünfte zu beschaffen, was nur durch die Aufteilung der Gemeinschaft möglich war: 20 Schwestern zogen in die Mutterabtei Beuron, wo sie eine Zeitlang die Alabaster- und Paramentenstickerei weiterführen konnten, die eine wichtige Einkommensquelle der Schwestern darstellte. Kleinere Gruppen fanden Aufnahme in anderen Benediktinerinnen-Klöstern und fielen dort z. T. ein zweites Mal der Vertreibung zum Opfer, wie z. B. im Kloster St. Hildegard in Eibingen.

Als Glücksfall erwies sich die Aufnahme eines Teils der Schwestern auf Schloss Zeil im Allgäu. Fürst Erich von Waldburg-Zeil war mit der Priorin von Kellenried verwandtschaftlich verbunden, fühlte sich den Benediktinerinnen aber auch aus politischen und religiösen Gründen verpflichtet und bot ihnen die Möglichkeit, klösterliches Leben in seinen Gebäuden fortzuführen. Von Zeil aus bemühte sich Äbtissin Scholastica von Riccabona in den folgenden Jahren, die Kontakte zwischen den zerstreuten Schwestern aufrechtzuerhalten.

Wie vielschichtig diese Aufgabe in den Kriegsjahren war, zeichnet die Autorin überzeugend nach. Neben der Sorge um die Unterbringung und die Sicherung des Lebensunterhalts der Schwestern prägten Materialknappheit, die Fallstricke nationalsozialistischer Handwerks- und Wirtschaftsverordnungen und die permanente Sorge, die Schwestern könnten für die Rüstungsindustrie dienstverpflichtet werden, den Alltag und erforderten immer neue Entscheidungen. Die Tätigkeit der Schwestern in dieser Zeit reichte von Waldarbeit bis zur Herstellung von Lazarettschuhen. Immer wieder wirkten sich NS-Politik und Kriegsalltag unmittelbar auf den Konvent aus: 1939, noch vor der Beschlagnahme, wurden Rückwanderer aus dem deutsch-französischen Grenzgebiet einquartiert; Ende 1944 wurde ein aus dem Rheinland evakuiertes Kinderheim auf Schloss Zeil untergebracht. Das Leben war stark geprägt vom Nebeneinander der verschiedenen Einrichtungen unter demselben Dach: Fürstenfamilie, Kinderheim und Benediktinerinnen-Konvent auf Schloss Zeil; Slowenenlager und verbliebene Schwestern in Kellenried, wo es zwangsläufig auch zu Spannungen kam. Breiten Raum nimmt in der Darstellung – entsprechend dem Selbstverständnis der klösterlichen Gemeinschaft – die Gestaltung des geistlichen Lebens in der Ausnahmesituation des Exils ein.

Einige Monate nach Kriegsende konnten die Benediktinerinnen nach Kellenried zurückkehren. Dennoch nahm ihre Geschichte nicht einfach ein »happy end«, wie die Autorin eindrucksvoll aufzeigt: Die jahrelange Überbelegung der Gebäude hatte immense Schäden hinterlassen, und es begann die äußerst mühsame Phase der Instandsetzung. Von den Spuren, die die NS-Kirchenpolitik in den Nachwuchszahlen der Orden hinterlassen hat, haben diese sich nach 1945 nie mehr erholt.

Die besondere Stärke der Untersuchung liegt in ihrem umfassenden Ansatz sowie in den differenzierten Urteilen der Verfasserin, die keineswegs eine reine Opferperspektive einnimmt. Alle Facetten der Geschehnisse in und um Kellenried werden in den jeweiligen historischen Gesamtkontext eingebettet. Fachbegriffe und Personen werden gut

verständlich in den Anmerkungen erläutert. Der Leser erhält dadurch Einblicke in die NS-Zeit, die weit über den Einzelfall eines oberschwäbischen Klosters hinausgehen.

Annette Mertens

### 8. Kunst-, Musik- und Literaturgeschichte

KRISTINA FRIEDRICHS: *Episcopus Plebi Dei*. Die Repräsentation der frühchristlichen Päpste (Eikoniká. Kunstwissenschaftliche Beiträge, Bd. 6). Regensburg: Schnell & Steiner 2015. 373 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-7954-2959-1. Geb. € 85,00.

Die vorliegende Untersuchung scheint nach der einleitenden »Danksagung« der Verfasserin auf deren Dissertation zurückzugehen, dabei sind Ort und Jahr des Abschlusses nicht genannt. Die fünf Kapitel der Arbeit führen im ersten mit »einleitenden Bemerkungen« auf das Thema des Bandes hin. Die sich im 4. und 5. Jahrhundert entwickelnde Stellung des römischen Bischofs wirft Fragen nach den Formen von deren Selbstdarstellung auf. In dieser Zeit der politischen Umwälzungen wurden zeitlich parallel zu wegweisenden Entwicklungen für die Zukunft Grundsteine gelegt. Die Verfasserin geht auf den aktuellen Forschungsstand zu ihrem Thema ein, das in den letzten Jahren sowohl in historischer als auch in kunsthistorischer Sicht in einzelnen Untersuchungen angeschnitten wurde. Neben den richtungsweisenden Arbeiten von Michele Maccarone, Charles Pietri und Richard Krautheimer weist die Verfasserin auch auf die Dissertation von Peter Kritzingler über die bischöfliche Repräsentation bis 476 an der Universität Jena (2009) und die Untersuchung von Markus Lös an der Universität München über den Märtyrerkult und Kirchenbau in Rom und Mailand (2010) hin. Obwohl sich die Forschung seit Jahrzehnten mit der Entwicklung des Papsttums befasst hat, ist die Frage der Repräsentation der Päpste in dieser Zeit weitgehend unberücksichtigt geblieben. Die Verfasserin hat daher zuerst die Phänomene der Repräsentation erörtert, um dann die Quellenlage nach den Bild- und Schriftquellen in allen Einzelheiten zu behandeln. Das zweite Kapitel der Arbeit »Die Welt des Papstes in der Spätantike« geht zuerst auf die Turbulenzen ein, die Rom im 5. Jahrhundert erfassten, um nur an die Einnahme der Stadt durch Alarich und die Westgoten (410) und die Plünderung durch die Vandalen (455) zu erinnern. Die römische Kirche wurde dazu durch verschiedene Schismen im Innern von Auseinandersetzungen bewegt. Dennoch festigte sich in dieser Zeit das Fundament des römischen Primats mehr und mehr. Unter Papst Leo I. (440–461) wurde die Petrinologie aufgenommen – wobei die Verfasserin zu wenig darauf hinweist, dass hier an eine seit der Zeit der Apostel bestehende Tradition der römischen Kirche angeknüpft wurde. Papst Gelasius I. hat mit der Zwei-Schwerter-Theorie am Ende des 5. Jahrhunderts die Grundlage für eine Lehre entwickelt, die die mittelalterliche Geschichte Roms und Westeuropas entscheidend beeinflussen sollte. Die Organisation der römischen Kurie und ihrer Bischöfe behandelt die Verfasserin ebenso eingehend wie die Bildung und Herkunft der Päpste im Laufe des 4. und 5. Jahrhunderts, wobei sie auch ins 3. und 6. Jahrhundert ausgreift. Die Herkunft der Päpste wurde im Laufe der Jahrhunderte aristokratischer. Das folgende, dritte Kapitel behandelt die »Modi der Repräsentation«, wobei zuerst Sprache und Insignien sowie die Titulaturen der Päpste anhand der Bauinschriften vorgestellt werden. Eingehend wird die Frage untersucht, ob weltliche Repräsentationsformen übernommen wurden. Dabei wird diskutiert, ob die bereits im ausgehenden 2. Jahrhundert erwähnte Kathedra Roms zur *cathedra* als Sitzmöbel im christlich-religiösen Gebrauch wurde. Da Sitzen eine besondere Auszeichnung der Würde war und der Klerus vor den Laien sitzen durfte, scheint sich das



Sitzprivileg der Bischöfe bereits vor dem Konzil von Nicäa 325 durchgesetzt zu haben, denn in dem Prozess gegen Paulus von Samosata 269 wird bereits ein Bischofsthron erwähnt. Eine erste Abbildung wird auf die Mitte des 3. Jahrhunderts datiert. Doch dürften verschiedene Formen benützt worden sein. Die römische Beamtschaft hat dabei anscheinend nicht als Vorbild gedient. Die Paramente haben sich – soweit erkennbar – sogar erst seit dem frühen Mittelalter entwickelt.

In einem zweiten Unterkapitel wird die Repräsentation im Bereich der Architektur untersucht, wobei SS. Cosma e Damiano, S. Andrea in Catabarbara, S. Maria Maggiore und S. Stefano Rotondo näher angesprochen werden sowie bei den Baumaterialien der Porphyry wegen seiner dem Purpur ähnlichen Färbung. Aber die Verfasserin geht auch auf die Gestaltung der Kirchenböden ein, zeigt die spätantiken Bauabläufe in zahlreichen Einzelheiten, die Baugesetzgebung und den Gebrauch von Spolienmaterial. Im Bereich der Architektur lässt sich keine Konzeption der bischöflichen Repräsentation feststellen. Im Bereich der Topographie Roms wurde die christliche Gemeinde erst seit der Tolerierung präsent. Dabei ergab sich die Frage, ob es eine Steuerung der christlichen Sakraltopographie gab und letztlich dann, ob die kirchlichen Bauprojekte eine repräsentative Note besessen haben. Wie die Entwicklung der Baptisterien zeigt, entwickelte sich die Topographie der Kirchen Roms im 5. Jahrhundert in Abhängigkeit von der Bevölkerungsentwicklung. Einige besondere Bauten wurden als solche herausgehoben, haben jedoch keinen Einfluss auf die christliche Topographie der Stadt gehabt. Die Sakraltopographie hat die Liturgie beeinflusst, die dem Bischof eine bestimmte Stellung zuschrieb. Dazu entwickelte sich die Stationsliturgie, die einen hohen, repräsentativen Charakter besaß. Als letzten Punkt dieses Kapitels spricht die Verfasserin die Ikonographie mit den Papstbildnissen an, die sich seit der Mitte des 5. Jahrhunderts entwickelte. Das häufige Erscheinen der Päpste in der Ikonographie sollte deren Vergegenwärtigung dienen.

Die Verfasserin leitet aus diesen Erkenntnissen zum vierten Kapitel über, das die »Formen von päpstlicher Repräsentation im 5. Jahrhundert« betrachtet. Dieses mit über 115 Seiten umfangreichste Kapitel der Arbeit stellt das Wirken von Papst Sixtus III. (432–440) an die Spitze, der sich durch eine intensive Bautätigkeit auszeichnete, deren Höhepunkt in der Kirche S. Maria Maggiore lag. Diese ist eine der bedeutendsten Sakralbauten Roms und hat ihren frühchristlichen Charakter bis heute bewahrt. In der Konzeption wurde ihr bereits der Rang als zweite Bischofskirche zugewiesen und sie wurde in dieser Funktion liturgisch mit deutlich repräsentativem Charakter genutzt. Untersuchungen von San Lorenzo fuori le mura und des Lateranbaptisteriums schließen sich an. Sixtus III. hat sich in seinem gesamten Auftreten als Stellvertreter Christi auf Erden dargestellt, wie die Verfasserin als Fazit eruiert. Papst Leo I. (440–461) hat in seinem Pontifikat neben dem großen politischen Engagement auch umfangreiche Baumaßnahmen durchgeführt. Leo I. hat sich immer auf das von Petrus den Päpsten übertragene Amt bezogen. Er hat daher bei der Repräsentation nicht seine Person in den Mittelpunkt gestellt, sondern sich auf sein Amt berufen. Leos Nachfolger Hilarius (461–468) war einer der Legaten Leos I. auf der Räubersynode von Ephesus 449 gewesen und dabei der Gewalt kaum entkommen. Er hat die Politik und Baumaßnahmen seines Amtsvorgängers fortgeführt, obwohl sich von seinen Stiftungen wenig erhalten hat. Die Verfasserin wendet sich zuletzt Papst Symmachus (498–514) zu. Die Frage nach den Grundlagen der Repräsentation im Zeitraum 468–498 wird übersprungen. Das mit der Wahl von Papst Symmachus entstandene Schisma hat dessen gesamte Regierung begleitet. Er hat deshalb Repräsentation als Legitimation betrachtet und umfangreiche Aktivitäten im Baubereich entwickelt. Die Verfasserin stellt klar, dass Symmachus sich auf diese Weise als rechtmäßiger Papst darstellte. Seine Repräsentation war primär auf seine Person und damit mehr auf seine individuelle Situation bezogen. Das fünfte und letzte Kapitel der Arbeit

untersucht die »Originalität der päpstlichen Repräsentation«, wobei sie die Ursprünge und die Herkunft von den verschiedenen Motiven behandelt. Als erstes spricht sie die mögliche Konkurrenz zum Kaiser an, doch wurden bei dessen Repräsentation nur wenige Anleihen getätigt. Der Kaiser und sein Hof scheiden damit als Impulsgeber für die päpstliche Repräsentation fast vollständig aus. Die Orientierung am stadtrömischen Adel erfolgte dagegen durch das distinguierte Niveau der Elite, das weniger durch Inhalte als durch praktische Erwägungen auf die päpstliche Repräsentation wirkte. Es gab dabei »Kirchenspezifische Eigenheiten«, wie die Verfasserin darlegt, doch fühlten sich die päpstlichen Verhaltensweisen und die Kunstproduktion immer der Wahrung der Tradition verpflichtet. Auf diese Weise wurden kaum außerrömische Vorbilder assimiliert. Die Resultate der Arbeit werden abschließend zusammengefasst. Die Repräsentation der spätantiken Päpste war situationsabhängig. Sie war in die jeweilige Gesellschaft eingebettet und durch diese determiniert, wobei sie eigene kirchenspezifische Merkmale zeigte. Im Anhang der Arbeit wird durch Tabellen ein Dimensionsvergleich spätantiker Kirchenbauten in Rom, Taufeinrichtungen in spätantiken Kirchen Roms, die Stationsliturgie, die Langhausmosaiken in S. Maria Maggiore, in S. Paolo fuori le mura und in St. Peter im Vatikan ermöglicht. Die Ausführungen der Arbeit werden durch zahlreiche Abbildungen unterstützt und unterstrichen. Eine umfangreiche Bibliographie gibt die Möglichkeit an die Hand, die Ausführungen der Verfasserin nachzuvollziehen. Das Werk behandelt die Repräsentation der spätantiken Päpste, die ein Zeitalter der Kontinuität, aber auch des stetigen Wandels und des Umbruchs in Politik, Gesellschaft und Christentum waren. Die Verfasserin hat eine wertvolle Untersuchung des Zeitraums geschaffen, die auch für die historische Entwicklung des Papsttums und seinen Erscheinungen umfangreiche Hinweise gibt.

*Immo Eberl*

ANDREAS MATENA: Das Bild des Papstes. Der Lateransalvator in seiner Funktion für die päpstliche Selbstdarstellung. Paderborn: Schöningh 2016. 430 S. m. Abb. ISBN 978-3-506-77279-4. Geb. € 59,00.

Es war der End- und Kulminationspunkt einer mittelalterlichen Papsteinsetzung, wenn der *electus* nach seiner Wahl, einer Prozession durch die Stadt und dem Inthronisationszeremoniell im Lateran im Vollbesitz aller Insignien sich von seinem Gefolge löste und allein in die Laurentiuskapelle eintrat, um dort im Angesicht der verehrten Christusikone zu beten. »Der *Dominus Deus* und sein *vicarius* standen sich in Person und Auge in Auge gegenüber, als eine face-to-face-Begegnung des himmlischen Herrschers mit einem würdigen Nachfolger beziehungsweise seiner wahren *imago*.« Andreas Matena versteht in seiner Dissertation diesen privilegierten Blickkontakt als konstitutiv für die Transformation des *electus* in den rechtmäßigen Stellvertreter Christi: »Wenn nun der Papst zu einem lebendigen und wahren Abbild des Christusbildes werden sollte, dann kann dieser Akt des gegenseitigen Ansehens auch als endgültige Überformung des Papstleibes durch den Christusleib interpretiert werden.« (S. 318f.)

Die Laurentiuskapelle bildete das Allerheiligste des Papstpalastes im Lateran, einzig der Papst selbst durfte dort die Messe zelebrieren. Im Altar, mit dem die »nicht von Menschenhand gemachte« Ikone (*acheiropoieton*) verbunden war, befanden sich Reliquien aus dem Heiligen Land und der Passion, ja sogar eine Körperreliquie der Beschneidung Christi – der Salvator war also durch Bild, Reliquien und die Eucharistie gegenwärtig, die Topographie seiner Passion im Raum inhärent. Das in diesem Moment des isolierten Gebets wie in einem Brennglas gebündelte interpersonelle Verhältnis zwischen Papstkörper

und Bildkörper Christi erlaubt dem Autor eine besonders dichte und überzeugende Formulierung seiner Kernthese einer christomimetischen Angleichung, ja »Vergleichbarkeit« des Papstes mit dem Christusbild, die sich im weiteren Verlauf des Pontifikates noch in vielen anderen Situationen äußert: Die Verfügungsgewalt des Papstes über dieses Bild, seine alleinige Macht, es über Prozessionen in den Stadtraum freizusetzen und es ggf. durch seine eigene Gegenwart zu »ersetzen«, den Zugang einer kleinen Personengruppe zu gestatten oder es hinter den Mauern des Lateranpalastes zu verbergen, eben diese enge personale Beziehung zum Bild ist laut Matena zwischen dem späten 7. Jahrhundert und dem Umzug nach Avignon eine der wesentlichen Quellen päpstlicher *autoritas*.

Auf den gut 300 Seiten, die dieser Textstelle vorangehen, entwickelt er diese These umfassend auf der Grundlage einer fundierten Quellenlektüre und der Analyse des materiellen Bestands sowohl der Kapelle als auch der umgebenden Topografie des Lateran. Für Matena steht dabei die Funktion des Bildes im Mittelpunkt (S. 19), über die das von Pontifikat zu Pontifikat sich neu generierende Handlungs- und Beziehungsgefüge um die Christusikone und ihre Bedeutung für die päpstliche *autoritas* herauspräpariert wird. Entsprechend lässt der Autor fast 600 Jahre des Papst-Bild-Verhältnisses am Leser vorüberziehen: Vom wunderhaften Auftauchen der Salvatorikone im 6. oder 7. Jahrhundert, ihrer sukzessiven Verbindung mit dem denkbar wertvollsten und durch immer neue Stiftungen bereicherten Reliquienschatz über das Mitführen in städtischen Prozessionen spätestens seit Stephan II. († 757) bis hin zu der multifunktionalen Einbindung des Bildes in Kirchenfeste und Rituale am Papsthof im 12. und 13. Jahrhundert. Eines der stärksten Kapitel betrifft die bildtheologische Auseinandersetzung um den Idolatrie-Begriff seit dem 11. Jahrhundert: Matena verweist hier erstmals auf einen Diskurs nicht etwa um materielle Bilder, sondern um den Körper des Papstes, der selbst als Bild (*imago*) verstanden wird. Der Vorwurf der Idolatrie bezieht sich entsprechend auf den jeweiligen Gegenpapst, der als *idolum* im Tempel Gottes ohne »transzendenten Bedeutungshorizont« (S. 121) begriffen wird. Erst diese unterstellte Bildhaftigkeit des Papstes lässt erahnen, welche Dimensionen der vordringlich über die Visualität artikulierten Gedanken um herrschaftliche Christomimesis im Lateran annehmen konnte (vgl. auch S. 154f.).

Andreas Matenas Beitrag ist nun die dritte dezidiert funktionsorientierte Monografie zum Lateran, die in den letzten drei Jahren erschienen ist (nach den beiden 2014 erschienenen Bänden von Nadja Horsch und der Verfasserin). Ein solcher Ansatz ist gezwungen, sich der auch immer risikobehafteten Herausforderung zur Interdisziplinarität zu stellen, ist doch die genaue Lektüre der Quellen und eine sensible Erfassung des materiellen Bestandes und seiner künstlerischen Artikulationen unbedingte Voraussetzung für die Rekonstruktion der ephemeren Akte, die erst das Handlungsgefüge um die historischen Protagonisten greifbar machen. Wie fruchtbar ein solcher Ansatz gerade für das dichte Aktionsgewebe aus Liturgie, Zeremoniell und Prozessionen rund um Lateranbasilika und Papstpalast sein kann, beweist das vorliegende Buch.

Kirsten Lee Bierbaum

DIÖZESANMUSEUM ROTTENBURG (HRSG.): *Hic est Martinus*. Der heilige Martin in Kunst und Musik (Participare, Bd. 2). Ostfildern: Thorbecke 2016. 112 S. m. zahlr. farb. Abb. und Musik-CD. ISBN 978-3-7995-1074-5. Kart. € 16,99.

### 1. Kunsthistorische und theologische Ausführungen

Das Martinsjahr 2016 war im Gedenken an die 1700. Wiederkehr des Geburtsjahres des großen populären europäischen Heiligen für die Diözese Rottenburg-Stuttgart Anlass,

ihren Diözesanpatron gebührend zu feiern. Das Jahreslogo »Leben teilen – Gott begegnen«, zugeschnitten auf die Barmherzigkeitstat der Teilung des Mantels des heiligen Martin und seine Christusbegegnung, passend zu dem von Papst Franziskus ausgerufenen Jahr der Barmherzigkeit, bildete das Generalthema für unterschiedliche Aktivitäten das Jahr hindurch.

Ein literarisch-musikalisches Ergebnis war das vom Diözesanmuseum herausgegebene und im Jan-Thorbecke-Verlag erschienene Buch »*Hic est Martinus* – Der heilige Martin in Kunst und Musik«, wobei eine CD mit Tonaufnahmen von Martinsgesängen beigelegt ist. Dieses Buch, in welchem man sich in den kunst- und musikwissenschaftlichen, sowie den musikalischen Beiträgen auf die Diözese Rottenburg beschränkte, stellt ein höchst bemerkenswertes literarisches und musikalisches Zeugnis der Martinsverehrung in Schwaben durch die Jahrhunderte bis in unsere Zeit dar.

Weihbischof Dr. Johannes Kreidler umreißt in seinem Grußwort in kurzen Zügen das Thema und dankt den Verantwortlichen aus Diözesanmuseum und Dommusik für ihre Beiträge, die in Wort, Bild und Musik die Martinsverehrung lebendig werden lassen und zu neuen Sinndimensionen führen. In ihrem Vorwort gibt die Diözesankonservatorin und Leiterin des Diözesanmuseums der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Dr. Melanie Prange, eine Übersicht und Einführung in die Fragestellungen des Buches und verbindet mit der wissenschaftlich-historischen Aufarbeitung zugleich auch die pastorale Deutung und Bedeutung der Martinsverehrung. Schließlich gilt ihr Dank Weihbischof Dr. Johannes Kreidler und Dompfarrer Monsignore Harald Kiebler, ihrem wissenschaftlichen Mitarbeiter Dr. Milan Wehnert und namentlich allen an der Musik Beteiligten, den Leitern der Musikensembles, des Domchores und der Mädchenkantorei sowie dem Domorganisten.

Im ersten Beitrag »Die Mantelteilung – Ein Bild der Gottesbegegnung und des neuen Lebens im Wandel der Zeit« interpretiert Melanie Prange frühe Martinsdarstellungen in der Buchmalerei des 12. und 13. Jahrhunderts, so in dem Passionale aus dem Kloster Zwiefalten um 1125–1135 (heute in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart) und in dem prächtigen Berthold-Sakramentar aus dem Kloster Weingarten um 1216/17 (heute in der Pierpont Morgan Library in New York), denen die Schilderungen in der Martinsvita des Sulpicius Severus, des berühmten Zeitgenossen und zeitweiligen »Schülers« Martins, zugrunde liegen. Aus der Zeit des späten Mittelalters werden verschiedene Darstellungstypen der Mantelteilung in Skulptur und Malerei aus dem württembergischen Umfeld vorgestellt, so z. B. ein Flügelretabel aus St. Martin in Günzburg um 1460/70, in welchem das Verhältnis Martin – Bettler – Christus in besonderer Weise interpretiert wird.

Die Barockzeit, vor allem durch die katholische Reform des Trienter Konzils charakterisiert, bringt im Umkreis der schwäbischen Klöster und Kirchen bewegte und kraftvolle Darstellungen des römischen Soldaten Martin als dem »*miles Christi*« hervor, so in dem Deckengemälde nach 1667 in St. Martin in Urlau.

Die Umwälzung zu Beginn des 19. Jahrhunderts infolge der Säkularisation sowie die kirchliche Neuordnung durch Um- und Neubildung von Diözesen, so auch Rottenburg, brachten ein neues Bild- und Kunstverständnis mit sich. Ausgehend von klassizistischen Darstellungen im Martinszyklus von Fidel Schabet 1843 für die Martinskirche von Unteressendorf findet besondere Erwähnung die Beuroner Schule um den Malermönch Willibrord Verkade mit neuen byzantinischen und ägyptischen Inspirationsquellen, die in der Ausstattung klösterlicher Räumlichkeiten sowohl in Beuron wie auch in Monte Cassino ihren Niederschlag finden. Der Martinszyklus von Gebhard Fugel aus dem Jahre 1900 in der Martinskirche zu Wangen im Allgäu zeigt in bemerkenswerter Realität die Mantelteilung vor den Toren von Amiens.

Der spätromantische Stil der Jahrhundertwende weicht nach dem 1. Weltkrieg einer eher nüchtern gewordenen Bildhaftigkeit in neuer Volksnähe, so die Mantelteilung »Martinstor« von August und Josef Braun aus dem Jahre 1924, die zur Kunst der NS- und Nachkriegszeit überleitet. Nach dem 2. Weltkrieg ist es vor allem der in Oberschwaben geborene Künstler HAP Grieshaber (Mantelteilung in Farbholzschnitt 1964), der auch auf andere Künstler Einfluss ausübte, so z.B. in der Mantelteilung Martins (und Himmelfahrt Mariens) von Hilde Boer 1966 am Bronzeportal von St. Martin in Langenargen. Die Gegenwartskunst zeigt die Mantelteilung in abstrahierender Weise, teils noch figürlich (Karl-Ulrich Nuss 2008), teils stark abstrahiert (Kurtfritz Handel 1998), teils ohne Bildtitel (Helga Brenner 1997 und Raphael Seitz 1997), teils in verfremdeter Sinnggebung als häusliche Dekorplastik (Bernd Ikemann 1997), teils in fragmentarischer Spurensuche (Gabriele Stolz 1997), meist Werke aus dem Kunstwettbewerb der Diözese Rottenburg-Stuttgart im Jahre 1997.

Angesichts einer neuen kritischen Auseinandersetzung mit dem traditionsreichen Martinsmotiv kann man die Frage stellen, meint Melanie Prange, »ob das (Vor-)Bild des Heiligen den zeitgenössischen Betrachter überhaupt noch bewegen kann« (S. 45): »Gibt es darin eine zentrale Botschaft oder bleibt es bei der Collage von Einzelteilen, die man zwar wahrnimmt, jedoch nicht verinnerlicht?« (S. 44)

Im zweiten Beitrag »*Martinus Episcopus* – Ideal und Erbe eines Kirchenfürsten in Schwaben vom 12. bis ins 20. Jahrhundert« untersucht Dr. Milan Wehnert, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Diözesanmuseum, vornehmlich die Darstellung Martins als Bischof, beginnend mit einer Übersicht über Martins Leben als Bischof von Tours und seine Verehrung in Frankreich und überleitend zur Verehrung im historischen Schwaben.

Hier ist vor allem das Kloster Weingarten ein frühes Zentrum der Verehrung des heiligen Martin als Bischof, wie die zahlreichen Darstellungen in der Buchmalerei bezeugen. Dies zeigt sich besonders in der Initiale »S«, das Martins Priestertum (»*Sacerdotium*«) ins Blickfeld rückt. Feier der Liturgie, Segensgestus, Bischofsstab und Kirchengründung (ein Kirchenmodell in der Hand Martins), bisweilen auch unter Einbeziehung der Bettlergestalt, weisen Martin als Priester und Bischof, als Segen- und Almosenspendner aus, was Milan Wehnert an zahlreichen Skulpturen aus der Rottenburger Diözese nachweist und ikonographisch interpretiert.

Für das Barockzeitalter sind es vor allem die Altarbilder und Freskenzyklen, die den hl. Martin als Almosen spendenden Bischof darstellen, dem die Engel Krone und Siegespalme herbeibringen (Retabel in der Karmeliterkirche Rottenburg um 1730) oder ihn als schon der Erde Enthobenen und dem Himmel Entgegenschwebenden zeigen (Deckenfresko von Franz Josef Spiegler in Altheim, 1747). Eindrucksvolle Goldschmiedearbeiten wie die prächtige Sonnenmonstranz aus Leutkirch, hergestellt in der Augsburger Werkstatt Jacob Lutz um 1714, stellen im figürlichen Schmuck Bischof Martin sinnvoll in sakramentale Nähe.

Das 19. Jahrhundert ist infolge des staatlichen Umbruchs durch die Säkularisation und die geistige Bewegung der katholischen Aufklärung charakterisiert durch einschneidende Erneuerungen in Theologie und Pastoral sowie in der Kirchenpolitik (Gründung der Diözese Rottenburg). Im Mittelpunkt der Martinsdarstellungen steht zu Ende des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts vor allem die Beuroner Malerschule, die auch für das Mutterkloster Monte Cassino bedeutend war. Hier ergänzt Wehnert die Ausführungen von Prange durch seine Bischofsinterpretationen, endend mit der Beschreibung des bei Prange schon angeführten Martinszyklus' von Gebhard Fugel in Wangen aus dem Jahre 1900.

Schließlich eingehend auf die Rottenburger Bischöfe und ihr Amtsverständnis zeigt Wehnert Hirtenstäbe und Mitren mit Darstellungen des Diözesanpatrons Martin. Die Interpretation des großen Martinsfreskos von Albert Burkart in St. Martin in Leutkirch von 1935/36 lenkt den Blick auf die zentrale Bischofsgestalt in einem Kreis von Szenen, wo Martins gebieterische Haltung gegenüber dem römischen Kaiser in deutlicher Analogie zur NS-Zeit steht. Schließlich fasst Wehnert im letzten Kapitel »Christentum und Kirche Bischof Martins« das Leben des hl. Martin und dessen Darstellungen zusammen und weist auf die Bedeutung Martins für das christliche Leben in Schwaben hin.

## 2. Die Tonaufnahmen, ein klingendes Kaleidoskop der Rottenburger Kirchenmusik

Einen wohlklingenden und im Vergleich zu den kunsthistorischen Ausführungen durchaus äquivalenten Teil der Buchedition stellen die Tonaufnahmen auf CD von Gesängen über den hl. Martin dar, die in bunter Reihenfolge und für den Hörer abwechslungsreich dargeboten werden. Erläuterungen zu den unterschiedlichen Musikwerken und deren Aufnahmen werden von den einzelnen Leitern der Ensembles, den Komponisten und den Ausführenden selbst in einem eigenen Textteil gegeben. Das CD-Programm mit den Track-Nummern sowie die gesungenen Texte (bei den lateinischen mit deutscher Übersetzung) und ein Anhang mit Anmerkungen zu den Fußnoten, sowie ein Quellen-, Literatur- und Abbildungsverzeichnis beschließen die ausführlichen Informationen.

»Eingeläutet« werden die Tonaufnahmen mit dem Klang der großen Martinsglocke des Rottenburger Doms. Sodann erklingt – als Devise – das erste Responsorium »*Hic est Martinus*« aus dem Martinsoffizium, dessen drei Anfangsworte, in der alten neuemierten Handschrift in Versalien geschrieben, dem vorliegenden Buch den Titel gegeben haben. Prof. Dr. Inga Behrendt, tätig an der Hochschule für Kirchenmusik der Diözese Rottenburg-Stuttgart und am musikwissenschaftlichen Institut der Universität Tübingen, untersucht in ihrem einleitenden Artikel Quellenkunde, Notation, Textstruktur, melodische Phrasengestaltung, praktische Ausführbarkeit und Memoriertechnik nach aktuellem musikwissenschaftlichen Forschungsstand. Sie leitet kompetent die musikalische Wiedergabe des von ihr restituierten Notentextes durch die ausgezeichneten Solostimmen ihrer Choralschola Uncinus.

In gemeindenaher »Neo-«Gregorianik, von der Choralschola Uncinus gesungen, sind vier Antiphonen aus der Martinsvesper im »Gotteslob« (Nr. 912–915) von Prof. Bernhard Schmid komponiert, der im Textteil Erläuterungen dazu gibt. Motivisch inspirierte Orgel Improvisationen von Domorganist Prof. Ruben Sturm bilden den passenden Rahmen dazu. (Etwas verunsichert wird der mitlesende Hörer durch die Tatsache, dass die Track-Nummern 12 und 6 gegenüber der Angabe im Textteil vertauscht sind und dass außerdem in einer Track-Nummer zwei Antiphonen aufgenommen sind.)

Die Einbeziehung der Martinsgesänge aus dem »Gotteslob« erweist sich als äußerst sinnvoll und stellt eine liturgische Hilfe für die Praxis dar, so auch das Lied auf den Diözesanpatron »Sankt Martin, dir ist anvertraut« (Gotteslob Nr. 911) im Chorsatz von Harald Kugler, in alternierenden Strophen gesungen vom Vokalensemble des Rottenburger Domchores unter der Leitung von Christian Schmitt und an der Orgel eingeleitet und begleitet von Domorganist Ruben Sturm.

Das gregorianische *Alleluia* mit *Vers* »*Beatus vir sanctus Martinus*« (Melodierestitution von Anton Stingl) wird von der Choralschola Uncinus vorgetragen und von der Sopranistin Naomi Kaut weitergeführt. In einer später erklingenden nochmaligen *Vers*-Vorgabe erfolgt eine höchst bemerkenswerte Kombination von Gregorianik mit Jazzelementen. Der Trompeter Christian Meyers und der Jazzpianist Martin Johnson deuten die Gregorianik behutsam neu, Aggressives vermeidend, aber Virtuoses durchaus einbezie-

hend, wie auch Elektronisches verarbeitend, wie Johnson einleitend darstellt, und führen überzeugend zu einem an gregorianischem Geist orientierten Versuch gegenseitiger Befruchtung von Gregorianik und Jazz.

In einem weiteren Brückenschlag zur zeitgenössischen Musik präsentiert virtuos Ruben Sturm die »Rottenburg-Toccat«<sup>1</sup>, einen Kompositionsauftrag an den internationalen Komponist und Orgelprofessor Naji Hakim, der im Textteil sein Werk erläutert, das das Rottenburger Martinslied als thematische Grundlage hat.

Aus der Rottenburger Musikaliensammlung von Johann Donfried (1585–1654), Rottenburger Organist, Rektor der Lateinschule und Sammler liturgischer Musik, werden sechs Solomotetten zum hl. Martin für zwei bis fünf Stimmen mit Basso Continuo (Orgel) im Stil der geistlichen Konzerte von Ludovico Viadana (ca. 1560–1627) dargeboten, darunter Motetten von Giovanni Francesco Anerio (um 1567–1630) und von den in der praktizierten Kirchenmusik bislang weitgehend unbekanntem Meistern Christoph Sätzl (1592–1655), Abondio Antonelli (um 1570–1629) und Urban Loth (1570–1636). Das Ensemble officium, besetzt mit zwei Sopranen, Altus, zwei Tenören und Bass, interpretiert in unterschiedlicher Besetzung unter der Leitung von Wilfried Rombach an der Orgel überzeugend diesen neu gefundenen Rottenburger Schatz der Kirchenmusik.

Schließlich erklingen volkstümliche Martinslieder, im Arrangement von Klaus Wallrath vom Aufbauchor der Mädchenkantorei am Rottenburger Dom unter der Leitung von Domkapellmeister Christian Schmitt erfrischend gesungen und mit Flöte (Cornelia Prauser) und Orgel (Ruben Sturm) begleitet.

Fazit: Das vorliegende Buch, das kunstwissenschaftliche, musikwissenschaftliche und mit der beigefügten CD auch musikalische Beiträge enthält, zeigt in umfassender Weise, welche Bedeutung das Jubiläumsjahr des hl. Martin und damit die Gestalt des großen Heiligen und seine Verehrung in den vergangenen 1700 Jahren vornehmlich in der Diözese Rottenburg-Stuttgart gewonnen haben. Wenn auch dabei der schwäbische Umkreis im Fokus stand, so wird aber aus vielfachen Bezügen auch klar, wie weit der geographische Radius der Martinsverehrung durch die europäischen Länder gezogen werden müsste. Dass neben den rein wissenschaftlich-historischen Erwägungen immer auch praktisch-pastorale Aspekte berücksichtigt sind, bedeutet eine Hilfe für die praktische Theologie. So ist dieses erfreuliche Buch insgesamt eine höchst fundierte Darstellung schwäbischer geistig-geistlicher Aktivität aus der Diözese Rottenburg-Stuttgart, der man eine vorbildhafte Weiterwirkung wünschen möchte.

*Bernhard Klär*

MICHAEL OVERDICK: Baukunst der Romanik in Baden-Württemberg. Ubstadt-Weiher – Heidelberg – Basel: Verlag Regionalkultur 2016. 96 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-89735-970-3. Geb. € 15,90.

Der renommierte Düsseldorfer Kunsthistoriker Michael Overdick, ausgewiesener Kenner romanischer Baukunst, legt mit dem hier angezeigten Buch einen fundierten essayistischen Überblick zu den erhaltenen vorromanischen und romanischen Bauten in Baden-Württemberg vor. Die Monumente an 30 Orten werden detailliert vorgestellt. Weitere erwähnte Orte sind kartiert (S. 13, Abb. 13) und in den zwischengeschalteten, Inhalte zusammenfassenden Kapiteln besprochen (dazu s. u.). Den bedeutenden Bauten ist jeweils ein kleiner Übersichtsgrundriss beigegeben. Das ganze Buch ist gleichmäßig mit teils künstlerisch schönen, teils informativen Farbbildungen reich ausgestattet und sehr gut drucktechnisch umgesetzt. Zu den katalogartigen Texten kommen bis zu vier Dop-

pelseiten lange Exkurse, eine Begriffserklärung, das Glossar und generell aufgelistete weiterführende Literatur in sparsamer Menge.

Einleitend wird die Romanik als Baukunst und ihre Absetzung von der Gotik beschrieben sowie die karolinger- und ottonenzeitliche Architektur als »vorromanisch« eingeordnet. Natürlich können hier nur grobe Linien skizziert werden; weshalb aber die Aachener Marienkirche, hier Pfalzkapelle genannt, aus der byzantinischen Architektur abgeleitet werden soll (S. 5), ist unklar. Zu einer solchen Einengung besteht kein Grund, gibt es doch ausreichend Architektur in größerer räumlicher Nähe, die als Vorbild in Anspruch genommen werden könnte – freilich ohne dass dies jemals nachweisbar wäre. Auch die doppelchörigen Kirchen sind keine karolingerzeitlichen »Eigenentwicklungen«, sondern finden sich schon in der frühchristlichen Kirchenarchitektur vor allem Nordafrikas und Spaniens. Ihre mögliche »Vorbildhaftigkeit« für die karolingerzeitliche Baukunst wäre aufwändig zu untersuchen.

Das Buch beginnt nun mit der Darstellung der Kirchen auf der Reichenau, die Ursprünge im späten 8. und 9. Jahrhundert haben. Hier folgt ein Exkurs zur Wandmalerei, der detailreich und vergleichend die Befunde des 10. bis 13. Jahrhunderts beschreibt. Mit den Kirchen von Sulzburg, Schienen und Konstanz liegen frühe Gründungen des 9./10. Jahrhunderts vor. Neben den Ausführungen zu den Schriftquellen, die auch die Unsicherheiten bei der Datierung der Befunde nicht aussparen, werden knappe Hinweise zu den Ortslagen genannt und eine kurze Beschreibung der Gebäude. Falls vorhanden, sind auch Hinweise auf die historische Bedeutung der Architektur gegeben. Im Gegensatz zur oben erwähnten eingegengten Ableitung der Architektur des Aachener Domes zählt Overbeck im Fall des exzeptionellen Sechseckbaus von Bad Wimpfen und ihren Vergleichsbauten die unterschiedlichen möglichen Gründe für ein dahinter vermutetes »Architekturzitat« auf – nach Meinung des Rezensenten sollte eigentlich jede Aussage dieser Art als spekulativ, weil nicht zeitgenössisch belegbar, besser ausgespart werden. Nach Erläuterung der »Markenzeichen« der Hirsauer Bauschule folgen die entsprechenden Kirchen Südwestdeutschlands, unter denen die historistisch ausgemalte Klosterkirche von Gengenbach »unvorbereitete Besucher ... überrascht, wenn nicht sogar« schockiert. Solche freien Beschreibungen jenseits der Wissenschaftssprache lockern die Lektüre des essayistischen Buches auf und sind angesichts des farbenprächtigen Bildes des Innenraums gut nachvollziehbar. Es folgt die Zisterzienserbaukunst. Zu St. Vitus in Ellwangen hätte man sich eine kurze Erwähnung der spannenden und noch nicht publizierten, aber gleichwohl bekannten Grabungen von 2013–2015 um die Kirche mit Spuren frühmittelalterlicher Befunde und vor- und frühromanischer Mauerreste gewünscht, auch wenn der dort gefundene Fundamentrost vielleicht nicht zu einem Westbau gehört hat. Das nächste Kapitel erörtert die drei fränkischen Achteckkapellen. Danach springt die Gliederung des Buches zum Freiburger Münster und mit dem Hatzenturm in Wolpertswende sowie der Pfalz von Bad Wimpfen auch zu profanen Bauten. Vor weiteren Türmen und Burgen sowie der Stadtanlage von Rottweil ist noch ein Exkurs zum plastischen Bauschmuck eingefügt. Weitere städtische Einzelbauten stammen aus Esslingen, Ravensburg und Schwäbisch Hall.

Das vorliegende Buch eignet sich als Information in der generellen Vorbereitung einer Ortsbesichtigung wohl besser denn als Buch, das man vor Ort mit sich trägt. Es ersetzt keine Werke wie »Reclams Kunstführer« (hier zuletzt Band II in der 8. Aufl. von 1985) oder die bekannten Einzelführer zu bedeutender Architektur, denn dazu fehlt dem Buch von Overbeck die hier auch gar nicht angestrebte textliche und in Form von Zeichnungen eingebrachte nüchterne Analytik. Das verlegerisch avisierte Zielpublikum hat sich offensichtlich in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt. Weniger Details, weniger le-



sen – auch Pläne – und überhaupt weniger rezipieren zu müssen, scheint in Zeiten des allgemeinen Informationsüberflusses einen höheren Stellenwert erlangt zu haben als die Möglichkeit, tiefere Informationsschichten mühevoll und auch mit eigenem Kombinieren zu erschließen. Insgesamt ist aber natürlich sehr positiv zu vermerken, dass hier ein sauber recherchiertes Buch zum Erwerb bereitgestellt wird, das, handwerklich gut gemacht, beim allgemein Interessierten wie dem spontan begeisterten Besucher eines Einzeldenkmals einen dankbaren Abnehmer finden wird.

*Sebastian Ristow*

DAVID UND ULRIKE GANZ: Visionen der Endzeit. Die Apokalypse in der mittelalterlichen Buchkunst. Darmstadt: Philipp von Zabern 2016. 160 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-8053-4995-6. Geb. € 49,95.

Vielfältig und farbenprächtig gestalten sich die Darstellungen der Apokalypse in der Buchmalerei des Mittelalters. Ulrike und David Ganz präsentieren dazu 21 Manuskripte von 800 bis 1500 in einem Band, den man mit seinen 96 hervorragenden, unbeschnittenen Abbildungen auf 150 Seiten Text daher zunächst als Bildband wahrnimmt. Gegliedert sind die kataloghaften Bearbeitungen der einzelnen Werke in drei chronologisch angeordneten und thematisch geformten Kapiteln. Die Reihe lässt keine Fußnoten zu, doch finden sich teils Autorennennungen in Klammern im Text sowie im Anhang Kurz-Bibliografien, die auch Faksimile-Ausgaben und – so vorhanden – Texteditionen enthalten sowie die wichtigsten Daten zu den einzelnen Werken. Die informative Einleitung referiert zu der Textgrundlage, der »Apokalypse«, ihrer bildlichen Ausgestaltung auch in anderen Medien, behandelt Bücher und Buchgattungen im Mittelalter sowie Problematiken des Text-Bildverhältnisses. Ausgewählt haben die Autoren »die Klassiker« unter den Apokalypse-Darstellungen (wie bspw. die Bamberger Apokalypse oder Dürers Holzschnitte), aber – um auch die Vielfalt der Buchgattungen aufzeigen zu können, in die die Apokalypse inkorporiert wurde – auch weniger bekannte Werke, wie die bebilderten Kommentare des Alexanders von Bremen oder die sogenannte Hamilton-Bibel in Berlin. Die Abschnitte zu den einzelnen Werken enthalten eine kurze Darstellung und Charakterisierung, sehr knappe und daher verkürzende jedoch präzise Zusammenfassungen der bisherigen und aktuellen Forschungsfragen und ein Aufzeigen von Forschungsdesideraten. Teils vermisst man hierbei eine etwas vorsichtigere Formulierung von dem, was als Fakten bzw. Konsens präsentiert wird. Dies mag allerdings wiederum dem Format bzw. den Adressaten der Reihe geschuldet sein – ebenso wie der zuweilen bewusste Einsatz moderner Begrifflichkeit wie »*Picture Book*« (Kap. II), »*Monsterwelle*« (S. 66) oder Johannes als »*Superheld*« (S. 105), der von einer weniger akademischen, aber umso emphatischeren Ausdrucksweise zeugt. Auch die interpretierenden Bildbeschreibungen führen die Imagination des Lesers zum Teil an engem Zügel, wenn bspw. über den dunklen, mit hellen Mustern durchsetzten Hintergrund einer *Beatus*-Darstellung geschrieben wird, dieser konstituiere »einen durchgehenden Raum der Offenbarung, in dem die ornamental behandelten Gewänder der Akteure Energiezonen aus Farb- und Lichtwerten markieren.« (S. 52)

Ein Monitum des Buches, das nicht ungenannt bleiben sollte, formulieren die Verfasser bereits selbst und bedauernd in der Einleitung: Es musste auf Vergleichsabbildungen verzichtet werden, sodass das Apokalypse-Kontinuum nicht verlassen werden kann. Es finden sich in den Beiträgen zu den Werken also jeweils allein Abbildungen aus eben diesen. Hervorzuheben ist dagegen, dass die Verfasser jedes vorgestellte Werk zum Anlass

nehmen, nicht nur gezielt Eigenheiten dieser jeweiligen Illuminationen herauszustellen, sondern anhand dieser je einen anderen Fokus auf eine Besonderheit jener speziellen wie auch der Apokalypse-Ikonografie im Allgemeinen zu legen. Beispielsweise zieht sich als ein wiederkehrendes Motiv durch die Objektbeiträge die Frage nach dem innovativen Potential von Apokalypse-Darstellungen in der Buchmalerei: Bereits in der Einleitung (S. 17) weisen die Verfasser auf die Problematik im kunstgeschichtlichen Forschungsdenken hin, welche Werke in Familien und Handschriften-Stemmata organisieren und begreifen möchte. Dabei wird oftmals für die einzelnen Werke ein reines Kopistentum ohne eigene Produktivität angenommen, um sie in einen möglichst kleinteiligen Stammbaum mit verlorenen bzw. fiktiven Untergliedern zwischen den erhaltenen Werken einzuordnen. Dadurch wird die Schrittlänge der Innovation in der Entwicklung von Stil und Ikonographie verkürzt. Diese Problematik wurde in der Forschung zur Apokalypse in der Buchmalerei bislang kaum thematisiert. In dieser Art ließen sich noch weitere Beispiele von durchgehenden Motiven durch diesen Band aufzählen, sodass er als ein interessantes und informatives Mischwesen charakterisiert werden kann: Als Bildband, der durch ansprechend gestaltete Lektüre ein interessiertes Laienpublikum zugleich über die aktuellen Fragen und Forschungsfelder zur Apokalypse informiert und ebenso für ein akademisches Publikum, nicht nur als Überblick und Nachschlagewerk zu den wichtigsten Daten und Fakten einzelner Werke, sondern als Fundus von durchaus innovativen Deutungsvorschlägen und Aufzeigen von Forschungsdesideraten.

*Johanna Scheel*

DANIELA WAGNER: Die Fünfzehn Zeichen vor dem Jüngsten Gericht. Spätmittelalterliche Bildkonzepte für das Seelenheil. Berlin: Reimer 2016. 336 S. m. zahlr. farb. und sw. Abb. ISBN 978-3-496-01553-6. Geb. € 49,00.

Eine eingehende Monographie zur Ikonographie der im Mittelalter in Text und Bild verbreiteten Vorzeichen vor dem Weltende lag bisher noch nicht vor. Mit Wagners 2014 approbierter Hamburger Dissertation ist auch diese Forschungslücke geschlossen, und zwar kompetent. Das Thema der vor dem Ende der Geschichte warnenden Omina – wie etwa das Verbrennen von Wasser und Meer, blutiger Tau auf den Pflanzen, das Auf-erstehen von Menschengelassen u. dgl. m. – wurde aufgrund einiger Bibelstellen, der Thomas-Apokryphe und Erwähnungen in den Sibyllinischen Orakeln v. a. durch einen Beda Venerabilis zugeschriebenen Text vermittelt und ist in weit über hundert Fassungen in den verschiedenen Literaturen des Mittelalters erhalten, in der Mehrzahl aus dem 13. bis 15. Jahrhundert stammend. Diese spektakulären Zeichen fanden in der Spätgotik zahlreich Umsetzungen in die figurale Kunst und regten zu unterschiedlichen, oft faszinierenden Entwürfen an, nicht nur im primären Medium der illuminierten Handschriften, auch in der Monumentalmalerei (Tramin), der Glasmalerei (York), auf Altarretabeln (Oberwesel) etc. Wagner hat nicht nur alle bekannten Beispiele in einem Katalog erfasst und im Text besprochen, sondern auch umsichtig aus verschiedenen Perspektiven erläutert, wobei sie Themen der Bildorganisation und -rhetorik bzw. Erzähltechnik besonders interessieren, etwa die Funktion des bisweilen am Rande beigegebenen »öffentlichen Zuschauers«, doch auch die Zusammenhänge mit Memorialstiftungen oder Aspekte der Mentalitätsgeschichte (s. dazu P. Dinzelsbacher, Weltuntergangspantastien und ihre Funktion..., Aschaffenburg 2014, S. 114ff. u. ö.). Als besonders positiv ist hervorzuheben, dass die Verfasserin auch (wie leider sonst in der deutschsprachigen Kunstgeschichte ganz

unüblich) die skandinavischen Kalkmalereien berücksichtigt, nur die Darstellungen im Gewölbe der Kirche zu Fornåsa (Östergötland) sind ihr entgangen.

Bei den Texten wäre die reiche altirische Tradition zu ergänzen (M. McNamara, *The Apocrypha in the Irish Church*, Dublin 1975, S. 128ff.). An störenden Druckfehlern erwähne ich S. 102f. Sanga (statt Sānga); S. 242 A. 87 lies »solus«; S. 239 A. 76 »sanguinis«; S. 294 zweimal »āge«; krass ist S. 234 A. 62 »xpectsnibus«, S. 239 A. 78 »appatuerunt«. Einige Übersetzungen sind falsch (S. 117 »secondo« heißt hier nicht »zweitens«, sondern »gemäß dem...«; S. 240 »arbores« ist Plural); irrig auch die Transkription S. 76 (richtig: »sanguinem«). Kunsthistorische Arbeiten, in denen altsprachliche Texte korrekt zitiert und verstanden werden, kann man freilich ohnehin fast an einer Hand abzählen. Dass S. 186ff. in einem Einschub schwarzfigurige Amphoren aus dem 6. vorchristlichen Jahrhundert diskutiert werden, um die Rolle des Zuschauers zu illustrieren, erscheint einigermaßen deplatziert. Der mentalitätshistorische Abschnitt hat Schwächen aufgrund ungenügender Rezeption der relevanten Literatur (was in einer kunsthistorischen Dissertation auch nicht verlangt werden kann); die Bedeutung von Krisen z. B. wird man anders sehen, liest man etwa Chr. Rohr, *Extreme Naturereignisse im Ostalpenraum...*, Köln 2007.

Solche Corrigenda müssen in einer Rezension benannt werden und können auch für eine künftige Neuauflage nützlich sein, sollen aber nicht das generelle Urteil verdecken: In Summe hat Wagner eine kenntnisreiche und abgerundete Monographie vorgelegt, die nicht zuletzt durch die zahlreichen Abbildungen eine gute Übersicht bietet. Die letztlich von sehr konkreten Ängsten vor dem Jüngsten Gericht verursachten Spekulationen über dessen Vorzeichen sind in phantasiereichen und eindrucksvollen ikonographischen Schöpfungen den Gläubigen vergegenwärtigt worden, bildgewordene Paränese von oft beeindruckender Ästhetik. Der Verfasserin ist für die spannende und umfassende Aufbereitung des Materials zu danken.

*Peter Dinzelbacher*

ALESSANDRO SCAFI: *Die Vermessung des Paradieses. Eine Kartographie des Himmels auf Erden*. Darmstadt: Philipp von Zabern 2015. 176 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-8053-4917-8. Geb. € 39,95.

Das Paradies war und ist ein fiktiver Sehnsuchtsort. Gleichzeitig gab es seit jeher zahlreiche Versuche, den biblisch begründeten Garten Eden zu lokalisieren. In seiner reich bebilderten Studie erzählt Alessandro Scafi die Geschichte dieses Platzes, den es auf ganz verschiedene Arten scheinbar unablässig aufzuspüren und in Karten zu erfassen galt. Die insgesamt neun Kapitel, die allesamt recht abstrakt anmutende Titel tragen, sind analog gegliedert: Auf ein einleitendes Zitat folgt der mit zahlreichen Abbildungen angereicherte Textteil, ehe jeweils eine bildliche Darstellung als »Optisches Zwischenspiel« das Beschriebene visuell verdichtet. Eine »Bibliografische Notiz« kommentiert die relevante Literatur am Ende eines jeden Kapitels.

Die Studie startet mit einem kulturgeschichtlichen Überblick, der dem Paradiesbegriff nachspürt und neben Beispielen aus der christlichen Tradition auch Paradiesvorstellungen aus dem Islam wiedergibt sowie die jüdische Überlieferung berücksichtigt, für die jedoch kein solcher Kartierungsimpuls zu verzeichnen sei (Kap. 1 u. 2). So richtet sich das wesentliche Ansinnen der Studie auf die »Kartierung des irdischen Paradieses aus der Bibel, das Garten Eden genannt wird« (S. 30). Der dritte Abschnitt rückt die biblischen Ursprünge und die entsprechende textuelle Überlieferung ins Zentrum, um die exegetische Dimension des Garten Edens zwischen allegorischer und wörtlicher Ausrichtung,

seine biblisch begründete geografische Verortung im Osten und schließlich die Überführung dieses Wissens in das Kartenformat zu schildern. Und das vierte, mit 25 Seiten umfassendste Kapitel beleuchtet den Faktor Zeit. Denn die Menschheitsgeschichte war ein konstitutives Merkmal der Weltkarten des lateinischen Mittelalters, die gleich einer Weltchronik mehrere Zeitschichten miteinander verbanden. Hier nutzt Scafi vor allem die berühmte Herefordkarte (ca. 1300), um die Verquickung der christlichen Narrative mit räumlichen und zeitlichen Dimensionen gemeinverständlich darzulegen.

Der zweite Teil des Buches fokussiert die geografischen Dimensionen. Scafi erläutert die Vereinbarkeit der christlichen Lehre mit den klimatischen Informationen aus Geografie und Astronomie des 13. Jh.s sowie die Auswirkungen der praktischen Reiseerfahrungen auf die Seekartografie (Kap. 5). Er fokussiert die Rezeption geografischen Wissens, etwa in der ptolemäischen *Geographia*, und die reformatorischen Diskurse, die beide dazu beitrugen, das Paradies von den Karten verschwinden zu lassen, indem sie es von einem gegenwärtigen, aber nicht erreichbaren Ort, zu einem Platz in der Vergangenheit verschoben (Kap. 6). Letztlich sorgte die protestantische Heilig-Land-Kartografie, die auf die Verortung des Paradieses in Mesopotamien und Armenien reagierte, für die Lokalisierung des Garten Edens im Heiligen Land (Kap. 7). Im 19. Jahrhundert rückte dann die Frage nach der geografischen Lage des Paradieses in das Forschungsinteresse weltlicher Gelehrter, die dort den Ursprung der Menschheit vermuteten (Kap. 8). Das abschließend als »Optisches Finale« gestaltete Kapitel nimmt das Paradies als Utopie in den Blick und bietet zugleich eine Zusammenfassung.

Die vorliegende Übersetzung rekurriert auf das 2013 erschienene populärwissenschaftliche Werk »*Maps of Paradise*«, während der deutsche Titel an Scafis 2006 publizierte, fast 400 Seiten umfassende Studie »*Mapping Paradise. A History of Heaven on Earth*« erinnert. Um eine derartige Verwirrung zu vermeiden, wäre eine unmittelbare Übertragung des Titels wohl sinnvoller gewesen. Insgesamt besticht die Studie durch ihre Fülle an Abbildungen und den eingängigen Schreibstil. Zahlreiche Beispiele zeugen von der Quellenkenntnis des Autors, andere veranschaulichen den Stoff so konkret, dass auch ein nichtwissenschaftliches Publikum seine Freude daran finden wird. Ein Index mit den wichtigsten Personen-, Orts und Sachnamen erleichtert die Orientierung ebenso wie der Verzicht auf einen Anmerkungsapparat zugunsten der kommentierten Bibliografie. Für den Forschungs- und Lehrbetrieb scheint es jedoch unumgänglich, das erheblich umfassendere Werk zu konsultieren.

Lena Thiel

HOLE RÖSSLER (HRSG.): *Luthermania. Ansichten einer Kultfigur* (Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek, Nr. 99). Wiesbaden: Harrassowitz 2016. 407 S. m. zahlr. farb. Abb. 978-3-447-10712-9. Geb. € 39,80.

Anzuzeigen ist der Begleitband einer Ausstellung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (HAB) im Verbund mit dem Deutschen Literaturarchiv Marburg und der Klassik Stiftung Weimar. Die Ausstellung umfasste 47 gezählte Exponate.

Nach einem Grußwort der Geschäftsführerin des Forschungsverbunds Marbach Weimar Wolfenbüttel und einem zweiten, das aber nicht so heißen darf, des Direktors der HAB, finden sich fünf Aufsätze. Programmatisch eröffnet der Herausgeber des Bandes seine »Einführung« mit dem Statement, »dass diese Lutherbilder eine Herkunft und eine Geschichte haben, dass sie geformt sind von der politischen Lage, von kulturellen Entwicklungen und Krisen der jeweiligen Zeit« (S. 16). Leider findet sich keine Begründung

für den Titel von Ausstellung und Katalog, der wörtlich genommen von Luther-Besessenheit spricht, wobei unklar bleibt, ob von einem *Genitivus subjectivus* oder *objectivus* auszugehen ist.

Es folgen zwei programmatische Artikel zur Geschichte der Lutherbilder. Robert Kolb widmet sich in gewohnt solider und kenntnisreicher Manier den Lutherbildern der Frühen Neuzeit; Harald Bollbuck stellt »Martin Luther in der Geschichtsschreibung zwischen Reformation und Aufklärung« dar. Zwischen beiden Aufsätzen gibt es erhebliche Überschneidungen. An zentraler Stelle widersprechen sich die Autoren. Während Kolb daran festhält, dass »Luther bewundert, aber nicht als Heiliger verehrt« wurde (S. 34), meint Bollbuck seine Luther-Biografien in »die Tradition von mittelalterlichen Heiligenviten gestellt« (S. 57) zu sehen.

Zwei weitere Aufsätze befassen sich mit der Lutherrezeption nicht chronologisch, sondern inhaltlich. Stefan Laube untersucht unter dem etwas enigmatischen Titel »Süchtig nach Splintern und Scherben. Energetische Bruchstücke bei Martin Luther« die echten und vermeintlichen materiellen Hinterlassenschaften des Reformators, wobei er wiederholt den Begriff der Reliquie verwendet (S. 73 u. ö.), ohne die Problematik in Bezug auf Luther wirklich semantisch füllen zu können. Ester P. Wipfler, durch eine Vielzahl von Veröffentlichungen zum Thema ausgewiesen, bringt den »Filmstar Martin Luther« auf das Papier.

Den Katalogteil gliedert der Herausgeber in vier Themen: »Luther der Heilige; Luther, der Teufel; Luther, die Marke; Luther der Deutsche«. Die Begründung dafür findet sich bereits in der Einführung, wo von »Spielfeldern« die Rede ist, womit deutlich wird, dass die Themen weder auf derselben semantischen Ebene zu verorten sind, noch einer gewissen Beliebtheit entbehren. Jedem Thema ist eine Einführung des Herausgebers vorangestellt, dem ein vertiefender Aufsatz folgt.

So widmet sich Martin Steffens unter dem Titel »Lutherorte – Lutherdinge« den »irritierenden Beispielen protestantischer Memoria« (S. 109) mitsamt der Frage nach der »Heiligkeit« Luthers. Der Katalog beschäftigt sich unter anderem mit Luthers vermeintlichem Tintenfass und mit einem gefälschten Lutherautografen von der Hand des berüchtigten Hermann Kyrieleis. Der zweiten Sektion ist ein Aufsatz von Andreas Holzem vorangestellt, der bereits im Titel das Thema des Kapitels konterkariert. »Luther der Teufel oder: Luther, das Werkzeug des Teufels? Martin Luther in katholischen Kontroverspredigten um 1600«. Das ist mit Gewinn zu lesen und hebt sich in Gründlichkeit und Stil angenehm von anderen Beiträgen ab. Dass unter diesem Titel »Luther der Teufel« auch der Protoantisemitismus des Reformators verhandelt wird, sei am Rande erwähnt.

Neben der Einführung zum dritten Kapitel »Luther, die Marke« steht ein ausführlicher Aufsatz über die Lutherrose von Claus Conermann, der zuerst 1987 und auf Englisch erschienen ist und hier übersetzt und mit veränderten Anmerkungen geboten wird (S. 257, Anm. 1).

Das vierte Kapitel schließlich wird durch einen Aufsatz von Hansjörg Buss »Die Deutschen und Martin Luther. Reformationsjubiläen im 19. und 20. Jahrhundert« geprägt. Der Band wird abgerundet durch ein »Verzeichnis der Beiträgerinnen und Beiträger« sowie einer »Gesamtbibliografie«, die zwischen Quellen und Sekundärliteratur nicht unterscheidet. Ein Personenregister fehlt, was die Nutzbarkeit des Bandes einschränkt.

Der Zweck eines Ausstellungskatalogs liegt in der gemeinverständlichen Darstellung der Forschungslage einerseits und der Untersuchung von zu den Themen gehörenden Objekten. Bei allen Unterschieden in der Qualität der Katalogbeiträge wird man diesen Anspruch als erfüllt ansehen dürfen.

*Martin Treu*

ANNA-KATHARINA HÖPFLINGER, YVES MÜLLER: *Ossarium. Beinhäuser der Schweiz*. Zürich: Pano 2016. 255 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-290-22034-1. Geb. € 42,90.

*Arrete! C'est ici l'empire de la mort* – dies sind die Worte am steinernen Türsturz des Portals des wohl größten Beinhäuses der Welt in Paris, in dem insgesamt über sechs Millionen Menschen ihre letzte Ruhe gefunden haben. Schon immer faszinierte der Umgang mit den Toten die Lebenden. Eines der bekanntesten und besten Einführungswerke zur Thematik der Beinhäuser ist wohl das 2011 erschienene Buch von Paul Koudounaris, *The Empire of Death. A Cultural History of Ossuaries and Charnel Houses* (London: Thames & Hudson). In diesem Buch vereint Koudounaris mit farbenprächtigen Bildern und gut recherchierten Beiträgen mehrere Beinhäuser und *memento mori*-Gedenkstätten weltweit. Mit dem 2016 erschienenen Buch *Ossarium. Beinhäuser in der Schweiz* von Anna-Katharina Höpflinger und Yves Müller werden nun in dieser Tradition die Ossarien der Schweiz genauer betrachtet und man betritt nun buchstäblich, wenn auch nur in Papierform, das *empire de la mort* der Schweiz.

Das Werk ist in vier größere Kapitel unterteilt, welche sich mit den Ossarien Graubündens, des Wallis, der Innerschweiz sowie der restlichen Schweiz beschäftigen. Vertiefende Aufsätze von unterschiedlichen Experten gehen, ergänzend zu den Hauptkapiteln, noch auf Fragen zur Historie von Beinhäusern (Regula Odermatt-Bürgi), der theologischen Sicht auf diese (Jean-Pierre Brunner), den *danses macabres* (Melanie Eyer) und den künstlerischen Aspekt der Schädelbemalung (Paul Kourdounaris) ein. Ein kleineres Abschlusskapitel widmet sich vier weiteren Beinhäusern im angrenzenden Ausland. Durch die gut ausgewählten Aufsätze gewinnt der Leser / die Leserin einen guten, wenn auch in der Kürze naturgemäß etwas groben Überblick über die Verwendung von und den Umgang mit Ossarien und dessen »Bewohnern« im Laufe ihrer Geschichte.

Ein kurzer exemplarischer Beschrieb, begleitet von Fotografien, behandelt jeweils die einzelnen Ossarien. Die kleinen Beschreibungen zu den ausgesuchten Stätten halten sich in Länge und historischer Tiefe in Grenzen. Wie schon die Autoren anmerken, ist es oft schwierig, die Geschichte der einzelnen Gedenkstätten zu rekonstruieren, ist die Überlieferungslage doch zumeist spärlich. Genauere architektonische Beschreibungen der einzelnen Gebäudekomplexe, in denen die Beinhäuser untergebracht wurden, sind nur in einigen wenigen Fällen vorhanden. Ihr Fehlen wird jedoch durch kleine Anekdoten wettgemacht: Mit gut ausgesuchten überlieferten Geschichten zu dem Verhalten von einzelnen Menschen in und mit Beinhäusern und dessen »Bewohnern« im Laufe ihrer Geschichte wird das Buch nicht nur aufgelockert, sondern entlockt dem Leser, trotz der eher »finsteren« Thematik, regelmäßig ein leichtes Schmunzeln.

Das Buch eignet sich hervorragend als kleiner Reiseführer für all jene, welche einmal einen Fuß ins *empire de la mort* der Schweiz setzen wollen und sich dabei nicht verirren möchten. Allein schon mit den gut ausgewählten und hervorragend abgelichteten Fotografien von Yves Müller, die mit viel Liebe und Sorgfalt erstellt wurden, betritt man das Reich, ohne sich von der Couch lösen zu müssen. Eine kleine Karte mit den im Textteil genannten Orten hätte dem Leser jedoch seinen Erkundungstrip durch das Totenreich erleichtern können.

Das Buch stellt, laut den Autoren, ein Plädoyer für die Pflege der wenigen noch erhaltenen und mit Gebeinen bestückten Ossarien der Schweiz dar, um den *memento mori*-Gedanken weiterzuführen und in Ehren zu halten. Dieses Plädoyer ist ihnen in Gestalt ihres Buches bestens und sehr anschaulich gelungen.

Nicole Mölk

MICHAEL THIMANN: Friedrich Overbeck und die Bildkonzepte des 19. Jahrhunderts (Studien zur christlichen Kunst, Bd. 8). Regensburg: Schnell und Steiner 2014. 488 S. m. zahlr. Farb. Abb. ISBN 978-3-7954-2728-3. Geb. € 86,00.

Seit der Publikation von Margaret Howitt über Johann Friedrich Overbeck nach seinen Briefen und dem handschriftlichen Nachlass (1868, 2 Bände) hat es keine das Leben und das gesamte Werk dieses Malers präsentierende Werkmonographie gegeben. Zwar hat Jens C. Jensen viele kleinere, überaus wichtige Beiträge zu Overbeck in Zeitschriften, Jahrbüchern, Sammlungsschriften und Ausstellungskatalogen publiziert. Außerdem stellte im Jahr 1989 die Ausstellung des Lübecker Museums anlässlich des 200. Geburtstags des Künstlers eine große Anzahl von Gemälden und Zeichnungen Overbecks in wissenschaftlicher Bearbeitung vor. Eine Overbecks gesamtes Schaffen behandelnde Werkmonografie war jedoch seit vielen Jahren ein Desideratum. Deswegen verdient Michael Thimanns Publikation über Overbeck in der Romantik-Forschung große Aufmerksamkeit. Größtenteils entstanden während eines Stipendiums am Deutschen Kunsthistorischen Institut in Florenz, habilitierte sich Thimann damit an der Universität Basel; er ist nun Professor für Kunstgeschichte an der Universität Göttingen.

Thimann beginnt seine Publikation mit dem Begriff der Wahrheit in der Kunst der Lukasbrüder (S. 33ff.), in deren Leben und Schaffen er als Hauptgrundsatz einen großen Raum einnehmen sollte. Entgegen den starren Ausbildungsrichtlinien der Wiener Kunstakademie sollte die Wahrheit den Mitgliedern des Bundes als oberstes Ziel des künstlerischen Strebens einen freien Weg und einen intensiven Zugang zur Kunst ermöglichen. Voraussetzung für die Wahrheit war – wenn auch nicht direkt gefordert – der christliche Glaube und eine ihm entsprechende Lebensweise. Zudem mussten sich die Mitglieder des Lukasbundes verpflichten, der Wahrheit immer treu zu bleiben sowie die Institution Kunstakademie abzulehnen und ihr Leben lang »mit allen Kräften« gegen sie zu kämpfen. An dieser Stelle der Publikation Thimanns vermisst man ein Kapitel über die enge Freundschaft zwischen Overbeck und Pforr, den Protagonisten des Lukasbundes, die nach Identifizierung mit ihren künstlerischen Vorbildern Raffael und Dürer strebten. Auch eine Darlegung der Ziele des Lukasbundes hätte man sich hier gewünscht.

Angesichts der grundlegenden Aufsätze von Jens C. Jensen über die »Bildniskunst der Nazarener« (1981) und von Roland Kanz über die Porträt-Ästhetik der Romantik (1998) geht Thimann im Kapitel über die Porträtmalerei (S. 69ff.) besonders auf den Ausdruck des Gesichts des Porträtierten ein, der Aufschluss über die seelische Verfassung geben kann und auf bestimmte Charaktereigenschaften schließen lässt. Angesichts von Pforrs »Selbstbildnis« von 1810 (Frankfurt, Städel) konnte Thimann auf einen seltenen Zusammenhang hinweisen, eine Entdeckung, die drei Porträtdarstellungen eng miteinander verbindet: Dem gemalten Selbstbildnis Pforrs ging eine Umrisszeichnung Pforrs zu seinem Selbstbildnis (München, Privatbesitz) voraus. Overbeck hat dann die Umrisszeichnung von Pforrs Selbstbildnis, die sich in seinem Besitz befand, sozusagen animiert, indem er auf der sich heute in der Brera befindenden Zeichnung physiognomische Details, besonders die Haare, Augenbrauen und Augen ausführte, Licht- und Schattenpartien hinzufügte, das Porträt »gleichsam als lebendig rekonstruiert«, sodass ein »lebendiges« Bildnis seines inzwischen verstorbenen Freundes Pforr entstand. (S. 114–118, Abb. 33, 34, 35).

In dem Kapitel »Bildallegorien« (S. 153ff.) verweist Thimann zunächst auf seine Aufsehen erregende Entdeckung von Guido Renis Gemälde »Allegorie der Zeichnung und Malerei« aus der Zeit um 1620/25, das zwei sich zugewandte junge Frauen zeigt (Abb. 60). Das Motiv hat Overbeck möglicherweise zu seinem Gemälde »Italia und Germania« angegert. In dem für die Overbeck-Forschung überaus wichtigen Abschnitt »Offenheit und

Wandel der Allegorie« (S. 170 ff.) geht Thimann genauer auf Overbecks heute berühmtestes Werk »Italia und Germania« ein. Die späte Vollendung des Bildes im Jahre 1829 war wohl einer der Gründe, warum sich Overbeck von der ursprünglich zusammen mit Pforr 1811 entwickelten Konzeption der beiden Bräute als ideale Frauengestalten abwandte zugunsten einer neuen Form der Bildallegorie, die sein Kunstschaffen und Kunstverständnis thematisiert: »eine Ausgleichung alles Guten, Wahren und Schönen was es in deutscher und italiänischer Kunst, Sinnesart und höherer Lebensansicht lebt...« (S. 176: Brief Overbecks an seinen Bruder, 25.2.1831).

Overbecks römische Fresken hat der Autor etwas stiefmütterlich behandelt in Kapiteln über Wandmalerei (S. 263ff.). Durch ein Stipendium an der Bibliotheca Hertziana konnte ich mich in Rom den Fresken in der Casa Bartholdy und im Casino Massimo widmen (vgl. Publikation 2011). Im Casino Massimo konnten Overbecks und Führichs Darstellungen den Textstellen in Tassos »*Gerusalemme liberata*« zugeordnet und teilweise neu interpretiert werden. Overbecks späte Arbeiten für die Kathedrale von Djakovo (Kroatien) werden nicht besprochen. Dabei hätte die Mitarbeit von Vater und Sohn Alexander Maximilian und Ludwig Seitz (vom Jahre 1868 an) an Overbecks letzten Fresken Aufschluss über die Probleme seines Alterswerks gegeben. Nicht mehr Overbeck selbst, sondern der Bischof von Djakovo, Josip Strossmayer, und sein Kunstberater Gebhard Flatz beurteilten nun den Fortgang und die Qualität der Freskoarbeiten.

Ein ausführliches Literaturverzeichnis beschließt die Publikation. Im Anhang (S. 419–437) sind wichtige, Overbecks Kunst und seine Person betreffende, größtenteils unbekannt, noch unveröffentlichte Dokumente aufgenommen, vorwiegend aus dem Nachlass Overbecks in der Lübecker Stadtbibliothek.

*Peter Vignau-Wilberg*